

# *Das Internet als Kommunikationsforum für suizidgefährdete Adoleszenten*

vorgelegt von  
Diplom-Sozialpädagogin  
Vera Mall  
aus Hamburg

Von der Fakultät I - Geisteswissenschaften  
der Technischen Universität Berlin  
zur Erlangung des akademischen Grades  
Doktor der Philosophie  
-Dr. Phil.-

genehmigte Dissertation

Promotionsausschuss:

Vorsitzender: Prof. Dr. Siegfried Reck  
Berichter: Prof. Dr. Manfred Kappeler  
Berichter: Prof. Dr. Stefan Aufenanger

Tag der wissenschaftlichen Aussprache: 26.02.2003

Berlin 2003  
D 83



*„Angesichts des Todes schwanke ich unaufhörlich  
zwischen dem ‘Geheimnis’ und dem ‘Gar nichts’,  
zwischen den Pyramiden und dem Leichenschauhaus.“*

(CIORAN, 1979, S.19)

# **Inhaltsverzeichnis:**

## **Teil I : Kulturhistorischer Abriss des Suizidphänomens, Forschungsüberblick bestehender Suizid- und Kommunikationstheorien, sowie ergänzende Theorien zum Verhältnis Suizid und Adoleszenz.....9**

<b>1.Einführung:</b> .....	<b>10</b>
<b>2. Das Phänomen Suizid - ein kulturhistorischer Abriss .....</b>	<b>13</b>
2.1 Der Suizid in der Antike.....	14
2.2 Behandlung des Suizids in den Philosophenschulen des Altertums.....	17
2.3 Der Suizid als Thema in der Bibel .....	20
2.4 Suizid im Mittelalter - Suizid und Christentum .....	21
2.5 Der Suizid ab dem Zeitalter der Aufklärung .....	26
2.6 Der Umgang mit dem Suizid bei außereuropäischen Völkern .....	32
2.7 Der Suizid in der Rechtssprechung .....	37
2.8 „Der Freitod ist ein Privileg des Humanen“ - Bewusstes Handeln und die Grenzen der Beeinflussung .....	43
<b>3. Soziologische Aspekte von Suizidhandlungen.....</b>	<b>46</b>
3.1 Zur Integrations- und Anomie-Theorie Durkheims.....	47
3.2 Suizid - extreme Form abweichenden Verhaltens? .....	53
3.3 Erweiterung soziologischer Erklärungsansätze .....	56
<b>4. Psychodynamische Aspekte der Suizidhandlung .....</b>	<b>60</b>
4.1 Die beiden Triebtheorien Freuds .....	61
4.2 Der Todestrieb bei Menninger.....	64
4.3 Appell - und Gottesfunktion bei Stengel .....	65
4.4 Die parasuizidale Pause bei Linden und Feuerlein.....	67
4.5 Henselers Narzissmustheorie .....	69
4.6 Das präsuizidale Syndrom.....	73
4.7 Lerntheoretische Erklärungsansätze der Suizidgenese.....	76
4.8 Zusammenfassende Herleitung der soziologischen und psychodynamischen Aspekte .....	79
<b>5. Das Verhältnis von Suizid und Adoleszenz - ergänzende Theorien.....</b>	<b>86</b>
5.1 Entwicklungsspezifische Merkmale der Adoleszenz .....	87
5.2 Adoleszenz und Narzissmusproblematik .....	97
5.3 Suizidogene Umstände adoleszenter Entwicklungskrisen .....	100
5.4 Vertiefung phänomenologischer Aspekte adoleszenter, sowie präsuizidaler Verhaltensweisen.....	105
5.5 Gestörte Familienstrukturen und ihre Bedeutung auf suizidale Verhaltensweisen Adoleszenter.....	109
<b>6 Kommunikationstheorien und Aspekte suizidaler Interaktion in der Kommunikation .....</b>	<b>115</b>
<b>7. Das Internet und Theorien computervermittelter Kommunikation .....</b>	<b>123</b>
7.1 Entwicklungsgeschichte und Funktionsweise des Internets.....	123
7.2 Das Internet und seine wesentlichen Komponenten.....	125
7.3 Darstellung des Forschungsstandes der auf dem Internet basierenden Kommunikation .....	129
7.3.1 Kanalreduktionstheorie: .....	130

7.3.2 Reduced Social Cues Model:.....	133
7.3.3 Rationale Medienwahl:.....	135
7.3.4 Social Influence Model: .....	136
7.3.5 Interaktive Medienwahl:.....	137
7.3.6 Soziale Informationsverarbeitung: .....	138
7.3.7 Simulationstheorie:.....	140
7.3.8 Imaginationsmodell: .....	141
<b>8. Überlegungen zu Folgen und Wirkungen computervermittelter Kommunikation .....</b>	<b>141</b>
8.1 Substitution anderer Kommunikationsformen .....	142
8.2 Isolation und Einsamkeit .....	143
8.3 Beschleunigte Selbstoffenbarung .....	146
8.4 Demokratisierungseffekt .....	148
8.5 Informationsüberflutung.....	151
8.6 Internetsucht .....	152
8.7 Zusammenfassende Überlegungen zu den kommunikationstheoretischen Aspekten und Überleitung zur Untersuchungsmethode .....	156
<b>Teil II: Empirischer Teil; Konzeption und Durchführung .....</b>	<b>164</b>
<b>9. Fragestellungen und methodischer Ansatz der Untersuchung .....</b>	<b>165</b>
9.1 Methodischer Ansatz.....	166
9.2 Bestimmung der Erhebungsinhalte.....	167
9.3 Darlegung des Erhebungsinstrumentes .....	168
<b>10. Durchführung der Untersuchung .....</b>	<b>169</b>
10.1 Beschreibung der Untersuchungsobjekte und der Datenerhebung.....	170
10.2 Kategorisierung der Institutionen .....	171
<b>11. Auswertung und Ergebnisse der Fragebögen.....</b>	<b>172</b>
11.1 Analytische Auswertung des Bestandes, der jeweiligen Bezüge zum Internet und des Kontaktverhaltens der Klientel der angeschriebenen Institutionen.....	173
11.1.1 Bestand der Beratungs- und Hilfsangebote .....	173
11.1.2 Mittelwertsvergleich zum Bestand der im Internet aktiven und nicht aktiven Institutionen.....	174
11.1.3 Hinwendung der derzeit im Internet aktiven Institutionen an das Internet .....	174
11.1.4 Qualitative Auswertung zur Anmeldung der im Internet aktiven Institutionen in den Suchmaschinen unter den Begriffen Suizid und Beratung.....	175
11.1.5 Quantitative Auswertung hinsichtlich der Kenntnis der nicht im Internet aktiven Institutionen darüber, ob diese im Internet dennoch unter den Suchbegriffen Suizid und Beratung Erwähnung finden .....	176
11.2 Klientenkontakte mit/zu den Institutionen .....	177
11.2.1 Absolute jährliche Kontaktaufnahmen zu den beiden Institutionstypen .....	178
11.2.2 Mittelwertsvergleich zwischen den absoluten Häufigkeiten der jährlichen Kontaktaufnahmen .....	179
11.2.3 Kontaktaufnahmen suizidgefährdeten Menschen mit im Internet aktiven bzw. nicht aktiven Institutionen.....	180
11.2.4 Mittelwertvergleich der Kontaktaufnahmen durch suizidgefährdete Menschen.....	181

11.2.5 Prozentuale Einschätzung des Geschlechterverhältnisses bei den Kontaktaufnahmen von suizidgefährdeten Menschen .....	182
11.2.6 T-Test zur Geschlechterverteilung bei den Kontaktaufnahmen zu den im Internet aktiven Institutionen.....	183
11.2.7 Erfassung der nach Altersgruppen differenzierten Kontaktaufnahmehäufigkeiten für die beiden Institutionstypen .....	184
11.2.8 Gegenüberstellung der Kontaktaufnahmen Adoleszenter zu den im Internet nicht aktiven und den im Internet aktiven Institutionen mittels Chi- Quadrat-Verfahren .....	185
11.2.9 Veränderungen der Kontaktaufnahmehäufigkeiten für die 22 im Internet aktiven Institutionen nach ihrer Hinwendung an das Internet.....	188
11.2.10 Einschätzung der Suizidalität bei den Kontaktaufnahmen durch Adoleszente .....	189
11.2.11 Mittelwertsvergleich zwischen den Kontaktaufnahmen der als suizidgefährdet eingeschätzten Adoleszenten.....	190
11.2.12 Anzahl derer, die über das Internet an die 22 im Internet aktiven Institutionen herantraten	190
11.2.13 Einschätzung derer, die als Adoleszente über das Internet an die im Internet aktiven Institutionen geraten sind .....	191
11.3. Auswertung der krisenbedingenden Ursachen, die den Kontaktaufnahmen zu den befragten Institutionen zugrunde liegen .....	192
11.3.1 Gegenüberstellung der krisenbedingenden Ursachen.....	192
11.3.2 Chi-Quadrat-Verfahren zum Vergleich der den Kontaktaufnahmen zugrunde liegenden, krisenbedingenden Ursachen.....	194
11.3.3 Weitere krisenbedingende Ursachen, mit denen suizidgefährdete Adoleszente Kontakt zu den beiden Institutionstypen aufnehmen .....	195
11.4. Gründe bzw. diskutierte Gründe der jeweiligen Institutionstypen, nicht aktiv ins Internet zu treten.....	195
11.4.1 Gründe der 60 nicht aktiv im Internet vertretenen Institutionen, nicht ins Internet zu treten	196
11.4.2 Näherungsmatrix zwischen den Beweggründen der 60 nicht im Internet aktiven Institutionen, nicht ins Internet zu treten.....	197
11.4.3 Weitere Gründe der nicht im Internet aktiven Institutionen, ins Internet getreten zu sein	198
11.4.4 Diskutierte Gründe der 22 im Internet aktiven Institutionen vor Hinwendung an das Internet, während der Projektphase und unter der nun laufenden Arbeit, nicht aktiv ins Internet zu treten.....	199
11.4.5 Weitere Gründe, die innerhalb der 22 im Internet aktiven Institutionen vorher, in der Projektphase und mittlerweile in der laufenden Arbeit diskutiert wurden/werden .....	201
11.5. Angaben zu Grenzen und Chancen des Mediums Internet.....	202
11.5.1 Grenzen, die sich aus Sicht der Institutionen, bei der Arbeit im Medium Internet mit suizidalen bzw. suizidgefährdeten Menschen ergeben.....	202
11.5.2 Ergebnisse aus dem Chi-Quadrat-Verfahren hinsichtlich der von beiden Institutionstypen benannten Grenzen des Mediums Internet .....	204
11.5.3 Weitere Grenzen, die die 60 nicht im Internet aktiven Institutionen für das Medium Internet sehen .....	205
11.5.4 Weitere Grenzen, die die 22 bereits im Internet aktiven Institutionen für ihre Arbeit im Internet noch sahen.....	207
11.5.5 Chancen des Mediums Internet, wie sie von den 60 nicht im Internet aktiven Institutionen gesehen werden .....	207
11.5.6 Weitere Chancen, die die 60 nicht im Internet aktiven Institutionen für das Medium Internet sehen .....	209

11.5.7	Aspekte, die bei den 22 Institutionen den Schritt ins Internet begünstigten und darüber hinaus nach der Hinwendung Bestätigung fanden .....	210
11.5.8	Weitere begünstigende Aspekte, die von den 22 im Internet aktiven Institutionen genannt wurden .....	212
11.6.	Suizidtheorien und Konzepte, die bei der Arbeit der Institutionen mit suizidgefährdeten bzw. suizidalen Adoleszenten Berücksichtigung gefunden haben.....	212
11.6.1	Suizidtheorien, die bei der Arbeit der beiden Institutionstypen mit suizidgefährdeten bzw. suizidalen Adoleszenten Berücksichtigung gefunden haben.....	213
11.6.2	Chi-Quadrat-Verfahren zum Vergleich der Suizidtheorien, die in der jeweiligen Arbeit mit suizidalen bzw. suizidgefährdeten Adoleszenten bei den befragten Institutionstypen Berücksichtigung gefunden haben .....	215
11.6.3	Ergebnisse zu den Konzepten, die nach eigener Angabe bei der Arbeit der 60 nicht im Internet aktiven Institutionen mit suizidgefährdeten bzw. suizidalen Klienten/Adoleszenten Anwendung gefunden haben .....	215
11.6.4	Konzepte, die nach eigener Angabe bei der Arbeit der 22 im Internet aktiven Institutionen mit suizidgefährdeten Klienten/Adoleszenten Anwendung finden .....	217
<b>12.</b>	<b>Forschungsdesign, Durchführung und Auswertung der explorativen Interviews mit 6 der im Internet aktiven Institutionen .....</b>	<b>219</b>
12.1	Interviewleitfaden.....	220
12.2	Beschreibung der Stichprobe und der Durchführung .....	220
12.3	Auswertungsergebnisse der explorativen Interviews .....	222
12.3.1	Beweggründe der Institutionen sich dem Internet zuzuwenden .....	223
12.3.2	Erfahrungen der Institutionen mit dem Medium Internet.....	229
12.3.3	Perspektiven des Mediums Internet.....	248
12.3.4	Weitere Erklärungen.....	254
<b>13.</b>	<b>Diskussion der Untersuchungsergebnisse .....</b>	<b>257</b>
13.1.	Diskussion zum Bestand des Beratungs- und Hilfsangebotes der Institutionen.....	258
13.1.1	Bestand des Beratungs- und Hilfsangebotes der 60 nicht im Internet aktiven und der 22 im Internet aktiven Institutionen.....	258
13.1.2	Hinwendung, der 22 im Netz aktiven Institutionen, an das Medium Internet.....	259
13.1.3	Zeitpunkt der Gründung der im Internet aktiven Institutionen und Zeitpunkt ihrer Hinwendung an das Internet.....	260
13.1.4	Anmeldung der im Internet aktiven Institutionen in den Suchmaschinen unter den Begriffen Suizid und Beratung.....	262
13.1.5	Kenntnis der im Internet nicht aktiven Institutionen, ob diese im Internet dennoch unter den Suchbegriffen Suizid und Beratung Erwähnung finden .....	263
13.2	Diskussion der Klientenkontakte zu den Institutionen .....	263
13.2.1	Jährliche Kontaktaufnahmen .....	264
13.2.2	Kontaktaufnahmen von suizidgefährdeten Menschen bzw. Adoleszenten zu den angeschriebenen Institutionen .....	264
13.2.3	Geschlechterverhältnis bei den Kontaktaufnahmen Suizidgefährdeter mit den angeschriebenen Institutionen .....	266
13.2.4	Kontaktaufnahmehäufigkeiten nach Altersgruppen differenziert .....	267
13.3	Diskussion der krisenbedingenden Ursachen bei den Kontaktaufnahmen suizidgefährdeter Adoleszenter zu den Institutionstypen.....	268

13.4 Diskussion der Gründe bzw. Vorüberlegungen der beiden Institutionstypen nicht/doch nicht aktiv ins Internet zu treten .....	269
13.5. Diskussion der Grenzen und Chancen, die aus Sicht der beiden Institutionstypen bei der Arbeit im Medium Internet mit suizidgefährdeten Menschen bestehen bzw. gesehen werden.....	271
13.5.1 Grenzen, die sich aus Sicht der Institutionen bei der Arbeit im Medium Internet mit suizidgefährdeten Menschen ergeben.....	272
13.5.2 Chancen bzw. begünstigende Aspekte, die von den Institutionstypen gesehen werden bzw. bei den 22 bereits im Internet aktiven Institutionen zur Hinwendung an das Medium Internet führten .....	275
13.6. Diskussion der benannten Suizidtheorien und Konzepte .....	277
<b>14. Zusammenfassung und Forschungsausblick .....</b>	<b>281</b>
<b>Literaturliste:.....</b>	<b>284</b>
Anlage 1 Fragebogen, der sich an die im Internet nicht aktiven Institutionen richtete.....	1
Anlage 2 Fragebogen, der sich an im Internet aktive Institutionen richtete .....	9
Anlage 3 Anschreiben beider Institutionstypen, mit der Bitte um Beantwortung eines der Fragebögen .....	22
Anlage 4 Anschreiben der Institutionen, die im Internet aktiv sind, mit der Bitte um Durchführung eines explorativen Interviews .....	23
Anlage 5 Transkription des explorativen Interviews geführt mit Institution A.....	24
Anlage 6 Transkription des explorativen Interviews geführt mit der Institution B .....	28
Anlage 7 Transkription des explorativen Interviews geführt mit der Institution C .....	31
Anlage 8 Transkription des explorativen Interviews geführt mit der Institution D .....	35
Anlage 9 Transkription des explorativen Interviews geführt mit der Institution E .....	38
Anlage 10 Transkription des explorativen Interviews geführt mit der Institution F .....	41



**Teil I : Kulturhistorischer Abriss des Suizidphänomens,  
Forschungsüberblick bestehender Suizid- und  
Kommunikationstheorien, sowie ergänzende Theorien zum  
Verhältnis Suizid und Adoleszenz**

## 1.Einführung:

*„So weit ich blicke, ich sehe nirgendwo - mit den quantitativ geringfügigen Ausnahmen philosophischer Schulen oder philosophierender Individuen (Epikur, Seneca, Diderot) - dass der Freitod anerkannt würde als das, was er ist: ein freier Tod eben und eine hochindividuelle Sache, die zwar niemals ohne gesellschaftliche Bezüge vollzogen wird, mit der aber letztlich der Mensch mit sich allein ist, vor der die Sozietät zu schweigen hat.“ (AMÉRY, 1991, S.102/103)*

Weltweit sterben nach Schätzung der Weltgesundheitsorganisation (WHO) täglich ca. 1000 Menschen durch Suizid, international zählt der Suizid jeweils zu den 10 häufigsten Todesursachen. Um ein Vielfaches höher noch ist die Zahl der Suizidversuche. Nach SWIENTEK (1990) soll es sogar keinen Menschen geben, der nicht selber mindestens einmal in seinem Leben an Suizid gedacht hat. Gemäß diesen Zahlen und Aussagen, stellt sich das Problem des Suizids als ein im weitesten allgemeinen dar, bei dem sozusagen jeder direkt betroffen oder indirekt mitbetroffen sein kann. Folgt man der Annahme, dass es sich bei dem Phänomen Suizid um ein allgemeines handelt, dann möchte ich es weiterführend als Aspekt des Lebens behandelt wissen.

Als ich in der Zeitspanne meiner Adoleszenz das oben angeführte Zitat von Améry las, bedeutete es mir Bestätigung meines Rechtes auf Selbstbestimmung, die auch vor meinem Recht auf einen selbst bestimmten Tod nicht halt zu machen schien.

Nichtsdestotrotz erwachsen mir im Rahmen meiner Arbeit in einer Kinder- und Jugendpsychiatrie Zweifel an der Richtigkeit des Festhaltens an suizidalen Ausdrucksformen der Selbstbestimmung für die Altersspanne, die die Adoleszenz umfasst. Dies lag unter anderem an der relativen Häufigkeit gewählter Todesarten, die nicht zwingend letal enden mussten, sowie an den im klinisch - therapeutischen Rahmen herauskristallisierten, kommunikativen Aspekten, die fast jeder suizidalen Handlung appellativ vorangegangen waren.

Bestätigung gab eine Aussage von BIENER (1990, S.25), der schreibt: „Im Gegensatz zu den Suizidfällen nehmen bei Suizidversuchen Vergiftungen bei weitem den größten Platz ein“, und auch JÄCKEL (1998), die in elf Fallbeispielen ehemals suizidaler Jugendlicher deren Kreisen um den Tod um des Leben willens beschreibt, notiert am Ende ihres Buches: „In Zeiten, in denen die positive

Rückmeldung von außen ausbleibt, kann eine so starke innere Verunsicherung einsetzen, dass nur mehr eine Lösung gesehen wird: der Tod. Genau das aber ist es, was Kinder, die versuchen zu sterben, gar nicht wollen! Sie wollen nicht aufhören zu leben, sie wollen nur anders weiterleben als bisher“ (JÄCKEL, 1998, S.407/408).

Von der Möglichkeit ausgehend, dass Adoleszenten mit ihren suizidalen Verhaltensweisen auf sich und ihre ihnen ausweglos erscheinende Situation verstärkt hinweisen bzw. aufmerksam machen könnten, wird sich diese Arbeit mit der Frage auseinandersetzen, ob und inwieweit das Internet für suizidgefährdete Adoleszenten als Kommunikationsforum relevant sein könnte bzw. bereits ist und wo die kommunikativen Grenzen dieses neuen Mediums liegen.

Um das breite Spektrum, das das Internet seinen Benutzern bietet wissenschaftlich, und thematisch eingrenzen zu können, habe ich die Arbeit in zwei Teile aufgliedert.

Der erste Teil, der das Fundament für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Themenkreis des Mediums Internet als Kommunikationsforum bilden soll, wird sich nach einem kulturhistorischen Abriss über das Phänomen Suizid mit all den Theorieansätzen befassen, die das Verhältnis von Suizid und Adoleszenz betreffen und dabei das multikausale Bedingungsgefüge, das dem Suizidgeschehen zugrunde liegt berücksichtigen.

Explizit sollen vor der Auseinandersetzung mit dem Medium Internet die möglichen Hintergründe und Probleme des Verhaltens suizidaler Adoleszenten kritisch beleuchtet und erörtert werden, die ich im Spannungsfeld des gesellschaftlich vorherrschenden Anspruches als gegeben ansehe: Adoleszente einerseits vor selbstzerstörerischen Handlungen zu schützen bzw. schützen zu wollen und ihnen andererseits Unterstützung in der Ausweitung ihrer Selbständigkeit und ihrer Möglichkeiten zum selbständigen Handeln, das suizidale Handlungen nach meinem Verständnis eben auch nicht ausschließen kann, zu gewähren.

Der zweite Teil dann soll sich, unter Berücksichtigung aller theoretischen und wissenschaftlichen Kontexte rund um den Komplex Suizid und Adoleszenz, mit dem Kommunikationsforum Internet befassen und zwar im Speziellen unter Herauskrystallisierung und Analyse der derzeitigen Bedeutung, die dieses neue kommunikative Medium für Institutionen hat bzw. haben könnte, die als Hilfs- und

Beratungsangebote einer suizidalen/suizidgefährdeten Klientel zur Verfügung stehen.

Für eine Annäherung an das Medium Internet soll eine theoretische Einführung kurz die Entwicklungsgeschichte und Funktionsweise, im Sinne bestehender Kommunikationsdienste des Internets erklären, um dann eingehender, und in Anlehnung an bereits aufgezeigte Theorien sozialer Kommunikation, den theoretischen und empirischen Forschungsstand 'Computervermittelnder Kommunikation' - im weiteren Verlauf dieser Arbeit CMC genannt - aufzuzeigen.

Die Verknüpfung der Theorien sowohl aus der Suizidologie, als auch aus der CMC sollen dann die Grundlage für die explorative Studie bilden und dabei analysieren, wo die befragten Institutionen die kommunikativen Chancen und Grenzen des Internets für ein suizidgefährdetes Klientel sehen.

## **2. Das Phänomen Suizid - ein kulturhistorischer Abriss**

*„Denn der Schauplatz des Selbstmords ist tatsächlich das Leben.“*

(HILLMANN, 1980, S.4)

Solange es Aufzeichnungen gibt, begleiten Berichte über Suizide die Menschheitsgeschichte, die jeweils durch die Besonderheit der gesellschaftlichen Bewertung den historischen Wandel des existentiellen Problems des Suizids beleuchten und dokumentieren.

Die Betrachtung des Phänomens Suizid differenziert zwischen ethischer, juristischer, philosophischer, religiös/kirchlicher, medizinisch-psychiatrischer, aber auch literaturwissenschaftlicher Auseinandersetzung in und mit der Behandlung des Suizids von der Antike bis hin zur Gegenwart.

Im Abriss sollen die medizinisch-psychiatrischen Erwägungen an dieser Stelle nicht behandelt werden, da ihre Bedeutung für die Suizidologie bei der Benennung der psychodynamischen Aspekte der Suizidhandlung explizit Erwähnung finden soll. Der kulturhistorische Abriss wird auch nur kurz auf die Behandlung des Suizids in der Literatur hinweisen, da eine Vertiefung in die Literaturwissenschaft auf Grundlage von Romanen und biographischen Aufzeichnungen zum Themenkreis Suizid eine zu große Ausweitung bedeuten würde, zumal der Personenkreis der Adoleszenten zwar ‘wirkungsweisend’ bis heute (wie in und durch Goethes ‚Werther‘), aber i.d.R. nur selten berührt wurde. Die für die Fragestellung dieser Arbeit wichtigen literaturwissenschaftlichen Bezugspunkte werden dann innerhalb der Suizidtheorien genannt werden.

Besondere Erörterung soll das 1976 von Jean AMÉRY herausgebrachte Buch ‚Hand an sich legen. Diskurs über den Freitod‘ finden, da es für die öffentliche Behandlung und die Diskussion um die Bewertung des Phänomens Suizid bedeutsam war und ist.

## 2.1 Der Suizid in der Antike

*„Wenn du beim Sterben gelebt zu haben wünschst, so solltest du schon jetzt leben.“*  
(AUREL, 1950)

Die Bewertung suizidaler Verhaltensweisen zeigt sowohl in der griechischen, als auch in der römischen Antike zyklische Verläufe, die gemäß TOYNBEE (1998) an die Theorie kultureller Prozesse erinnern.

Die Einstellung gegenüber Suizidhandlungen war bei den Griechen und den Römern keine einheitliche, die suizidale Handlung wurde aber unter bestimmten Bedingungen akzeptiert und geachtet.

Das altgriechische und das altrömische Recht enthielten denjenigen, die sich mit dem Strang umgebracht hatten, eine feierliche Bestattung vor, und so blieben diese in der Regel sogar unbegraben.

Diese Strafe war seit der Republik aber nicht mehr in Kraft, abgesehen von einer Ausnahmeregelung für Soldaten, die sich suizidierten und in der Frühzeit der griechischen wie der römischen Antike mit einem Soldaten verglichen wurden, der seinen Wachposten verlassen hat und damit seiner gesellschaftlichen Verpflichtung nicht nachgekommen ist.

Für das, was sich gegen die Gesellschaft richtete und was diese durch dieses Vergehen erlitt, wurde der Soldat, wenn er überlebt hatte, mit Hinrichtung bestraft. Konnten Entschuldigungsgründe plausibel gemacht werden, so wurde er lediglich ohne Ehre aus dem Heer entlassen.

Später dann, in der Blütezeit der griechischen Polis und analog zur römischen Kaiserzeit, wurde der Suizid mehr und mehr zum möglichen, zum persönlich verantwortbaren Akt individueller Verhaltensmöglichkeiten.

Eine durch Kaiser Hadrian eingesetzte Einschränkung blieb allerdings. „In der römischen Kaiserzeit töteten sich viele wegen politischer Vergehen Angeklagte vor ihrem Urteilsspruch. Dadurch entgingen sie der öffentlichen Schmach und der Entziehung des Vermögens. Kaiser Hadrian setzte dieser Situation ein Ende, indem er verordnete, dass ein zwischen Anklage und Urteil begangener Suizid als Schuldeingeständnis zu gelten habe“ (LECKY, 1870, zitiert n. HAENEL, 1989, S.6).

Schließlich dann in der griechischen Spätantike folgte ein vom Senat in Athen überlieferter Erlass, nach dem der klassische griechische Selbstmord von gelassener, wenngleich leicht übertriebener Vernünftigkeit diktiert wurde (ALVAREZ, 1985).

Dieser Erlass lautete folgendermaßen: „Derjenige, der nicht länger leben will, soll seine Gründe vor dem Senat auseinandersetzen und Selbstmord begehen, wenn er die Genehmigung dazu erhalten hat. Wenn Dein Leben Dir verhaßt ist, wirf es weg, wenn Dein Schicksal Dich erdrückt, trink den Schierlingbecher. Wenn die Last der Schmerzen Dich beugt, verlaß dieses Leben. Der Unglückliche soll von seinem Unglück berichten und der Magistrat ihm das Heilmittel geben, damit sein Elend ein Ende finde.“<sup>1</sup>

Ob ein Suizid als legitim angesehen wurde, hing von besonderen Umständen ab. Auf der griechischen Insel Keos wurden z.B. alte Menschen traditionell angehalten, sich zu töten, wenn sie der Sippe zur Last fielen (SCHADEWALDT, 1977). Wenn der Suizid in Übereinstimmung mit der Verpflichtung für das Gemeinwesen ausgeübt wurde, sah man den Suizid in der griechischen und römischen Antike als etwas „Ehrenhaftes“ und „Menschliches“ an.

Diese Einschätzung wurde sogar grundsätzlich von denen geteilt, die den Suizid als unsittlich verwarfen, wie z.B. die Pythagoräer oder die Anhänger von Aristoteles.

Dennoch blieben bei aller Toleranz der Griechen Vorbehalte gegenüber dem Suizid bestehen. „Das über den Akt verhängte Tabu, das selbst in Athen bestand - der Leichnam wurde vor der Stadt bestattet, seine Hand abgetrennt und an anderer Stelle begraben-, war mit dem tieferen Abscheu der Griechen vor Verwandtenmord verknüpft. Der Selbstmord wurde als krassester Fall dieser Gattung verstanden - Identität als höchster Grad der Blutsverwandtschaft -, und die Sprache unterscheidet kaum zwischen Selbstmord und Mord am Sippenmitglied“ (ALVAREZ, 1985, S.63).

Nun aber anzunehmen, dass sich der Umgang mit Toten nach einem Tod durch Suizid im Vergleich zum Umgang mit denen, die eines natürlichen Todes starben stark unterschied, ist nur bedingt richtig, denn trotz aller dokumentierten Vertrautheit mit dem Tod, eines zum Teil bewussten Hinlebens auf den Tod und

---

<sup>1</sup> vgl. nach Addison, J. (1672-1719), engl. Staatsmann und Schriftsteller, der zusammen mit Steele 1711-1712 die Zeitschrift „The Spectator“ herausgab, die durch ihre Beiträge zur erfolgreichsten frühen moralischen Wochenschrift des 18. Jahrhunderts wurde.

einem Erstreben eines guten Todes, wurde der Ort der Toten von dem der Lebenden getrennt und Tote außerhalb der Stadtmauern begraben. Eine Verehrung der Grabstätten blieb jedoch jederzeit möglich, und die Identität der Toten wurde durch die Namenszeichnung auf den Gräbern über den Tod hinaus bezeugt.

Während Suizidanten allerdings auf einer Art Schindanger abseits des alltäglichen Lebens ihre Grabstätte fanden, wurden die eines natürlichen Todes Verstorbenen auf den Zufahrtswegen bzw. Ausfallstraßen der Stadt begraben, so dass jeder, der in die Stadt ein- oder auszog, eine Allee großer Grabstätten passieren musste, die als Zeugnisse zu Ehren der Stadt und ihrer Toten angesehen wurden.

Bestattungsriten haben sich im Wandel der Zeit immer wieder geändert und sind eng verknüpft mit dem kulturellem Hintergrund und der Bewertung des Todes durch die Lebenden. Suizidanten werden heute nicht mehr der Bestattungsplätze verwiesen, aber der heutige generelle Umgang mit dem Tod und den Toten zeigt eine deutliche Tendenz zur Anonymisierung. Anonyme Bestattungen haben, trotz einiger Bemühungen von Bestattungsinstituten zur individuellen Gestaltung eines Begräbnisses, stark zugenommen und Friedhöfe bleiben, i.d.R. hoch umzäunt, innerstädtisch an den Rand gedrängt und von der aufgezeigten selbstverständlichen und alltäglichen Konfrontation der Lebenden mit ihren Toten ausgeschlossen.

Auf der anderen Seite werden im Internet virtuelle Friedhöfe eingerichtet (vgl. dazu u.a. [www.memoriam.de/graeberfeld.htm](http://www.memoriam.de/graeberfeld.htm)), die Angehörigen die Möglichkeit zum Gedenken an ihre Verstorbenen anbieten und einer breiten, ortsübergreifenden Öffentlichkeit offen stehen, und selbst real bestehende öffentliche Friedhöfe laden im Internet zu einem Spaziergang ein.

Man kann nur mutmaßen, was Menschen bewegt, im Internet einen virtuellen Friedhof einzurichten, aufzusuchen oder für sich zu nutzen. Denkbar sind u.a. aktive Bewegungen gegen die Anonymisierung, Versuche der Annäherung an den Tod oder ganz profane Nutzungsbestrebungen zur Befriedigung von Sensationsgelüsten. Nimmt man gesellschaftliche und kulturelle Hintergründe für den diesbezüglichen Umgang mit dem Tod im Internet als gegeben an, kann dies auch eine Verstärkung des Unbehagens in der Auseinandersetzung mit dem Tod zur Folge haben und noch bestehende Berührungängste mit dem Suizid als Todesursache begünstigen. Jedenfalls fand sich weder ein expliziter Hinweis auf Suizidanten, geschweige denn ein explizites Gedenken oder Ehren von denselben auf den von recherchierten virtuellen Friedhöfen des Internets.



## 2.2 Behandlung des Suizids in den Philosophenschulen des Altertums

*„Nun ist es Zeit, wegzugehen:*

*für mich, um zu sterben*

*für euch, um zu leben.*

*Wer von uns den Besseren*

*entgegengeht, ist jedem*

*verborgen, auch dem Gott“*

(Sokrates, zitiert nach ALAUNEH, 1992, S.9)

In den meisten philosophischen Schulen wurde der Suizid unter bestimmten Umständen gebilligt und bei denen, die ihn verurteilten, wurde er gemäß LECKY (1870, S.195) nie als „höchster Frevel“ angesehen, und philosophische Ideen fanden sich schon bei den frühen Dichtern der Griechen.

Nach LECKY (1870) stellte die griechische Dichtung seit Homer heroische Suizidhandlungen neutral und kommentarlos dar. Sie wurden nicht herabgemindert, aber auch nicht glorifiziert. Homer selbst berichtet vom Selbstmord als etwas Natürlichem und sogar Heldenhaftem. Die Sagen des klassischen Altertums setzten die Beschreibung von Selbstmorden in vielfältiger Weise fort. Göttern und Helden, wie z.B. dem Aigeus wurden dabei verbal alle Toleranz für ihr suizidales, rechtmäßiges Handeln entgegengebracht, selbst wenn sich im Falle des Aigeus der Auslöser für seinen Suizid als Irrtum erwies. „Aus der schwarzen Farbe der Segel schloß er, dass sein Sohn tot sei. Da erhob er sich von dem Felsen, auf dem er saß, und in unbegrenztem Schmerze seines Lebens überdrüssig, stürzte er sich jäh in die Tiefe“ (SCHWAB, Erstausgabe 1838, S.92).

Sokrates (469-399) vertrat die Ansicht, dass sich der Mensch nach eigenem Ermessen aus dem Leben zurückziehen könne, sofern damit die Seele von einem hinfälligen, letztlich überflüssigen Leib befreit werden könnte.

Platon (427-347) relativierte diesen Ansatz, indem er als Prinzip des Handelns die Seele sah, die durch den Antagonismus von Neigung und Vernunft bestimmt ist.

Nach Platon lassen Selbstzucht und philosophische Bildung die Vernunft siegen und schränken damit die Notwendigkeit suizidaler Handlungen ein. Platon, von Unsterblichkeit der Seele als Lebensprinzip überzeugt, ließ den Selbstmord als vernünftige und berechtigte Handlung zu, bevor das Leben sonst maßlos werde. Für

ihn schien daher qualvolles Siechtum oder unerträglicher Zwang Grund genug zu sein, das Leben zu verlassen (ALVAREZ, 1985).

Zwar verurteilt Platon die „Selbsttötung als Selbstermächtigung des Menschen gegen die göttlichen Hoheitsrechte, lässt jedoch als gottverfügte Ausnahmen vom grundsätzlichen Selbstmordverbot schmerzliches Schicksal, unheilbare Schmach, unabänderliche verbrecherische Triebhaftigkeit und den staatlichen Rechtsanspruch zur Selbsttötung gelten“ (LENZEN, 1987, S.153).

Für Aristoteles, der von 367-348/47 vor Chr. Mitglied der Schule Platons war, war der Selbstmord ein Akt gesellschaftlicher Verantwortungslosigkeit, ein Unrecht gegen den Staat. Gleichzeitig brachte Aristoteles eine religiöse Betrachtung über den Selbstmord mit ins Spiel, indem er ihn vom religiösen Standpunkt aus als die Entweihung der Stadt ansah, die durch den Suizid eines nützlichen Bürgers wirtschaftlich geschwächt wurde.

Sowohl Platon, als auch Aristoteles weiteten die Auseinandersetzung mit dem Phänomen Suizid insbesondere auf gesellschaftlich eingebundene moral-ethische Betrachtungsweisen aus. Sichtweisen, die, trotz artikulierter Ausnahmen, auf Grundlage ihrer Bewertungskriterien den Suizid aus der Betrachtung einer individuellen und im Zweifel angemessenen und selbstbestimmten Handlung lösten.

Bei den Stoikern galt das Ideal von einem Leben gemäß der Natur. Bei Verlust dieser Übereinstimmung erschien der Tod als vernünftiger Entschluss, von dem sie sich sogar eine Verschmelzung mit dem Kosmos erhofften.

Anhänger der Stoa akzeptierten den Suizid als „letzte Möglichkeit des Menschen, seinen freien Willen in einer ausweglosen Situation zu betätigen“ (SCHADEWALDT, 1977, S.61).

Zenon von Kition, der um das Jahr 300 die ältere Stoa begründete und als Lebensziel ein von Affekten, falschen Urteilen und Streben nach äußeren Gütern unbeeinflusstes Tugendleben anstrebte, erhängte sich bereits 28jährig, nachdem er gestolpert und sich dabei den Finger verstaucht hatte, aus bloßem Ärger.

Für die Stoiker galt ein Selbstmord als wünschenswerter Ausweg bei Betrachtung des Todes und des Lebens mit gleicher Gelassenheit.

Die Betonung und Akzeptanz der Stoiker des freien Willens des Menschen zu suizidieren, zeugt schon sehr früh von einer humanen Betrachtung des Phänomens des Suizids, auch wenn eine Legitimation zum Suizid vorrangig in der

Verknüpfung mit einer ausweglosen Situation stand.

Leider wird bei den Stoikern nicht deutlich, ob tatsächlich einzig das subjektive Empfinden des Suizidanten für sich und seine Situation als Legitimation zum Suizid ausreichte, was eine große Übereinstimmung mit Amérys Ausführungen bedeuten würde, oder ob die Beurteilung der Ausweglosigkeit auch von gesellschaftlichen Zusammenhängen und ihrer jeweiligen Bewertung abhing bzw. mit bestimmt war.

Bei Epikur (griech. Philosoph 341-270) und seiner 306 gegründeten Schule der Epikurer, für die ein Leben der Lust und Freude, bei Freiheit von Unruhe und Schmerz, Ziel des Glückes war, galt der Selbstmord, sofern er der Abwendung von Leiden diene, als gut.

In einem Brief an *Menoikeus* vertritt Epikur die These, der Tod sei nichts, was uns betreffe. „Das Schauererregendste aller Übel, der Tod, betrifft uns überhaupt nicht; wenn >wir< sind, ist der Tod nicht da; wenn der Tod da ist, sind >wir< nicht. Er betrifft also weder die Lebenden noch die Gestorbenen, da er für die einen nicht da ist, die andern aber nicht mehr für ihn da sind“ (BURGER, 1988, S.59).

Mit seiner Auffassung scheint Epikur, den von Suizidanten beschriebenen Entscheidungs- und Abwägungsprozess, der ihrer Suizidhandlung vielfach quälend vorausging (PÖLDINGER, 1968), völlig unberücksichtigt zu lassen.

Auch im Hedonismus, einer Klassifikation philosophischer Ansätze, die als Ziel allen Handelns den größtmöglichen Lustgewinn ansah, beschränkten sich die Hedonisten darauf, den Suizid als legitim zuzulassen, wenn im diesseitigen Leben kein Glück mehr zu erreichen war. Den Suizid aber selber als Glück und möglichen Lustgewinn anzudenken, taten die Hedonisten nicht. Eine Überlegung, die bis heute auch in der Suizidologie und allen sich mit ihr auseinandersetzenden Wissenschaften i.d.R. ausgespart blieb. Eine Annahme, die prä mortal in Abschiedsbriefen von Suizidanten aber durchaus emotional anklingt: „Wenn ich morgen in einer anderen Welt bin - dass ich von dieser Erde gehen will - wenn Sie diesen Brief lesen, bin ich glücklich in der Ewigkeit“ (BIENER, 1990, S.46).

Von Seneca (um 4 v.Chr.-65 n.Chr.), dem röm. Politiker, Philosophen und Dichter, der die stoische Ethik für die eigene Zeit aufgreifen wollte, stammen folgende Worte: „Es steht gut um die Menschheit; niemand ist unglücklich außer durch eigene Schuld. Gefällt Dir das Leben, so bleibe; gefällt Dir nicht, so kannst Du

dahin zurückkehren, woher Du gekommen“ (GAUPP, 1905, S.20).

Mit dieser Auffassung zur Eigenverantwortlichkeit des Menschen sich Selbst, seinem Leben und seinem Tod gegenüber wurde Seneca, folgt man den weiteren kulturhistorischen Betrachtungen und Einstellungen zum Phänomen Suizid, spätestens durch Améry neu belebt, in dessen Buch „Hand an sich legen. Diskurs über den Freitod“ es im Vorwort heißt: „Ich habe versucht, den Freitod nicht von außen zu sehen, aus der Welt der Lebenden oder der Überlebenden, sondern aus dem Inneren derer, die ich die Suizidäre oder Suizidanten nenne“ (AMÉRY, 1991, S.9/10).

Mit dem Begriff Schuld allerdings stellt Seneca eine moralische Bewertungskategorie für menschliche Lebensentwicklung auf, die die Freiheit des Einzelnen zu suizidieren wieder relativiert.

## 2.3 Der Suizid als Thema in der Bibel

*„Denn der Herr ist gerecht, er liebt gerechte Taten; wer rechtschaffen ist, darf sein Angesicht schauen.“ (Psalm 11,7)*

In der Bibel finden sich sowohl im Alten, als auch im Neuen Testament beschriebene Suizide. Nach BARACLOUGH (1992) verzeichnet die Bibel 15 Beschreibungen möglicher Suizidakte.

Neun Erwähnungen werden im Alten Testament getroffen und sieben davon als Suizid benannt. Das Alte Testament überliefert z.B. die Selbsttötung von Achithophel, Samson und Saul. Sich wiederholende Beschreibungen, wie etwa die von Saul oder die seiner Waffenträger, zeigen die Auseinandersetzung der Könige und Heerführer auf, die sich entweder selbst den Tod gaben oder sich von Gefolgsmännern umbringen ließen. Verlust von Macht und Einfluss kennzeichnen die Begleitumstände der Auseinandersetzung als mitentscheidendes Motiv. Der Schluss liegt nahe, diese Umstände als existentielle Krise zu bezeichnen, da weder Krankheit, noch andere vergleichbare Kategorien angeführt werden.

Ähnlich gelagert auch die fünf weiteren Beschreibungen in den Apokryphen, die den Suizid gleichfalls neutral und als existentielles Phänomen behandeln, ohne ihn

mit Begriffen wie Sünde und Schuld zu belasten, wie dies danach im Christentum, spätestens mit Augustinus, der Fall wurde.

Im Neuen Testament dann noch zweimal die Erwähnung von Judas Iskariot (Mt.27,3-10 u.a.), aber auch hier bleibt die Beschreibung des Suizids von Judas Iskariot durch Erhängen ohne bewertende Stellungnahme und mündet gar in der Aussage der Hohenpriester „Was geht uns das an? Das ist deine Sache“ (Mt.27,4).

Festzuhalten bleibt, dass es in der Bibel an keiner Stelle ein ausdrückliches Verbot des Selbstmordes gibt, wohingegen im Talmud und im Koran eindeutig Stellung gegen den Selbstmord bezogen wird.

Aufgrund der Tatsache, dass die Kirche das Lesen, aber auch die Forschung der Bibel den Laien verbot, war der Kreis derer, die Zugang zu den schriftlichen Überlieferungen von Suiziden in der Bibel hatten und sie denn überhaupt lesen konnten, ein geringer. Nach COULTON (1959) war allein der Besitz einer Bibel in der Landessprache im ganzen Mittelalter ein Verbrechen, das durch Tod auf dem Scheiterhaufen bestraft wurde. Im Hinblick auf die jeweils im geschichtlichen Kontext entstandenen biblischen Überlieferungen von Suiziddarstellungen bleibt anzumerken, dass diese keiner Veränderung unterlagen, d.h. über Jahrhunderte hinweg nicht als Korrektur bedürftig im Sinne christlichen Glaubens angesehen wurden.

## 2.4 Suizid im Mittelalter - Suizid und Christentum

*„Ich leb vom Tod und wenn ich es recht verstehe,  
so leb ich glücklich durch mein Unglück eben.  
Wer nicht versteht von Angst und Tod zu leben,  
der kommt in's Feuer, worin ich vergehe.“*

(Michelangelo, zitiert nach ALAUNEH, 1992, S.65)

Im frühen Christentum wurden der Tod und auch der Suizid nicht problematisiert, die Toten wurden wieder in der Stadt, allerdings anonym, begraben. Das irdische Leben wurde eher gering geschätzt, und die noch junge Christengemeinde war in der Erwartung, noch zu Lebzeiten die Wiederkunft Jesu Christi erleben zu dürfen. Da sich diese Vorstellung aber nicht bewahrheitete, setzten Bewegungen zur

Ordnung des christlichen Lebens und Zusammenlebens ein. Der Tod, mit himmlischen Paradiesversprechungen gekoppelt, blieb verheißungsvoll. Christliche Märtyrer genießen in den Zeiten der Verfolgung, bei Tod durch Verfolgung, hohes Ansehen.

Der Theologe Augustinus (354-430) entwirft und manifestiert als erster eine deutliche Ablehnung des Suizids, indem er betont, „dass die Selbsttötung in jeder Situation ein Verstoß gegen das Gebot „Du sollst nicht töten“ sei“ (HAENEL, 1989, S.150/151). Durch seine Aussagen bewirkte Augustinus einen Meinungsumschwung gegen die vorab bestehende Toleranz suizidalen Verhaltens. Angesichts der christlichen Märtyrergesinnung erscheint dies auch sehr verständlich, denn das Dilemma der Märtyrergesinnung bestand in der Logik zu suizidieren, um nicht in Sünde zu fallen. Die logische Handlung zum Suizid wurde für Christen damit fast zwingend.

Das mittelalterliche Denken, das auf Augustinus zurückging, war bestimmt von der Vorstellung, dass der Suizid die tödlichste aller Todsünden sei, wie es bereits im Jahre 693 auf dem Konzil von Toledo von den Bischöfen erklärt worden war. Die suizidale Krise wurde zur Krise des Glaubens, der Gottesferne, einer Krise, die den suizidalen Sünder für alle Zeiten aus der Gemeinschaft der Lebenden und Toten ausschloss.

Das Neue Glaubensbuch, ein Versuch katholischer und evangelischer Theologen (1973), gemeinsam den christlichen Glauben darzustellen, trifft in dem Kapitel ‚Selbsttötung und Euthanasie‘ folgende Aussage: „Doch bereits Augustinus gelangt zu einer Ablehnung jeder Art von Selbsttötung mit der Begründung, sie sei eine Form des Mordes. Seitdem wurde in der Kirche einhellig die eigenmächtige Vernichtung des eigenen Lebens als unsittlich verurteilt“ (FEINER/VISCHER, 1973, S.514).

Der Umstand für diese Entwicklung mag neben der Auseinandersetzung mit der Märtyrergesinnung auch in der Tatsache begründet liegen, dass sich die Städte und hier insbesondere die Kirchen ab dem 6.Jahrhundert für die Toten geöffnet hatten. WINAU (1984, S.18) schreibt: „Der Verstorbene wurde der Kirche überlassen, die ihn in ihre Obhut nahm bis zu dem Tag, an dem er auferstehen würde.“ Folgerichtig erscheint vor diesen Hintergründen dann auch die Praxis der Kirchen, durch Suizid verstorbene von der praktizierten Koexistenz der Lebenden und Toten ausgeschlossen zu halten, denn Todsünder konnten auf Auferstehung nicht mehr

hoffen.

Bei aller Ambivalenz der katholischen Kirche Märtyrern, Einsiedlern und Asketen gegenüber, blieb Augustinus' Anschauung über die Jahrhunderte erhalten und manifestierte sich sogar in nachfolgenden Konzilien, wie Tabelle 1 verdeutlicht.

**Tabelle 1 Entwicklung der Auffassungen gegenüber Suizidhandlungen in der katholischen Kirche (Haenel, 1989, S.150)**

Konzil von Ancyra (314 n. Chr.)	Kirche verurteilt junge Frau, die sich suizidiert hatte, nicht
Augustinus (354-430 n. Chr.)	Gesinnungswandel in der Kirche
Konzil von Braga (563 n. Chr.)	Offizielle Verurteilung des Suizides (kirchliche Bestattung verweigert)
Konzil von Toledo (693 n. Chr.)	Suizidversuch: Exkommunikation
8. Jahrhundert	Ausnahmebestimmungen für Geisteskranke

Beim Konzil in Nîmes (im Jahre 1184) wurde schließlich die Bewertung des Suizids als Todsünde Teil des kanonischen Rechtes.

Bei bestehender Verflechtung kirchlicher und staatlicher Gewalt im Mittelalter kam es in vielen europäischen Staaten zur Aufnahme der kirchlichen Verdammung des Selbstmordes in die gesetzlichen Bestimmungen. Damit wurde die Suizidhandlung einer Bewertungsnorm unterzogen, die bei Fehlverhalten entsprechend den gesetzlichen Regelungen sanktioniert wurde.

THOMAS von AQUIN lehnte den Suizid, gestützt auf die Lehren von Aristoteles und Augustinus, als repräsentativer Vertreter der Hochscholastik ebenfalls ab und verurteilte ihn („Summa Theologica“, II-III von 1266-1273, dt. Ausgabe 1953).

Für ihn hatte der Mensch die Pflicht, sein Leben zu erhalten. Die Selbsttötung wertete er als Verstoß gegen die menschliche Gemeinschaft, Verstoß gegen das Recht auf Tod, das nur Gott selber zustand.

Mag die Auffassung zugrunde gelegen haben, dass, wenn das Leben eine Pflicht ist, der Suizid diese Pflicht verletzt, so muss dahinter aber auch der anmaßend anmutende moralische Anspruch gesehen werden, Menschen zu diktieren, was sie aus proklamierter Ehrfurcht vor dem Leben tun und was sie zu unterlassen hätten,

wenn sie den Ausschluss aus menschlicher Gemeinschaft nicht riskieren wollten, während die Kirche gnadenlos Suizidanten schändete und auf Schindanger verbannte, Angehörige von Suizidanten verfolgte und die Namen von Selbstmördern ausrottete.

Der Suizid spielte auch während der Reformation eine bedeutende Rolle. „Luther selbst, der im Jahre 1572 in einer Melancholie sich mit Selbstmordideen getragen haben soll, schreibt die Selbstmorde dem Teufel zu, und die damalige Zunahme der Selbstmorde betrachtete er als Zeichen, die den jüngsten Tag ankündigen. Dass es Selbstmörder im eigentlichen Sinn nicht gäbe, dass diese vielmehr nur als Werkzeuge des Teufels handeln, wird von Luther mehrmals wiederholt“ (WEICHBRODT, 1937, S.45).

Mit dieser Schuldzuweisung an den Teufel als Ursache von Selbstmorden, schien ein probates Mittel gefunden zu sein, sich aus der Eigenverantwortlichkeit, sich selbst und seinem Handeln bzw. seinem Nicht-Handeln oder seinem Nicht-mehr-Handeln-können gegenüber, herausziehen.

Dennoch wurden lange vor der Aufklärung vermehrt vor allem literarische Stimmen laut, die sich für das Recht und die Freiheit des Suizides einsetzten. Unter ihnen John DONNE (1572/73-1631), der Anfang des 17. Jahrhunderts als Dekan von St. Pauls in England gesellschaftskritische Überlegungen anstellte: Das Suizidverbot gründe sich lediglich auf die ökonomische Ausbeutung der Arbeiter, denen man nicht erlauben wolle, sich ihrer Pflichten zu entziehen (LUNGERSHAUSEN/VLIEGEN, 1969). Damit weist Donne bereits auf mögliche Ursachen für Suizide hin, wie sie später von DURKHEIM (1973) als soziale Ursachen determiniert und thematisiert wurden.

Donne bestritt, wie aus seinem nachgelassenen Werk mit dem Titel ‚Biathanatos‘ hervorgeht, dass der Suizid ausnahmslos sündig sei, und trat vielmehr für Verständnis und Mitleid ein (nach STENGEL, 1964). Eine Ebene für eine humane und nach meinem Verständnis auch christlicher Annäherung an das Phänomen Suizid wurde damit aus den Kirchenreihen laut.

Voltaire, der von 1689 bis 1755 lebte, sah im Suizid einen Sieg über die Natur und stellte das Motiv der Feigheit in Abrede. Gemeinsam mit Diderot (\*1713-1784) vertrat er die Auffassung, dass von einer Bestrafung von Selbstmördern abzusehen sei.



Friedrich der Große (\*1712-1786) verfügte schließlich, dass Selbstmörder nicht mehr bestraft wurden und dennoch blieben Selbstgetötete noch im CODEX JURIS CANONICI (1917) von den kirchlichen Bestattungsfeierlichkeiten ausgenommen, sofern sie mit freier Überlegung und ohne Anzeichen von Reue gehandelt hatten, und diejenigen, die einen Suizidversuch überlebt hatten, blieben von den sakramentalen Weihen ausgeschlossen.

Erst im CODEX JURIS CANONICI aus dem Jahre 1983 wurde den Suizidopfern ein kirchliches Begräbnis nicht mehr verweigert, aber diese Erneuerung gelangte nicht an die allgemeine Öffentlichkeit. Zu vermuten ist, dass die Zurückhaltung bei der Verbreitung dieser Neuerung in der über Jahrhunderte entstandenen moralischen Glaubens- und Pflichtenlehre sich selbst und Gott gegenüber begründet liegt. Zwar wies die Kirche früh auf die Eigenverantwortlichkeit des Menschen in der Unterscheidung von Gut und Böse hingewiesen, doch hat sie mit ihren Vertretern im Namen Gottes stets neue Reglementierungen und Sanktionen ins Leben gerufen, eigenverantwortlich handelnde Glaubende zu maßregeln. Die Handlung des Suizids jedenfalls blieb bis heute außerhalb der Vorstellung, in Einklang mit Gott zu sein, auch wenn die Kirche Versuche zur Relativierung unternahm.

Eine differenzierte moralisch-theologische Beurteilung der Suizidhandlung kam schließlich mit HOLDEREGGER (1979) und RINGEL (1984), die innerhalb der katholischen Kirche zu Veränderungen im Umgang mit Suizidanten beitrug. HOLDEREGGER schrieb dazu in der Zeitschrift ‚Diakonic‘ (1:5-20, S.17/18): „Da in der Regel von der Voraussetzung äußerster Einengung und Lebensnot auszugehen ist, wird nur jenes Urteil dem Einzelfall gerecht, das die menschliche Tragik und Not würdigt und das letzte Urteil, sollte auch subjektive Schuld vorliegen, dem überlässt, dessen Weisung lautet: ‘Richtet nicht, damit Ihr nicht gerichtet werdet’ (Matthäus 7, Vers 1). Die kirchliche Praxis hat leider während der Jahrhunderte gerade dagegen gefehlt, indem sie sich das Richteramt anmaßte und dem Suizidanten, der nicht Anzeichen schwerster Krankheit zeigte, das kirchliche Begräbnis verweigerte.“

## 2.5 Der Suizid ab dem Zeitalter der Aufklärung

*„Es gibt nur ein wirklich ernstes philosophisches Problem: den Selbstmord. Die Entscheidung, ob das Leben sich lohne oder nicht, beantwortet die Grundfrage der Philosophie. Alles andere ... kommt erst später. Das sind Spielereien; zunächst heißt es Antwort geben.“* (CAMUS, 1960, S.9)

Während der Suizid in der abendländischen Kultur vorrangig Inhalt theologischer Beurteilung blieb, wurde er mit der Aufklärung zunehmend auch Gegenstand philosophischer Betrachtung und Inhalt von Menschenrechtsdiskussionen, bei denen rationale Anstöße in den Vordergrund traten.

In Bezug auf den Suizid wurden im Zeitalter der Aufklärung eingefleischte Traditionen heftig bekämpft. Zugrunde lag die Überzeugung von der Autonomie der menschlichen Vernunft, wobei die Vernunft als die einzige und letzte Instanz angesehen wurde, die über Wahrheit, Irrtum und Methoden ebenso entscheidet, wie über die Normen des politischen, sozialen und ethischen Handelns.

Hinzu kam im 17./18. Jh. die Bestrebung der Lösung aus den Bindungen der tradierten Staats- und Gesellschaftsordnung, die auf Offenbarungswahrheiten christlicher Religion und Theologie, mit dem dazugehörigen theologisch-metaphysisch begründetem Weltbild, gegründet war.

Zu den aus dieser Auseinandersetzung resultierenden philosophischen Erkenntnistheorien zählte die gerade durch die in der Aufklärungsliteratur deutlich gewordene Ablehnung jeglicher Bestrafung von Suizidanten. Dennoch blieben der Umgang und die Betrachtung mit dem Phänomen Suizid ambivalent.

Der Geschichts- und Staatsphilosoph der französischen Aufklärung MONTESQUIEU versuchte in seinem Hauptwerk ‚Vom Geist der Gesetze‘ (1748), Gesetzmäßigkeiten und kausale Zusammenhänge sozialer Phänomene aufzuzeigen. MONTESQUIEU war es auch, der zuvor in seinem Briefroman ‚Lettres persanes‘ (1721) bezogen auf den Suizid, die Situation der Hinterbliebenen ansprach und sich u.a. auch gegen die schändliche Behandlung der Leiche aussprach.

Tendenziell klingt hier die Annahme an, dass die Betrachtung und Bewertung suizidalen Verhaltens nicht monokausal in der Person des Suizidanten begründet liegt. Die Befreiung der Hinterbliebenen von Suizidanten aus den Zwängen der

oktroierten Kollektivschuld verweist direkt und indirekt Betroffene auf gesellschaftliche Gesamtzusammenhänge, ohne sie dabei aus der möglichen 'Mitverantwortung' zu entlassen.

Spinoza (\*1632-1677) wiederum, der streng zwischen dem Gehorsam, den der Glaube an den jüdisch-christlichen Gott verlangte, und dem freien Nachdenken, welches die menschliche Vernunft fordere, unterschied, lehnte den Suizid ab. Wenngleich SPINOZA (1677) in ‚Ethica‘ schriftlich Gott, die Welt, den Menschen und dessen Affekte sowie die Möglichkeiten, durch Vernunft das gute Leben in Freiheit zu verwirklichen, behandelte, blieb für ihn die Freiheit zum Suizid, als ein Akt des Lebens, der aus der Vernunft des Menschen sich hätte entwickeln können, ausgenommen. Überspitzt ließe sich daraus ableiten, dass ein 'gesunder', vernünftiger Mensch niemals suizidieren könne. Damit bleibt Spinoza durchdrungen von Bewertungskriterien, die der Vielschichtigkeit suizidaler Entwicklung und suizidalen Geschehens nicht hinreichend gerecht werden.

ROUSSEAU (\*1712-1778) nahm 1761 in ‚Julie ou la nouvelle Heloise‘ Stellung zum Suizid und erklärte, ähnlich wie es von Seneca (um 4.v.Chr.-65 n. Chr.) bereits artikuliert worden war, dass es sehr wohl Pflichten anderen gegenüber gebe, die nicht jedem Menschen erlauben würden, sich zu töten. Dass aber der, der sein Leben als Übel empfinden würde, es auch wegwerfen dürfe (nach GELLIUS, 1988). Sowohl ROUSSEAU, als auch GOETHE (\*1749-1832) mit seinem Roman ‚Die Leiden des jungen Werthers‘ (1774) erweiterten den Diskurs um das Phänomen Suizid, indem sie den Suizid erstmals mit dem Begriff „Freitod“ gleichsetzten. Nach dem Erscheinen von Goethe's Roman setzte eine Welle von Selbstmorden ein, die sich über ganz Europa hin erstreckte. Goethe erklärte sich die Wirkung seines Romans als das 'geringe Zündkraut', das genügte, 'eine gewaltige Mine zu entschleudern' und stellte fest: „Der Selbstmord ist ein Ereignis der menschlichen Natur, welches, mag auch darüber schon so viel gesprochen sein als will, in jeder Zeitepoche wieder einmal verhandelt werden muß“ (Goethe zitiert n. WEBER, 1994, S.146). Werthers suggestives Beispiel wirkte ansteckend, und bis heute wird in der Psychologie vom 'Werther-Effekt' gesprochen, wenn es um Imitations-Suizide bzw. imitierte suizidale Verhaltensweisen geht. Auch der Soziologe Durkheim (\*1858-1912) nannte solche Selbsttötungen 'Folgeselbstmorde', wobei seine Klassifikation nicht wertend zu verstehen war. Die grundsätzliche Bedeutung der Medien und der Zuwachs der medialen Vielfalt

müssen in dem Kontext des 'Werther-Effektes' besonders erwähnt werden. Fakt ist, dass die Nachahmung von Suiziden in dem Maße ansteigt, je positiver in den Medien von Suiziden berichtet wird. Je höher das öffentliche Ansehen des Suizidanten zu seinen Lebzeiten war, um so eher besteht die Gefahr des rapiden Anstiegs vergleichbarer suizidaler Fälle. Das Internet, das als virtueller Informationsraum auch Meldungen von Suiziden, Stellungnahmen und Anleitungen zum Suizid u.a. verbreitet, kann daher noch zu einer potenzierenden Wirkung führen.

Setzt man sich mit der Person des jungen Werther auseinander, fallen seine kritischen Äußerungen zu den bürgerlichen Wert- und Lebensvorstellungen auf, die er mit seinen in Briefen niedergeschriebenen Erfahrungen - auch mit der Einsamkeit - zumindest indirekt unterschwellig anklagt und damit die Regeln gesellschaftlichen Wohlverhaltens in Frage stellt. Hinzu kommt bei Goethes Werther die Suche nach neuen Bezugspunkten, die sich durch die Liebesbeziehung zu Lotte andeutet. Diese aber lebt mit den von Werther angegriffenen Daseinsbedingungen in selbstverständlicher Harmonie und Unterordnung. Die ehemals bindende Kraft an das göttliche Gebot gegen den Suizid hat die von Goethe beschriebene Romangestalt Werther verloren. Auf Grundlage seiner heidnisch pantheistischen Naturauffassung müssen sein Suizid und damit sein Tod als Akt der Unterwerfung unter die realen Zwänge der beschriebenen bürgerlichen Lebensordnung gewertet werden.

Das Phänomen des Werther-Effektes, das psychiatrisch terminiert wird als Freitod durch Vorbild, ist bekannt und wird in bestimmten Fällen der These des Imitations-Suizid zugeordnet. Es drängt sich in der Auseinandersetzung mit diesem Phänomen aber auch die Frage auf, ob sich das heutige gesellschaftliche Erleben von Adoleszenten von dem des Werther maßgeblich unterscheidet und ob es nicht gerade die Entwicklungsphase von Adoleszenten mit dem Gesichtspunkt der Ablösung mit sich bringt, den Suizid ob der erkannten Zwänge und bei Vorstellung eigener, häufig nicht umsetzungsfähiger Ideale in Erwägung zu ziehen oder gar anzuwenden.

Als Vertreter des Empirismus und Begründer des modernen Positivismus war es David HUME (\*1711-1776), der, wenngleich nicht zu Lebzeiten veröffentlicht, den Suizid in seinen 'Essays on Suicide and the immortality of soul' 1783 verteidigte. In einem Artikel in der Süddeutschen Zeitung schreibt von SCHIRNDING (1995)

dazu: „David Humes Verteidigung des Suizids konnte erst nach dem Tod des Philosophen veröffentlicht werden. Als er 1776 starb, war der ‘Werther’ schon erschienen. ‘Kein Geistlicher hat ihn begleitet’ - der letzte Satz des Romans protestierte unverhüllt gegen das kirchliche Bestattungsverbot.“ Das Bestreben der Aufklärungsbewegung und ihrer Vertreter, auch wenn es noch die öffentlich direkte Auseinandersetzung scheute, zeigt zumindest deren Bemühen, das Denken aus den tradierten christlich-theologischen Bindungen und deren metaphysisch begründetem Weltbild mit seiner Staats- und Gesellschaftsordnung zu lösen.

Dagegen, wenngleich der Aufklärungsphilosophie verpflichtet, äußerte sich KANT (\*1742-1860), der weiter einer „durch rigorose Pflichtauffassung bestimmten formalistischen Ethik“ (zitiert nach LUNGERSHAUSEN/VLIEGEN, 1969, S.184-204) anhing, ablehnend gegenüber dem Suizid. Er betrachtete den Suizid als Verstoß gegen den kategorischen Imperativ, wie auch gegen die Prinzipien der Pflicht, die für ihn universelles Gesetz waren. KANT nannte (1968) in ‚Die Metaphysik der Sitten‘, den Selbstmord auch „Verletzung einer Pflicht gegen sich selbst“, womit Kant immerhin dem Individuum vorrangig die Verantwortung sich selbst gegenüber zuspricht und das Pflichtgebot des Menschen herauslöst aus theologischen und gesamtgesellschaftlichen Zusammenhängen. So nämlich klingt es bei HEGEL (\*1770-1831), Philosoph des deutschen Idealismus, noch deutlich an. Hegel der vom Individuum Hingabe an das sittlich Ganze, den Staat forderte, notierte in der Einleitung zu seiner ‚Phänomenologie des Geistes‘ im Jahre 1807: „Das Wahre ist das Ganze. Das Ganze aber ist nur das durch seine Entwicklung sich vollendende Wesen.“ Zum Selbstmord schrieb er dann 1820 in ‚Grundlagen der Philosophie des Rechts‘: „Aber die Hauptfrage ist: Habe ich ein Recht dazu (mir das Leben zu nehmen)? Die Antwort wird sein, dass ich als Individuum nicht Herr über mein Leben bin....“ (HEGEL, 1989, S.152)

Auch Schopenhauer (1852) hielt die Frage nach einem Recht auf Suizid grundsätzlich für sinnlos, denn er war der Ansicht, dass der Selbstmörder nur mit den ihm zugrunde liegenden Lebensbedingungen unzufrieden sei, losgelöst davon aber eigentlich leben wolle.

Schopenhauer relativierte die von Kant in der Moralphilosophie behauptete Autonomie des Menschen, und, da er in dem Objekt der Erkenntnis mehr als ein bloßes Objekt sah, nämlich das Treibende und Triebhafte dessen, was im Menschen Wille genannt wird, wurde bei ihm der Wille zum Universalbegriff für die Prozesse

der Wirklichkeit. Für die Auseinandersetzung mit dem Suizid bzw. dem Selbstmörder wurde bei Schopenhauer dann die Unterscheidung zwischen dem Willen an sich und dem Willen zum Leben relevant.

Schopenhauers Denkansätze sind als Vorläufer nachfolgender und meist aus psychologisch-psychiatrischen Kreisen stammender Ansichten zu bewerten, wie sie im Hinblick auf Suizidversuche u.a. von STENGEL (1969) angeführt wurden.

Stengel sah die, einer Suizidhandlung zugrunde gelegte Appellfunktion als Ausdruck des Wunsches nach Veränderung an. Auch in den Ausführungen von LINDEN (1969) und FEUERLEIN (1971), die von 'parasuizidaler Pause' sprachen, kommt der Wunsch des Suizidanten zum Ausdruck, eben nicht eindimensional zu sterben, sondern unter anderen Bedingungen zu leben.

SCHOPENHAUER (1852) schreibt in seinem Essay 'Über den Selbstmord': „Da müssen wir denn hören, Selbstmord sei die größte Feigheit, sei nur im Wahnsinn möglich und dergleichen Abgeschmacktheiten mehr oder auch die ganz sinnlose Frage, der Selbstmord sei 'Unrecht', während doch offenbar jeder auf nichts in der Welt ein so unbestrittenes Recht hat wie auf seine eigene Person und Leben.“

Für SCHOPENHAUER (1852) ist der Suizid eine rational gesteuerte und voll zu verantwortende Tat, den man vollzieht, „wenn es dahin gekommen ist, dass die Schrecknisse des Lebens die Schrecknisse des Todes überwiegen“, womit SCHOPENHAUER eine erste Definition für den Bilanzselbstmord aufstellte.

Auch Friedrich NIETZSCHE (\*1844-1900) verfolgte die von SCHOPENHAUER vertretene Auffassung des Bestehens eines Rechtes auf Suizid. In seiner Schrift 'Also sprach Zarathustra' (1883/1884) schrieb er: „Den freien Tod predige ich Euch, der nicht heranschleicht wie Euer grinsender Tod, sondern der da kommt, weil ich es will“. Bei nicht vorliegender Kenntnis über die zeitgemäße Nutzungshäufigkeit des Begriffes 'Predigt', drängt sich der Eindruck auf, dass Nietzsche mit seiner Verwendung des Begriffes 'Predigt' nicht zufällig die Bedeutung der freien Willensentscheidung zum eigenen Tode untermauern wollte, sondern sich bewusst eines Verbs aus der Kirchensprache bediente; einer Sprache, die dem Menschen damals vertraut war und die in diesem Zusammenhang auch als Provokation gegen die Kirche angesehen werden konnte.

Wie stark aber nach wie vor der Einfluss der christlichen Kirchen auf das Denken und die Denker ihrer Zeit war, wird bei Kierkegaard (\*1813-1853) deutlich, unter dessen Einfluss sich eine 'dialektische Theologie' entwickelte und der bei der

Bewertung des Suizides weiter auf der Grundlage christlichen Glaubens blieb. Den Suizid bzw. suizidales Handeln bewertete er negativ. „Über die Stadien der sinnlich-ästhetischen und der ethischen Erfahrung gelangt die Existenz zur Religion. Getrieben wird sie dabei von einer „Angst“, in der sich der „Geist“ kundgibt als Bewusstsein fundamentaler Zwiespältigkeit“ (GRUPPO EDITORIALE FABBRI BOMPIANI SONZOGNO ETAS, 1992, S.186/187). Den beiden für Kierkegaard bedeutsamen Begriffe der Existenz und der Angst konnten die Begriffe der Freiheit und der Entscheidung zugeordnet werden. Für Kierkegaard war es die Angst vor der freien Wahl der Möglichkeiten, die sich einstellte und die die Grenzen der Freiheit bewusst werden ließ, zumal Kierkegaard allein Gott eine absolute Transzendenz vorbehielt, dessen Gnade allein aus Angst und Verzweiflung führen konnte.

Auch Karl Jaspers (\*1883-1969), der nach dem Tod Gottes, die Existenz in ihrer Verwirklichung auf das Diesseits verwies, stellte den Suizid als eine „unbedingte das Dasein überschreitende Handlung“ (JASPERS, 1932) dar.

Die Möglichkeit eines Bilanzselbstmordes als bittere Konsequenz einer unerträglichen und von außen aufgezwungenen Wirklichkeit räumt Jaspers allerdings indirekt ein. Er schreibt: „In gänzlicher Verlassenheit, im Bewusstsein des Nichts, ist dem Einsamen der freiwillige Untergang wie eine Heimkehr zu sich selbst. Gepeinigt in der Welt, ohnmächtig, den Kampf mit sich und der Welt fortzuführen, in Krankheit oder Alter dem Versinken in Kümmerlichkeit ausgesetzt, von dem Herabgleiten unter das Niveau des eigenen Wesens bedroht, wird es ein tröstender Gedanke, sich das Leben nehmen zu können, weil der Tod wie eine Rettung erscheint“ (JASPERS, 1932, S.308ff.).

Anfang des 20. Jahrhunderts und mit Beginn der existentiellen Philosophie wurde erneut eindeutig gegen den Suizid Stellung bezogen.

So schrieb SARTRE in ‚L' être et le néant' (1943, dt. 1993) über den Selbstmord „Der Selbstmord kann nicht als ein Lebensende angesehen werden, dessen Grundlage ich wäre. Da er Akt meines Lebens ist, verlangt er nämlich selbst nach einer Bedeutung, die nur die Zukunft ihm geben kann; da er aber der letzte meines Lebens ist, verweigert er sich der Zukunft; demnach bleibt er völlig unbestimmt. ...Der Selbstmord ist eine Absurdität, die mein Leben im Absurden untergehen lässt“.

CAMUS (\*1913-1960) setzte sich gleich zu Beginn seiner Abhandlung des

„Mythos von Sisyphos’ mit dem Suizid auseinander und schrieb:  
„Außerhalb eines menschlichen Geistes kann es nichts Absurdes geben. So endet das Absurde wie alle Dinge mit dem Tode. Es kann aber auch außerhalb dieser Welt nichts Absurdes geben.“(...)“Das einzig Gegebene ist für mich das Absurde. Das Problem ist: Zu wissen, wie man da herauskommt und ob aus diesem Absurden der Selbstmord zu folgern ist. Die erste und im Grund einzige Voraussetzung für meine Untersuchungen ist, gerade das, was mich vernichtet, festzuhalten und infolgedessen das, was ich darin für wesentlich halte, zu respektieren. Ich habe es als eine Gegenüberstellung und als einen pausenlosen Kampf definiert“ (CAMUS, 1960, S.31).

Und Camus, festhaltend an der Auflehnung gegen das Absurde mit der Maßgabe, sich gerade deshalb nicht zu suizidieren, schreibt weiter: „So leite ich vom Absurden drei Schlussfolgerungen ab: meine Auflehnung, meine Freiheit und meine Leidenschaft. Durch das bloße Spiel des Bewusstseins verwandle ich in eine Lebensregel, was eine Aufforderung zum Tode war - und ich lehne den Selbstmord ab“ (CAMUS, 1960, S.57).

## **2.6 Der Umgang mit dem Suizid bei außereuropäischen Völkern**

*„Ich erhebe das Schwert,  
Dies Schwert, das mein ist,  
Das lang mir gehörte -  
Die Zeit ist gekommen, ist da -  
Ich zück’ es zum Himmel.“  
(SUZUKI, 1958, S.83)*

Die lang gehegte Vermutung verschiedener Suizidforscher, wie z.B. die von MASARYK (1881), der davon ausging, dass sich der Suizid erst mit der Zivilisation entwickelt hätte, konnte durch spätere Forschungen eindeutig widerlegt werden.



Es zeigte sich, dass suizidale Handlungen auch bei anderen Völkern vorkamen, wobei unterschiedliche, bis dahin in der Suizidologie unbekannte Motive, den Suizidhandlungen zugrunde lagen (vgl. dazu Tabelle 2).

**Tabelle 2** Gründe suizidaler Handlungen bei verschiedenen Völkern

Grönland	Eskimos	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Suizid als moralisches Recht</li> <li>• Furcht vor Elend</li> <li>• Gefolgschaft, z.B. nach Tod eines verstorbenen Verwandten</li> </ul> (nach WISSE 1933; ZILBOORG 1936)
Nordsibirien	Tschuktschi	Jüngere: Suizid Alte, Kranke: lassen sich töten (nach ELLENBERGER 1953)
Japan	Samurai	Harakiri: <ul style="list-style-type: none"> <li>• als religiöses Opfer</li> <li>• als Rache</li> <li>• statt Hinrichtung</li> </ul> (nach ROST 1927)

In Dakota z.B. war es im letzten Jahrhundert bei manchen Indianerstämmen durchaus üblich, dass sich eine Frau am Baum erhängte, nachdem ihr Lieblingskind verstorben war, und aus der Bibliographie des Selbstmordes von ROST (1927) geht hervor, dass in Brasilien brasilianische Sklaven sogenannte „Rachesuizide“ unternahmen, um ihren Herrn finanziell zu ruinieren oder wenigstens zu schädigen (nach HAENEL 1989).

Bei den Eskimos, die in Grönland bis heute die höchste Suizidrate der Welt aufweisen, galt der Suizid als moralisches Recht und dem gewaltsamen Tod wurde gemäß ZILBOORG (1936) eine reinigende Wirkung zugeschrieben. Zilboorg beschreibt weiter, dass die Verstorbenen, die auf diese Weise verstarben, im Jenseits auf einer höheren Stufe standen, als natürlich Dahingeschiedene. Nach CAVAN (1928 S. 64) wurden Kranke und Alte als Suizidanten bei den Eskimos geachtet und nach STEINMETZ (1984) sollen an der Ostküste Grönlands Männer, sofern sie nicht selber Suizid verübten, von Freunden umgebracht worden sein. WISSE (1933) berichtet davon, dass gerade leidende und betagte Menschen oft zu der Überzeugung gelangten, das Leben sei unerträglicher als der Tod. Als Motive

für den Suizid bei den Eskimos nennt WISSE dann auch die Furcht vor einem elenden Leben und zudem das Verlangen, den geliebten Verstorbenen zu folgen, um im Jenseits mit ihnen vereint zu sein (WISSE 1933, S.91 u. 93). Diese Suizidbeschreibungen von WISSE dokumentieren ohne negative Bewertung im Ansatz das, was Durkheim als altruistischen Suizid häufig bei alten Menschen als gegeben ansah. Unterschiedlich und in krassem Gegensatz zu der europäisch-kirchlichen Praxis, die den Suizid mit heftiger moralischer Abscheu als sündhaftes Verhalten verurteilt hatte und Suizidanten von den christlichen Auferstehungs- und Erlösungsgedanken ausschloss, erscheint aber der angenommene zu erreichende Qualitätssprung bei den Eskimos Antrieb zu sein, durch ihren Suizid sogar eine Aufwertung ihres Seins zu erfahren.

Folgende Postkarte stammt aus dem Haus der Kulturen in Berlin, zu dessen Darstellung dieser überlieferte Text gehört:

Manchmal können Männer sehr böse werden mit ihren Frauen. Ein Mann sagt zu seiner Frau: „Du hast früher viele Liebhaber gehabt.“ Und er zählt ihre Namen auf. „Dein Vater hat dich zu mir gebracht und gesagt: „Heirate ihn, er hat viele Schweine, er ist reich.“ Aber du hattest vorher schon viele Freunde, und ich war nicht einer von ihnen.“ Die Frau ist beschämt und geht tief in den Wald hinein, holt sich einen Strang und hängt sich auf.

Der Mann kommt nach Hause und findet seine Frau nicht. Er denkt: „Sie war erzürnt und ist zu ihrer Mutter gegangen.“ Später finden sie die Frau im Busch. Sie hängt an einem Baum, und ein kleiner Vogel schreit, wie er sie da hängen sieht. Der Mann muß sie immer wieder ansehen, wie sie tot am Baum hängt, und die Tränen strömen ihm aus den Augen. Dann nehmen die Männer die Frau herunter und pflanzen sie in die Erde.

Eindrücklich stellt hier der Künstler Matias KAUAGE die Überlieferung des Suizides einer Frau aus Papua-Neuguinea bildlich dar. Dies ist insofern bemerkenswert, als dass es in der europäischen Kunstgeschichte keine bildnerischen Darstellungen suizidaler Handlungen gibt. Die Beschreibung des von KAUAGE dargestellten Suizides verwendet zudem den Begriff der Scham, der unterschieden werden kann von dem Begriff der Schuld, wie er bezogen auf den Suizid in theologisch geprägten Kulturen Verwendung fand und bis heute immer noch findet.



**Abbildung 1**  
**Matias Kauage, Papua-Neuguinea,**  
**Eine Frau hat sich erhängt, Sydney 1988**  
**Acryl auf Leinwand, 96x67cm**

Um die letzte Jahrhundertwende war es der Ethnologe Bogoras, der von den suizidalen Handlungen der Tschuktschis aus Nordsibirien berichtete (vgl. Tab. 2). Nach ELLENBERGER (1953) unterscheidet Bogoras zwischen eigentlichem Suizid, der nur bei jungen Menschen vorkommt, und dem ‚freiwilligen Tod‘, was ein Sich-töten-lassen bedeutete und von alten Menschen und chronisch Kranken ‚praktiziert‘ wurde. Dieser ‚freiwillige Tod‘ galt auch in religiöser Hinsicht als ehrwürdig, und ähnlich wie bei den Eskimos wird für die so Verstorbenen ein besserer Platz im Jenseits erwartet.

Der Ablauf des Sich-töten-lassens verlief dann folgendermaßen:

Nach seinem Entschluss zum Suizid wählt der zum Tode Entschlossene einen Gehilfen, der i.d.R. ein naher Verwandter oder ein Freund ist. Dieser versucht, den Todeswilligen von seinem Vorhaben abzubringen, wenn aber der Suizidant seinen Todeswillen laut und klar zum Ausdruck bringt, ist der Gehilfe aufgefordert, seiner ‚heiligen Verpflichtung‘ nachzukommen. Damit die Geister nicht zornig werden, muss dies am gleichen Tag oder spätestens am darauffolgenden geschehen. Zuvor werden dem Suizidanten letzte Wünsche erfüllt. Der Tod des Todeswilligen tritt

durch ein Erdolchen oder Erwürgen durch den Gehilfen ein und während das Erdolchen nur von einem männlichen Gehilfen ausgeführt werden darf, ist das Erwürgen auch einer Frau erlaubt (ELLENBERGER, 1953). In dieser dargestellten Verfahrenspraxis hält eine neue Differenzierung Einzug, nämlich die Unterscheidung zwischen dem Begriff der Selbsttötung (Suizid) und dem Begriff der Fremdtötung (Homizid).

Bei der Fremdtötung geht es nach CZINCZOLL (1984) um einen strafbaren Eingriff in das Rechtsgut eines anderen, während es bei der Selbsttötung nicht um die Verletzung eines Rechtsgutes gehe, da nur die Ethik und nicht das Recht das Individuum sich selbst gegenüber verpflichten könne.

Das sich die Rechtssprechung über die Jahrhunderte in Bezug auf Suizidanten so schwer tat und moralische Verpflichtungen des Menschen sich selbst gegenüber als Grundlage für ihre Rechtspraxis mit einbezog, deutet den Einfluss moral-theologischen Denkens an, sowie das beidseitige Bemühen um Macht und Machtausübung.

Für die Beschreibung der Form des ‚freiwilligen Todes‘ bei den Tschuktschis und den Eskimos lässt sich sagen, dass der Entschluss zum Suizid ein von der Gemeinschaft getragener, tolerierter und rechtlich nicht sanktionierter war, was heute latent in den Diskussionen um Patiententestamente und aktive Sterbehilfen Ausdruck findet.

Wieder anders sah und sieht bisweilen noch die Praxis bei den Samurai<sup>2</sup> in Japan aus, wo das Harakiri seit dem 12. Jh. als historisch-rituelle Suizidmethode praktiziert wird.

Durch das Harakiri entzog sich der Adlige entweder einer entehrenden Lebenslage oder er stellte durch das Harakiri seine gekränkte Ehre wieder her. Dies konnte z.B. in Form einer religiösen Selbstaufopferung für den geliebten Herrscher geschehen, aber auch im Sinne eines Strafsuizides. Bei der Strafe handelt es sich um eine selbst auferlegte, wenn es z.B. der Ehrbegriff verlangt.

---

<sup>2</sup> Samurai: „im feudalen Japan Angehörige des Kriegerstandes; urspr. Bewaffnetes Begleitpersonal der kaiserl. Fam. und des Adels, vom 13. Jh. an Bez. für direkte Vasallen der Shogune und der Territorialfürsten (Daimyo); ab dem 17. Jh. die oberste Klasse, aus der sich Militär, Beamte und Klerus rekrutierten. Für den Samurai bestand unbedingte Vasallenpflicht bis zum Tode; sie durften 2 Schwerter tragen und lebten nach einem strengen Ehrenkodex; während der Meiji-Reformen (ab 1868) verloren sie ihre Privilegien“ vgl. Meyers grosses Lexikon, Bd. 19, S.136

Nach ZILLBOORG (1936) konnte das klassische Harakiri des Japaners auch als Racheakt verstanden werden. Wenn es z.B. aus Rache vor dem Hause eines Beleidigers durchgeführt wurde und die Rache damit quasi an die Gesellschaft delegiert wurde, konnte es auch als Ersatzhandlung für einen Mord verstanden werden.

Das Harakiri wurde seit dem 17.Jh. auch als ehrenvolle Todesstrafe für Adlige verhängt und ist in seiner Praxis und seiner Bedeutung vom Suizid, d.h. der persönlichen Entscheidung des Betroffenen gegen sein Leben und für seinen Tod, zu unterscheiden. Das Harakiri, japanisch Seppuku genannt, verlangte ein genau einzuhaltendes Zeremoniell, bei dem einzunehmende Stellung, jeder einzelne Handgriff, Zahl der Zeugen, letzte Worte genau festgelegt waren, bevor sich der Verurteilte das Abdomen aufschlitzte und die Eingeweide freilegte, woraufhin ein Sekundant, um den Todeseintritt zu beschleunigen, dem Verurteilten den Kopf abschlug. Offiziell wurde das Seppuku 1874 abgeschafft, es wird aber dennoch weiter praktiziert (FUSÉ, 1980) und das Ansehen derer, die Harakiri, in welcher Form auch immer, an sich vornahmen, blieb stets ein Großes.

Diese Art ritueller Selbstmorde werden nicht weiter vertieft, da sie im europäischen Kulturkreis nicht von Bedeutung sind.

## 2.7 Der Suizid in der Rechtssprechung

*„Es erben sich Gesetz und Rechte  
wie eine ew'ge Krankheit fort.“  
(KREILER, 1978, S.7)*

Juristisch wurde der Selbstmord bei den drei großen Überlieferungen des römischen Rechtes, des Kirchenrechtes und des englischen Rechtes, auf denen ganz wesentlich die westliche Jurisprudenz beruht, als ein Verbrechen erklärt, wenngleich der juristische Umgang mit dem Selbstmord unterschiedlich praktiziert wurde.

Die Auswirkung der juristischen Betrachtung des Suizides zeigte sich in groben Sanktionen. Diese richteten sich gegen diejenigen, die einen Suizidversuch überlebt hatten, bei einem vollzogenen Suizid gegen die Leiche oder aber gegen die Angehörigen des Suizidanten (vgl. dazu Tabelle 3).

**Tabelle 3** Bestrafungsarten bei Suizidhandlungen (vgl. Haenel, 1989, S.12)

<b>Suizidversuch</b>	<b>Suizidand</b>	<b>z.B.</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>• <b>Todesstrafe</b></li> <li>• <b>Verarmung</b></li> </ul>
<b>Suizid</b>	<b>Leiche</b>	<b>z.B.</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>• <b>Abschlagen der Hand</b></li> <li>• <b>Ächtung bei Bestattung</b></li> </ul>
<b>Suizid</b>	<b>Angehörige</b>	<b>z.B.</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>• <b>Konfiszierung des Besitzes des Suizidanten</b></li> </ul>

Die rechtliche Umgangspraxis mit Suizidanten war unmittelbar mit den kirchlichen ‘Strafvollzugsmaßnahmen’ verwoben, denn in dem Maße indem der Einfluss des Christentum auf die weltliche Herrschaft wuchs, wurde auch der Suizid als (Straf)-Tatbestand nicht ausgespart.

Leichname von Suizidanten wurden geschändet und die Verweigerung einer kirchlichen Bestattungszeremonie zählte ebenso zu den sanktionierenden Maßnahmen, wie das Abhacken der Hand (i.d.R. die rechte Hand), die den suizidalen Akt vollzogen hatte.

Da dem Kreuz die Fähigkeit zugesprochen wurde, ‘böse Energie’ zu zerstreuen, wurde der Leichnam eines Suizidanten in England bei Nacht an einem Kreuzweg begraben. Aus dem Altertum herrührend, galt der Kreuzweg, sowohl in Europa, als auch in Indien, als die Stelle, um sich von üblen Einflüssen zu befreien (WESTERNMARCK, 1908, S.27).

Bis 1823 wurde dem Leichnam oft ein Pfahl durch das Herz getrieben. Dieser Brauch soll auf die alten Germanen zurückgehen und den Geist des Verstorbenen fixieren, damit er unter den Lebenden keinen Schaden stiften kann (ROSEN, 1971). Einer der Gründe, warum derartiges Strafrecht in der Frage des Suizid Anwendung fand, mag in den gegebenen absolutistischen Staatskonzeptionen begründet liegen, denn wenn der absolute Herrscher seine Untertanen quasi als Eigentum betrachtet, entzieht sich der Untertan seinem Herrn durch seinen Suizid mit seinem Leben und damit zwangsläufig auch seine Arbeitskraft und andere für den Herrn bestehende Nutzfaktoren.

Moralische, aber vor allem materialistische Überlegungen mögen den Juristen

Blackstone, der von 1723-1780 lebte, in seinen ‚Commentaries on the Laws of England‘ im 18. Jahrhundert denn auch zu der Aussage bewogen haben, dass „der Selbstmord ein Verbrechen gegen Gott und den König sei“ und „das Gesetz ihn deshalb unter die höchsten Verbrechen eingereiht hat“ (15. Ausgabe von BLACKSTONES Kommentaren).

Etwa zur gleichen Zeit (1768) war es Christian VII von Dänemark, der den Selbstmordversuch ebenfalls unter Strafe stellte und anordnete, „dass ewige harte Arbeit mit jährlichem Staupenschlage an dem Orte des Delicti den Selbstmörder treffen sollte“ (ROST, 1927, S.188).

In erster Linie aber richteten sich die gesetzlichen Abschreckungsmittel gegen den Selbstmord auf das Privateigentum des verstorbenen Suizidanten und weniger auf seinen Körper, was sicher zur Befriedigung materialistischer Ausrichtungen beitrug und beitragen sollte. Es ist zu mutmaßen, dass gesellschaftlich auch die Ansicht der Schädigung des Gemeinwohles eine Rolle gespielt haben mag, und in dem Moment, in dem ein Mitglied dieser Staatsgemeinschaft suizidierte, mögen Gedanken und Aspekte von Entschädigung und Wiedergutmachung zum Tragen gekommen sein.

Noch im Jahre 1961 konnte der Besitz der Selbstmörder nach dem englischen Recht mit Buße belegt werden. Einzig wenn eine ausdrückliche Klausel dies vorsah, wurden Lebensversicherungen an die Hinterbliebenen ausgezahlt.

Bis 1961 wurde z.B. in England der Suizidversuch unter Strafe gestellt. Von allen Mordarten gestand die juristische Überlieferung in England dem Selbstmord keine Möglichkeit zur Rechtfertigung oder Entschuldigung zu. Der Selbstmord wurde als schweres Verbrechen beurteilt, als eigentlicher Mord, während Tötung aus Notwehr als Akt öffentlicher Gerechtigkeit oder als Verhütung einer verbrecherischen Tat als ‘berechtigt’ erklärt werden konnte.

In einigen Staaten der USA blieb der Selbstmordversuch im Namen des Gesetzes ein krimineller Akt, und „in verschiedenen Ländern gilt heute noch ein an der Tat Beteiligter, z.B. der Überlebende eines gemeinsam geplanten Selbstmords, als mitschuldig im Sinne des Gesetzes“ (HILLMAN, 1980, S.15).

ROSENTHAL und ROSENTHAL (1984) beschreiben die absonderliche Entscheidung eines amerikanischen Richters, der darauf bestand, den Tod eines jeden Kindes unter 14 Jahren als Unfall anzusehen, losgelöst davon, ob ein

Abschiedsbrief vorlag oder nicht. Diese, von ROSENTHAL und ROSENTHAL leider nicht datierte, Aussage des Richters negiert die Planungs-, Entscheidungs- und Durchsetzungsfähigkeit einer suizidalen Handlung in einem Land, wo juristisch die Strafmündigkeit bei 14jährigen als gegeben angesehen wird. ORBACH (1997) führt dazu folgendes aus: „Eine Schwierigkeit für das Akzeptieren der Tatsache, dass Kinder Selbstmord begehen, ist, dass ihre Tat leicht für einen Unfall gehalten werden kann - vor allem, weil die meisten Kinder keinen Abschiedsbrief hinterlassen (MOTTO, 1985). Die Todesursachen haben immer etwas zufälliges: Verkehrsunfälle, Stürze aus großer Höhe, tödliche Verletzungen durch den Umgang mit Gewehren und Ertrinken. Die Anzahl tödlicher Unfälle in Verbindung mit den oben genannten Auffassungen von kindlicher Verständnisfähigkeit und Intentionalität führen leicht zu einer Missdeutung der Anzeichen für Suizid“ (ORBACH, 1997, S.29).

Aus Deutschland ist noch aus dem Jahre 1972 eine höchstrichterliche Entscheidung des Bundesarbeitsgerichtes bekannt, nach dem einem Arbeitnehmer nach seinem gescheiterten Suizidversuch und daraus resultierender Arbeitsunfähigkeit die Lohnfortzahlung verweigert wurde mit der Begründung, der Betroffene hätte eine persönliche Pflicht zur Selbstmordverhütung gehabt und wäre selbst verantwortlich für die Folgen seiner freien, sittlich verwerflichen Willenstat.

Diesem Urteil widersprachen viele Juristen und ärztlicherseits wurde es für inhuman und moralisierend gehalten (HEINRICH, 1976, S.596-603; KÜCHENHOFF, 1973, S.420-425). Gleichsam bleibt bei diesem Urteil die Freiheit beschränkt auf die gesetzte Ordnung, der Pflicht, „dem Selbsterhaltungstrieb zu folgen und sich selbst vor dem Selbstmord zu bewahren“ (POHLMEIER, 1978, S.9).

Neben der persönlichen Pflicht zur Selbstmordverhütung, wie sie im beschriebenen Urteil gefordert wurde, wandte sich die deutsche Rechtsprechung auch der Frage einer allgemeinen Pflicht zur Selbstmordverhütung zu. Juristische Grundlagen, die bis heute Suizidpräventionsprogramme und -institutionen ins Leben riefen und legitimierten. Diese Programme und Institutionen stehen durch ihre Finanzierung durch Staatsmittel in dem ‘Dilemma’ der Abhängigkeit zum Staatswesen. Bedenkt man für Institutionen, die suizidpräventiv arbeiten, dass zumeist die Höhe des Bedarfes der Institution die Finanzierung sichert, ist die präventive Zielsetzung der Suizidvermeidung in diesem bestehenden gesellschaftlichen



Abhängigkeitsverhältnis in Frage zu stellen.

Bis zum Jahre 1954 ging die Rechtsprechung allerdings nicht von allgemeiner Hilfeleistungspflicht bei Selbstmordhandlungen aus.

Dies änderte sich mit der Entscheidung des Großen Senats im Jahre 1954, der jede suizidale Handlung als Unglücksfall ansah und jeden Bürger zur Hilfestellung und zur Verhinderung jeder Selbstmordhandlung verpflichtete. Auf die Rechtspraxis hatte dieses BGH-Urteil zum Glück wenig praktische Anwendung gefunden, bezogen auf suizidale Handlungen wird selten Anklage wegen unterlassener Hilfeleistung erhoben.

Inkonsequent blieb bei dieser Entscheidung, die als freie Willensbestimmung deklarierte Selbstmordhandlung nur im Krankheitsfall für eingeschränkt zu erachten, aber nicht ausschließlich Ärzte und medizinisches Personal, sondern jeden zur Verhinderung suizidaler Handlungen gesetzlich zu verpflichten.

Die staatliche Fürsorgepflicht, wie sie z.B. wirksam wird, wenn die Polizei suizidal Gefährdete in Gewahrsam nimmt und sie zur Abwendung der Selbstgefährdung zwecks Verwahrung in dafür adäquate i.d.R. psychiatrische Institutionen übergibt, basiert auf der Ausübung der Verwahrungsgesetze, die zeitlich begrenzt der Abwehr der Selbstgefährdung dienen sollen.

Nach dem Urteil des Bayerischen Oberlandesgerichtes kann folgende groteske Situation eintreten, „eine Person, die Selbstmord begehen will, kann durch ihre Gegenwehr gegenüber den polizeilichen Maßnahmen, die auf die Verhinderung der Selbsttötung gerichtet sind, den objektiven Tatbestand des § 113 StGB erfüllen“ (StGB § 113, BayObLg, 18.11.1988), was konkret als Hausfriedensbruch mit dem öffentlichen Dienst und seinen Beschäftigten gewertet wird und mit Freiheitsstrafe bis zu einem Jahr oder mit Geldstrafe bestraft werden kann.

Ausgenommen bleibt hier auch die Betrachtung derer, die nicht eingeschränkt durch Krankheit, sondern nach freier Willensentscheidung für sich den Freitod als das für sie Richtige ansehen und praktizieren wollen.

Die darauf basierende Folgerung in der rechtlichen Praxis war, den Suizid und den Suizidversuch nicht grundsätzlich zu verurteilen, weil es keinen derartigen Tatbestand im Strafgesetzbuch gibt.

Sofern ein freier Willensentschluss für den vollzogenen Suizid zugrunde liegt, können Beteiligte nicht wegen fahrlässiger Tötung durch Unterlassung belangt werden, da kein Tötungsdelikt besteht.

Von einer Strafverfolgung des Suizidanten selber hat das deutsche Strafrecht immer abgesehen, da das Strafrecht nur Taten gegen fremde Personen ahndet und bei Vorliegen einer Suizidhandlung die einzigartige Identität von Opfer und Täter keinen Straftatbestand darstellt, da „diese Identität die Annahme von Mord oder Totschlag unmöglich macht“ (POHLMEIER, 1978, S.14).

Bei Betrachtung der Rechtspraxis in Versicherungsfällen fällt bis heute auf, dass die Beweislast, z.B. in Bezug auf Lebensversicherungen, beim Anspruchserhebenden liegt, der seinerseits die Möglichkeit der freien Willensentscheidung beweiskräftig ausschließen muss.

In einem Urteil des OLG Nürnberg vom 25.03.1993 etwa heißt es gemäß ALB § 8: „Bloße depressive Verstimmungen schließen die Möglichkeit der freien Willensentscheidung nicht aus. Der Anspruchserhebende muss vielmehr nachweisen, dass eine schwere - endogene oder psychogene - Depression vorliegt und der Versicherungsnehmer den Selbstmord in einer akuten depressiven Phase begangen hat“.

Ähnliche Schwierigkeiten ergeben sich für die Nutzung abgeschlossener Unfallversicherungen, auch wenn hier gemäß VVG § 152 gilt: „Der Beweis dafür, dass der Verkehrsteilnehmer den Verkehrsunfall tatsächlich in suizidaler Absicht herbeigeführt hat, wird durch den Versicherer auch künftig nur schwer zu führen sein, so belässt man es beim Status quo ante“.

Geht man von den Rechtsgrundlagen aus, bilden Krankheit und nicht mehr freier Wille Grundlage und Rechtfertigung für professionelle Suizidprävention. Dabei bleibt offen, welche möglichen anderen Gründe dem Suizidgeschehen zugrunde liegen könnten und ob diese nicht auch auf mögliche Grenzen der Suizidprävention hindeuten.

Verfolgt man die historisch-juristische Auseinandersetzung mit dem Phänomen Suizid und der sich entwickelnden Rechtspraxis, fällt auf, dass das Selbstbestimmungsrecht des Einzelnen immer wieder kollidierte und bis heute zu kollidieren scheint mit den Interessen der Gesellschaft. Das, was über die Jahrhunderte als Lebenspflicht thematisiert wurde, diente als auferlegte Verpflichtung, als Garant des Funktionierens des Gemeinwesens. Lebensschutz im Wege einer Freiheitsberaubung, wie auf Grundlage der staatlichen Fürsorgepflicht praktiziert, kann dem Menschen aber auch die im Grundrecht gesicherte Würde rauben, aus der ich die grundsätzliche Freiheit zu leben, aber auch zu sterben

ableite. Diese Freiheit des Menschen kann nur gewahrt werden unter der Fiktion, dass der Mensch autonom handeln kann. FINK (1992) kam unter der Fragestellung, ob es eine Rechtspflicht zu leben gebe, zu dem Schluss, dass das Leben des Menschen nicht um seiner selbst willen, sondern auch im Interesse der Allgemeinheit geschützt werden müsse.

Sofern man juristisch weiter der Sittenwidrigkeit der Suizidhandlung nachhängen sollte, würde es für jeden Bürger zur moralischen und humanen Pflicht werden, eben diese Handlungen mit zu vermeiden zu helfen und Aspekte der Humanität, wie sie Améry im Freitod sah und wie sie im nächsten Abschnitt aufgezeigt werden sollen, fänden dann keinerlei Berücksichtigung.

## **2.8 „Der Freitod ist ein Privileg des Humanen“<sup>3</sup> - Bewusstes Handeln und die Grenzen der Beeinflussung**

*„Als Améry Selbstmord beging - tat er dies in voller Bewußtheit von dem , was er selbst niedergeschrieben hatte?“ (GLASER, 1982, S.71)*

„Kein Rätsel, das drangsäliger wäre als der Tod“ sagte Améry (BURGER, 1988, S.186) und setzte sich in seinem Buch ‚Hand an sich legen‘ mit dem Suizidphänomen auseinander, das er 1976, zwei Jahre bevor er selbst Hand an sich legte, geschrieben hatte.

Statt der Begriffe ‚Selbstmord‘ und ‚Suizid‘ benutzt Améry in seinem Essay den Begriff ‚Freitod‘, nicht zuletzt deswegen, um seine Einstellung zu dokumentieren, dass der Suizid eines Menschen seine freie Willensentscheidung ist und als solches eben auch zu respektieren sei und bliebe.

Und weiter unterscheidet Améry zwischen dem Suizidanten als dem Menschen, der sich auslöscht, und dem Suizidär, „jener, der das Projekt des Freitodes in sich trägt, ob er es ernsthaft erwäge oder mit ihm spiele“ (AMÉRY, 1991, S.14)

Gesellschaftskritisch setzt sich Améry mit der wissenschaftlichen Suizidologie auseinander und schreibt: „Wir sind über das, wie mir scheint, inhumane geistige Entwicklungsstadium, das den Suizid mit dem Bannfluch belegte, noch immer nicht hinausgelangt. Nur dass, wo einst religiöse Gebote und Verbote so verbindlich waren, dass der Freitod als Verbrechen angesehen war oder wo die

---

<sup>3</sup> vgl. Améry, Jean; Hand an sich legen. Diskurs über den Freitod, Stuttgart: Klett-Cotta 1991, S.52

Gesellschaftsordnung unverschämt (und doch ehrlich) genug war, einzugestehen, es gehe ihr nur um das *Material* Mensch, um die Arbeitskraft, so dass also Suizidäre des Sklavenstandes durch schreckliche Strafandrohung von der Durchführung ihres Vorhabens abgeschreckt wurden, heute Soziologie, Psychiatrie und Psychologie, bestellte Träger der öffentlichen Ordnung, den Freitod behandeln, wie man eine Krankheit behandelt“ (AMÉRY, 1991, S.103). Améry greift damit die Bemühungen der Allianz der Helfer an, Suizid im Sinne von zugrunde gelegter Lebenslogik, zu verhindern und macht in seinem ‚Diskurs über den Freitod‘ anklagend aufmerksam auf den Angriff der Gesellschaft auf die Freiheit des Individuums.

Der Kritiker von *Le monde*, Roland Jaccart nennt ‚*Hand an sich legen*‘ eines der „aufrichtigsten und erschütterndsten Bücher über den Suizid“ (BAIER, 1999) und zitiert am Ende seines Artikels Améry’s Verlangen nach einer Bewegung, die die „bündige Anerkennung der Freiheit zum Freitod als unveräußerliches Menschenrecht dringlich fordert“ (AMÉRY, 1991), so wie schon der franz. Dichter Baudelaire (\*1821-1867) geschrieben hatte, „dass bei der Abfassung der Erklärung der Menschenrechte 1789 zwei wichtige vergessen wurden: zum einen das Recht, sich zu widersprechen, und zum anderen das Recht, sich abzusondern“ (BAIER, 1999).

Sich lösend von der Auffassung, dass im Suizid ein Scheitern am Leben deutlich wird, benutzt Améry den Begriff ‚*échec*‘, mit dem er nicht nur den von außen ersichtlichen Misserfolg und das Scheitern meint, sondern vielmehr die Bedeutung, die Misserfolge, Fehlschläge und Erlebnisse von Niederlagen im Bewusstsein eines Menschen annehmen können.

Améry beschreibt den ‚*échec*‘ als eine sich bildende existentielle Erfahrung, die nicht mal zwingend von außen sichtbar werden muss, die auch sogenannte Erfolgreiche treffen kann und die vor allem nicht objektivierbar ist.

Eindringlich macht Améry darauf aufmerksam, dass die sich mit dem Phänomen Suizid beschäftigenden therapeutischen Einrichtungen nicht die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass eine vorhandene Todesabsicht Verständnis, ein Innehalten und Gewähren lassen verlangen könnte, zumal Erfahrungen mit suizidalen Menschen in psychiatrischen Einrichtungen belegen, dass Suizidabsichten weiter

geäußert und vielfach später auch in die Tat umgesetzt werden bei denen, die man nach einem Suizidversuch wieder in das Leben zurückgeholt hatte.

Das setzt dann auch voraus, den Suizid nicht grundsätzlich als krankhaft und damit als therapeutisch behandelbar zu betrachten und mahnt an die Grenzen suizidprophylaktischer Maßnahmen.

Sich stützend auf das Buch ‚Les Suicides‘ von BAECHLER (1981) führt Améry in Bezug auf den Suizid und zu seinem besseren Verständnis die Begriffe ‚Humanität‘ und ‚Dignität‘ ein.

Für Améry besitzt die ‚Dignität‘, wie auch der ‚échec‘, eine Dimension subjektiven Bewusstseins, und es ist die subjektive Empfindung, die die ‚Dignität‘ eines Menschen anrührt und nach Antwort verlangt und die bis zum möglichen Selbstmord gehen kann.

Bei Améry können dabei die Erfahrung und das Zusammenspiel von ‚Dignität‘ und des, das Leben und den Tod herausfordernden, ‚échec‘, in einen Zweikampf mit den Lebenstrieben geraten, wobei es nach Améry dann der ‚L‘ échec ultime‘ ist, der das Fass zum Überlaufen bringt.

Améry arbeitet mit den Begriffen ‚échec‘ und ‚Dignität‘ die Prozesse des Bewusstseins heraus, „die hinter dem Entschluss zum Freitod am Werk sind und die sich, weil ans Subjekt und dessen irreduzible Einmaligkeit gebunden, der einfachen Logik sozialer Determination entziehen“ (BAIER, 1999).

Kritisch muss bei Améry's Ausführungen bedacht werden, dass er als Betroffener schreibt, aus einer Position und Situation, die eben u.U. auch jenseits der für die Vernunft und einer für die Wissenschaft verbindliche Lebenslogik liegt. Wenn Améry sagt, dass der „Akt des Absprungs aber, wiewohl er noch psychologischer Impulse voll ist, kann nicht mehr psychologischer Einsicht offen stehen, da ja hier mit der Logik des Lebens und damit auch der Psychologie gebrochen wird“ (AMÉRY, 1991, S.29), ist hypothetisch dagegen zu halten, dass dies nicht für jeden ‘Absprung’ und sicher auch für keinen uneingeschränkt Gültigkeit hat.

Améry fasst den Selbstmordversuch als Botschaft auf, für die es sehr wohl noch ein Gegenüber gibt, die aber gleichsam die Antwort in sich selber und in dem vollzogenen Akt des Freitodes findet. „Was alle Freitodvorhaben, solche, die zu Ende gelangten, gleich denen, wo man den Abtretenden zurückrief, begrifflich einigt, ist nicht der Hilferuf, sondern die *Botschaft*. Diese, die nicht hingeschrieben,

nicht herausgeschrien, durch keinerlei Zeichen bestimmt werden muss, vielmehr auch im schweigenden Akt auf den Weg gegeben wird, bedeutet, dass wir selbst im Moment des Übertritts, wo wir der Lebenslogik und der Seinsforderung schon Absage getan haben, mit einem Teil unserer Person noch immer und bis zum letzten Aufflackern des Bewusstseins mit dem *Anderen* zu tun haben“ (AMÉRY, 1991, S. 112).

Im Hinblick auf den dieser Arbeit zugrunde liegenden Themenkreis, der das Spannungsfeld von Suizid und Kommunikation umfasst, ist deshalb auch diese Abgrenzung, die Améry zu suizidologischen Theorien (STENGEL, 1969 u.a.) hin vornimmt, unter Aspekten der Botschaft und des möglichen Hilferufes einer suizidalen Handlung zu berücksichtigen.

Geht man hypothetisch davon aus, dass suizidales Verhalten jeweils subjektiv sinnvolles Handeln ist, dann müssten suizidale Botschaften angenommen und auf ihren subjektiv intendierten Sinn hin betrachtet werden.

Ein Gesichtspunkt, der der Arbeit mit einer suizidgefährdeter, respektive suizidaler Klientel vorausgehen müsste und dabei auch ein Nicht-Eingreifen bzw. ein Nicht-mehr-Eingreifen als denkbare Handlung intendiert.

### **3. Soziologische Aspekte von Suizidhandlungen**

„Soziologische Theorien versuchen seit Durkheim (1897), den Suizid nicht als ein moralisches Vergehen, sondern als ein soziales Problem, das eine soziale Ursache hat, das erkennbaren Gesetzen unterliegt und rational erörtert und untersucht werden kann, zu erfassen. Die unterschiedlichen Suizidraten werden nicht aus individuellen Prädispositionen, sondern aus der Natur der Gesellschaft selbst, d.h. aus Besonderheiten der Assoziation von Individuen, aus Organisationsmerkmalen der Gesellschaft (Familie, Beruf, wirtschaftliche Bedingungen, Religion, Staat), innerhalb derer sich die Suizidhandlung aktualisiert, erklärt“ (COLLA, 1981, S.23). Nach ersten Statistiken über Suizide, die u.a. von ESQUIROL (1821), MORSELLI (1881) und MASARYK (1881) erhoben und veröffentlicht wurden, war es Durkheim, der 1897 in einer umfangreichen soziologischen Studie über statistisch erfasste Suizidraten gesellschaftliche Zustände zu erklären versuchte. Durkheims

Theorien und weitere soziologische Erklärungsansätze werden unter Punkt 3.1-3.3. referiert.

### **3.1 Zur Integrations- und Anomie-Theorie Durkheims**

*„vom Heute...zum Damals..., vom Hier...zum Dort..., von der vertrauten kindlichen Lebenswelt...zur fremden Erwachsenenwelt..., von der bekannten Intimgruppe...zum unbekannten sekundärem System..., vom Sichtbaren, zum Faßbaren...zum Gedachten, Vorgestellten..., von den Lebenden zu den Toten..., vom Überrest...zur Rekonstruktion..., vom Einzelbeispiel...zu Regelfall und Verallgemeinerung...“*  
(BORRIES, 1980, S.68).

Durkheim erhebt nach einer 1897 durchgeführten soziologischen Studie über statistisch erfasste Suizidraten den Selbstmord zu einem feststehenden soziologischen Phänomen und deutet ihn als Resultat des Niedergangs innergesellschaftlicher Beziehungen.

Als Grundlage für Durkheims Ausrichtung müssen die gesellschaftlichen Veränderungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts und das Ansteigen der Suizidraten angesehen werden, die für den Soziologen Durkheim nach Aufklärung verlangten.

Bei allen soziologischen Überlegungen bleibt bei Durkheim immer die gesellschaftliche Gruppe, in der der Selbstmord vorkommt, zentraler Forschungsinhalt und nicht etwa der Selbstmord selbst. Neu in Durkheims Betrachtung des Phänomens Suizid ist seine Sicht, dieses Phänomen als ein soziales Problem zu begreifen. In Abgrenzung zur psychiatrischen Anschauung, die den Suizid als Ausdruck individueller krankhafter Entwicklung begriff, forschte Durkheim nach den sozialen Ursachen des Suizidphänomens.

Die ansteigende Suizidrate versteht Durkheim als Folge wirtschaftlicher Veränderungen und als Indikator für die Krise der Gesellschaft seiner Zeit.

Durkheim untersuchte schwerpunktmäßig die extrapersonalen Faktoren einer Suizidhandlung und setzt sich damit von den Moralstatistiken seiner Zeit ab, die intrapersonale Faktoren für suizidale Handlungen verantwortlich machten.

Nach Durkheim kann ein Individuum unter bestimmten Voraussetzungen suizidal werden und Suizidversuche unternehmen, wobei er die Voraussetzungen stets in den jeweiligen sozialen Verhältnissen sieht. So schreibt DURKHEIM (1973): „Die Ursachen des Todes liegen eher außerhalb unserer selbst als in uns und werden nur

dann wirksam, wenn wir uns in ihren Wirkungskreis begeben.“

Wenngleich Durkheim mit Statistiken arbeitete, die nicht unterschieden zwischen „psychisch-kranken und normalen“ ( JACOBBS, 1974, S.15) Suizidanten gelang es ihm, Abweichungen von der Norm zu einem relevanten Untersuchungsfeld zu erklären.

DURKHEIM (1973, S.153) schreibt: „..., dass jede soziale Gruppe ihre spezifische Tendenz zum Selbstmord hat, für die es weder in der organisch-psychischen Verfassung der Individuen noch in der Beschaffenheit ihrer psychischen Umwelt eine Erklärung gibt.“

Dies legt den Schluss nahe, dass ein individueller Selbstmord, der sich aus der gesellschaftlichen Eingebundenheit als soziale Tendenz entwickelt, frei von Bewertung bleiben muss.

In seiner Integrations- und Anomie-Theorie erklärt Durkheim diese besonderen Suizid-Tendenzen, indem er den Grad der Integration eines Einzelnen in eine Gruppe als Maß für ein mögliches Suizidrisiko verstanden wissen möchte. So lautet die zentrale These zu Durkheims Integrationstheorie, dass die Höhe der Suizidraten abhängig ist von dem Grad der sozialen Integration eines Menschen in eine Gruppe oder in eine Gesellschaft. Je geringer also ein Individuum in eine Gruppe integriert ist, um so größer ist sein Suizidrisiko.

Die gesellschaftliche Anpassung eines Individuums setzt voraus, dass die Individuation weder zu stark noch zu schwach sein darf. Je widerspruchsfreier und verbindlicher die Bindung in das Bezugssystem erlebt wird, und je mehr die Gesamtgruppe Normen und Wertvorstellungen akzeptiert und tragen kann, um so weniger kommt es bei den Gruppenmitgliedern zu Gefühlen der Desintegration. Desintegration besteht nach Durkheim dann, wenn die institutionalisierten Stützen der Gesellschaft wie Kirche, Familie und Staat die von ihnen erwartete Ausübung von Autorität nicht genügend demonstrieren und praktizieren.

Für die Zeitspanne der Adoleszenz müsste dies einen Zuwachs an Suizidrisiko bedeuten, da in der Phase der schrittweisen Ablösung vom Elternhaus, Lösung aus schulischen Verbänden im Wege der Berufsfindung und der nicht immer sicheren Gewähr von Zugehörigkeiten zu 'Peer-Groups', die subjektiv erlebte bzw. wahrgenommene Integrität der Adoleszenten eine instabile sein kann. Erschwerend kommt hinzu, dass Adoleszente heute mit einer Fülle von Anforderungen und sich stetig wandelnden gesellschaftlichen Umstrukturierungen konfrontiert werden, die



sowohl Einfluss auf die äußeren Lebensumstände (Berufswahl, Ablösungsprozesse vom Elternhaus u.a.), als auch auf die Entwicklung der Persönlichkeit nehmen. Der Anspruch, der aus dieser unterstellten Tatsache erwächst, scheint demnach ein ganzheitlicher zu sein, der sowohl die Umstrukturierung von der kindlichen zur erwachsenen Persönlichkeit, als auch die Bezüge zum gesellschaftlichen Kontext berücksichtigen muss.

Durkheim (1973) unterschied drei Suizidtypen, die er auf verschiedenartige soziale Ursachen zurückführte. Folgende zwei Dimensionen stellte er dabei heraus:

- Die erste Dimension, der er sowohl den egoistischen Suizid, als auch den altruistischen Suizid zuordnet, betrachtet er als soziale Integration und
- die zweite Dimension, der er den anomischen Suizid zuordnete, als soziale Regulation.

### Der egoistische Suizid

Bei zu starker Individuation, die einen verstärkten Individualismus bedingt und den Durkheim (1973) als Egoismus bezeichnet, kann es zur gesellschaftlichen Isolation dieses Individuums kommen und ein egoistischer Suizid entstehen.

„Wenn man also einen Zustand, in dem das individuelle Ich sich mit Erfolg gegenüber dem sozialen Ich und auf Kosten desselben behauptet, mit Egoismus bezeichnen will, dann können wir diesen besonderen Typ von Selbstmord, der aus der übermäßigen Individuation entsteht, als egoistisch bezeichnen. Die Einzelpersönlichkeit stellt sich über das Kollektiv.“ (DURKHEIM, 1973, S.232)

Seinen individualistischen Bedürfnissen folgend wird die Loslösung aus dem Kollektiv möglich. Diese Loslösung aber wäre nach Durkheim eine gravierende Zuwiderhandlung gegen die menschliche Natur und kann als Konsequenz zu einer erhöhten Suizidgefährdung führen.

Stellt sich In diesem Zusammenhang die Frage, ob das Leben von Adoleszenten im Informationszeitalter nicht ein durch die Medienkultur individualisiertes und isoliertes ist, das direkte zwischenmenschliche Kontakte und Einbindung nicht notwendig erscheinen lässt und somit den von Durkheim beschriebenen Typus des egoistischen Suizides begünstigt.

## Der altruistische Suizid

Bei zu schwacher, rudimentärer Individuation, bei der eine sehr starke, altruistische Bindung an Gruppen oder Personen besteht, ist ein altruistischer Suizid zu erwarten, denn: „Wenn der Mensch aus der Gesellschaft herausgelöst wird, begeht er leicht Selbstmord.“ (DURKHEIM, 1973, S.242)

Durkheim hebt hervor, dass der altruistische Selbstmord als Ausdruck zu großer Abhängigkeit des Individuums von der Gesellschaft angesehen werden kann und ordnet alte Menschen, die ihren Familien nicht zur Last fallen wollen, ebenso dem altruistischen Suizidtypus zu, wie z.B. Frauen, die ihren Männern in den Tod folgen oder Märtyrern, die einer Idee wegen suizidieren; Menschen also, für die Sinndimensionen außerhalb des Lebenszusammenhangs liegen.

## Der anomische Suizid

Nach Durkheim kann der Begriff der Anomie als Regellosigkeit gedeutet werden. Er beschreibt eine suizidale Handlung, die laut HOLDEREGGER (1979, S.113) „auf Grund defizienter oder fehlender gesellschaftlicher Reglementierung zustande kommt“. Gesellschaftlich verbindliche Normen können nicht mehr als solche akzeptiert und angenommen werden und die Individuen verlieren ihre sozialmoralische Orientierung.

Damit einhergehende individuelle Bedürfnissteigerung bei gleichzeitigem gesellschaftlichen Unvermögen, die Deckung der Bedürfnisse aufzubringen, schaffen den anomischen Zustand.

Nach TEWS (1979) wird dieser anomische Umstand verstärkt und erschwert durch die Lockerung bestimmter Normen, so dass Verhalten von ihnen nur noch wenig bestimmt wird, sei es durch Lockerung auf religiösem Gebiet (Durkheim stellt fest, dass Katholiken niedrigere Selbstmordraten aufweisen) oder im Bereich von Beruf, Ehe und Familie (wo z.B. Geschiedene höhere Selbstmordraten haben).

Zwar gilt nach Durkheim (1973, S.413) der egoistische Selbstmord als „der am weitesten verbreitete Selbstmordtyp“, aber für Industrieländer sei der Anomie-Suizid der typischste.

Eine durch permanente Bedürfnisweckung fortschreitende Konsumhaltung und die dadurch notwendige flexible Anpassung an den sich wandelnden Arbeitsmarkt

lassen klassische Werte und Traditionen verblassen und konstituieren so eine innerlich und äußerlich chaotische - eine anomische - Lebenswelt.

Bis heute besitzen Durkheims Grundgedanken Gültigkeit und gemäß WELLHÖFER 1981 und HURRELMANN & ULRICH 1991 sind „Faktoren wie soziale Integration und Desintegration, Fehlen gemeinsamer Ziele und allgemeinverbindlicher sozialer Normen, sowie Zwang, Druck und soziale Einengung“ in der weiterführenden, soziologischen Fachliteratur sowie der Sozialisationsforschung als Einflussfaktoren für die Entstehung von Suizidtendenzen anzusehen.

Faktoren, wie sie derzeit im Zusammenhang mit Gewaltereignissen (z.B. der „Amoklauf“ eines von der Schule gewiesenen Schülers in Erfurt) diskutiert werden und gesamtgesellschaftlich eine besondere Aktualität zu haben scheinen.

### Der fatalistische Suizid:

In einer Fußnote weist Durkheim in seinem Buch noch auf den fatalistischen Suizid hin, den er als ergänzenden Erklärungsansatz wertet und der eintritt, wenn die individuelle Lebensgestaltung durch starke Reglementierungen so eingeschränkt wird, dass Normen einen unentrinnbaren Charakter erhalten.

Dieser von Durkheim nur kurz benannte vierte Suizidtypus wird dagegen von DREITZEL (1968) explizit als besonders gewichtig hervorgehoben. COLLA (1981) griff Dreitzels Ausführungen auf und führt aus, dass im Fatalismus nicht nur vorgeschriebene Verhaltensnormen richtungsweisend für die persönliche Lebensausgestaltung sind, sondern sie auch einer besonders rigiden Kontrolle durch die Gesellschaft unterliegen.

Bedenkt man in Bezug auf Adoleszenten, wie sehr Elternhäuser, schulische und andere pädagogische Institutionen z.B. an dem Wert Arbeitskraft festhalten und wie sehr Eltern und Schulen u.a. im Wege von Leistungsanforderungen auf die Bestätigung dieses Wertes hinarbeiten, und berücksichtigt man zusätzlich die aktuellen Arbeitslosenzahlen junger Menschen, wie sie in Abbildung 2 verdeutlicht werden, wird eine große Kluft zwischen Realität auf dem Arbeitsmarkt und klassischem Wert von Arbeit und Arbeitskraft deutlich. Dies dürfte nach Durkheim eine anomische Lebenswelt mit bedingen. Selbständig werden, gemäß den gesellschaftlich verankerten normativen Vorgaben respektive Erwartungen, muss

für junge Heranwachsende Konfrontation mit heute nicht mehr haltbaren Versprechen im Hinblick auf Arbeit, ihre wirtschaftliche Rentabilität und der Garantie derselben bedeuten und Anregung und Anlass für kritische Auseinandersetzung mit derart „hohlen“ Versprechen nach sich ziehen.

Der Schluss liegt nahe, dass daraus resultierende innere und äußere Konflikte, die bei jungen Heranwachsenden i.d.R. bereits im Entwicklungsprozess ablaufen, durch derart doppelte Moral verstärkt werden.

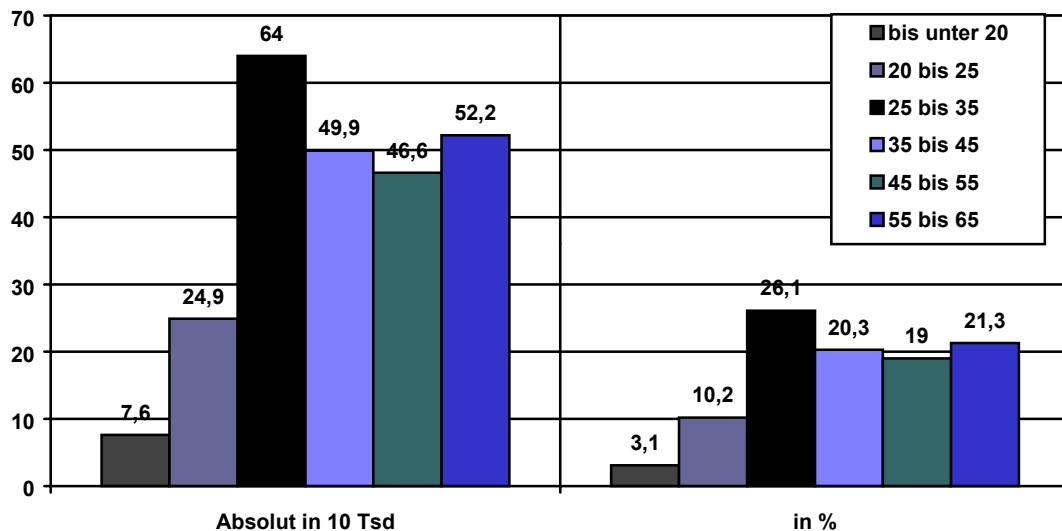


Abbildung 2: Arbeitslosenstatistik nach Alter strukturiert (aus der Datex J Infoseite des Bundesarbeitsamtes Nürnberg, Zahlen v, 1994)

Durkheim hat durch die Aufweisung soziologischer Erklärungsansätze für das Suizidgeschehen nachweisen können, dass suizidale Handlungen im sozialen Kontext verstanden werden müssen. Er löst damit die Suizidhandlung aus magisch-mystischen, spekulativen und diskreditierenden Deutungsmustern, wenngleich er durch die Verwendung offizieller Statistiken weder die Dunkelziffern, noch die angegebenen Suizidursachen wie z.B. „Geisteskrankheit“ oder „Wahnsinn“ kritisch benennt, geschweige denn hinterfragt.

In einer späteren Veröffentlichung, dem Werk „Die elementaren Formen des religiösen Lebens“ (Orig. 1912, 1981), wendet sich Durkheim u.a. der Notwendigkeit der Trauer und den mit der Trauer verbundenen Versöhnungsriten zu, die sich aus der Tatsache des Todes bzw. der Zerstörung eines gesellschaftlichen Wesens und der daraus resultierenden Schwächung der Gesellschaft ergibt.

Nach Durkheim ist die *communion* d.h. der intensive Verkehr der Mitglieder, jenes

Mittel, das die Gesellschaft neu stärken könnte. Anschaulich macht Durkheim dies durch folgendes Zitat: „Stirbt ein Individuum, so sieht sich die Familiengruppe, der es angehört hat, vermindert, und, um darauf zu reagieren, drängt sie sich zusammen. Ein gemeinsames Unglück hat die gleichen Wirkungen wie das Nahen eines glücklichen Umstandes: es belebt die Kollektivgefühle, die, in der Folge, die Individuen dazu bewegen, sich zu suchen und sich einander zu nähern.“

(DURKHEIM, 1981, S.535)

Übertragen auf den Tod durch Selbstmord impliziert dies dann auch sehr positiv die notwendige Überwindung der gesellschaftlichen Tabus, die mit dem Tod im allgemeinen und im besonderen mit dem Suizid zusammenhängen.

Ausgehend davon, dass eine der vielen Bedingungsursachen für die Suizidhandlung im sozialen Kontext zu suchen ist, soll diese Annahme mit psychologischen und psychoanalytischen Aspekten verknüpft werden, da davon auszugehen ist, dass die Analyse der Suizidgenese gekennzeichnet ist durch ein sich gegenseitig beeinflussendes Beziehungsnetz unterschiedlicher theoretischer Erklärungsansätze.

### **3.2 Suizid - extreme Form abweichenden Verhaltens?**

*„Der Mensch kann ohne Regeln nicht leben, und doch erreicht er die volle Intensität nur, wenn er die Regeln fahrenläßt, selbst wenn er dann sein Leben fahrenlassen müßte.“* (BATAILLE, 1994, S.315)

Ergänzend zur zentralen These Durkheims, nach der destruktive und autodestruktive Verhaltensweisen als Kennzeichen sozialer Desintegration - also der Anomie - zu verstehen sind, erweiterten Soziologen (GIBBS&MARTIN,1964; MERTON,1968 ; MEAD,1973; BECKER,1981u.a.) diese These durch soziologische Forschungen zum Thema *'abweichendes Verhalten'*.

*'Abweichendes Verhalten'* meint in der Soziologie „die Abweichung von gesellschaftlich definierten Normen und nicht so sehr die intrapsychischen Entwicklungsprozesse, die zu der Abweichung geführt haben könnten“ (KIEPER, 1980, S.17).

Normen verstanden als gesellschaftliche Mittel zur Kategorisierung von Personen und Lebensfeldern, indem der Einzelne von der sozialen Norm als gesellschaftlich

mehr oder weniger festen und genauen Forderung nach einem bestimmten Verhalten betroffen wird. 'Abweichendes Verhalten' konstituiert sich durch die Nichtbeachtung aufgestellter Normen und Regeln.

Bezogen auf den Suizid, Suizidhandlungen und den Suizidanten als Individuum kann, gerade wenn man den kulturhistorischen Abriss über das Phänomen Suizid im christlich geprägten Kulturraum über die Jahrhunderte berücksichtigt, geschlossen werden, dass sowohl manifestierte, als auch latente, traditionelle und rationale Normen das Suizidphänomen geprägt haben.

Für HURRELMANN (1993) können die Erscheinungsformen auffälligen und abweichenden Verhaltens zum einen nach dem Grad des Ausmaßes der Normverletzung und zum anderen nach dem Konfliktpotential, der Gerichtetheit nach 'außen' oder nach 'innen' unterschieden werden. Hurrelmann bezeichnet die jeweilige Ausprägung des Verhaltens als 'konflikt' - oder 'rückzugsorientiert'. „Die wichtigste Erscheinungsform konfliktorientierten, außengerichteten abweichenden Verhaltens ist Kriminalität, insbesondere in den Ausprägungen Verletzung und Schädigung anderer Menschen, Verstoß gegen die öffentliche Ordnung und Beschädigung und Zerstörung von Sachen. Den Gegenpol bildet solches, das die *eigene Gesundheit und körperliche Unversehrtheit verletzt*, also etwa Drogenkonsum, leichtsinniges Verkehrsverhalten oder - als Extremform - Selbsttötung.“ (HURRELMANN, 1993, S. 179)

Für das Phänomen Suizid steht dem einzelnen Individuum die Möglichkeit zur suizidalen Handlung grundsätzlich offen, sie wird jedoch nach wie vor gesellschaftlich tabuisiert und erfährt Beschränkung durch die Abhängigkeit von den verschiedenen Lebensfeldern, für die sie gelten. So wird nicht nur in der Medizin, bei angestrebtem Ziel Leben zu erhalten, sondern auch in der Soziologie, der Theologie und der Jurisprudenz, die Verhütung des Suizides als legitimes Ziel betrachtet.

Festhalten lässt sich, dass abweichendes Verhalten nicht die Qualität einer Handlung bezeichnet, sondern abweichendes Verhalten dann vorliegt, wenn Menschen es so bezeichnen. „Das Verhalten ist also eine Konsequenz der öffentlichen Reaktion auf die Verhaltensabweichung und nicht eine Konsequenz der inhärenten Eigenschaften der abweichenden Handlung.“ (BECKER, 1981, S.31)

In der Theorie vom abweichenden Verhalten wird davon ausgegangen, dass

auffällige Verhaltensweisen nicht als unabänderbare Handlungsqualitäten einer bestimmten Person zugeschrieben werden können, sondern dass abweichende Aktivitäten das Ergebnis eines Prozesses sind, die in Interaktionen gelernt und weiterentwickelt werden, bei Differenzierung zwischen unterschiedlichen Stadien abweichender Handlungen.

BECKER (1981) verwendet für diesen Vorgang die Bezeichnung 'Laufbahn', womit die Bedingungen der Sozialstruktur, Veränderungen der Einstellungen, Motivationen und Bedürfnisse des Individuums ebenso gemeint sind, wie die Faktoren, die die stufenweise Weiterentwicklung von einer Position zur anderen bewirken.

JACOBS (1974) beschreibt bei 30 von 50 von ihm untersuchten jugendlichen Suizidanten zahlreiche Kategorien angepasster Verhaltensweisen, die diese bereits ausprobiert hatten, bevor sie zu abweichenden Verhaltensweisen übergingen. Dieser Übergang wird begünstigt durch die Erfahrung, dass Eltern, Schule und Freunde offensichtlich nicht in der Lage gewesen sind, eine Ursachendifferenzierung für das abweichende Verhalten vorzunehmen und losgelöst von dieser Ausdifferenzierung stereotyp Maßnahmen zur Disziplinierung des 'Fehlverhaltens' anwandten. Jacobs kristallisiert dabei heraus, dass die Jugendlichen zu fortschreitenden abweichenden Verhaltensweisen griffen und mutmaßt, dass dieses geschah, um dem appellativen Charakter ihrer Handlungen Nachdruck zu verleihen. Als intendierte Zielvorstellung des abweichenden Verhaltens nannte Jacobs die von den Jugendlichen erwünschte bzw. ersehnte Hilfe.

Geht man davon aus, dass suizidales Handeln, wie alles andere Handeln auch, in Interaktionsprozessen gelernt wird, und sieht es zudem als zielorientiert (z.B. die intendierte Zielvorstellung der Hilfe nach JACOBS, 1974) subjektiv sinnvolles Mittel zur Bewältigung von Problemen und Lebenskrisen an, lassen sich im Hinblick auf Adoleszente interaktive Verhaltensmaßnahmen im Internet erörtern, die bereits in dem Entwicklungsprozess vor der Eskalation einer suizidalen Handlung sichtbar werden könnten.

### 3.3 Erweiterung soziologischer Erklärungsansätze

Implizit beinhalten die nach Durkheim veröffentlichten Erklärungsansätze für suizidales Verhalten sozialpsychologische Ansätze, auch wenn sie weiter davon ausgehen, dass dieses Phänomen explizit in sozialen Kontexten interpretiert werden muss.

Einen phänomenologischen Forschungsansatz vertritt SHEIDMAN (1982), bei dem er in Bezug auf Suizidanten von drei empirischen Ausgangspunkten ausgeht:

1. Lebensstil
2. Gefühlswelt
3. Denkmuster

Den suizidalen Lebensstil beschreibt SHEIDMAN (1982) als durch Feindseligkeit gegen sich und andere gekennzeichnet. Pessimismus und mangelnde Eigenliebe gehören ebenso dazu wie dauernde Konflikte mit seiner Umwelt, mangelnde Freude, häufig gewechselte Arbeitsplätze, Streitanfälligkeiten und aufgrund zu hoch und zu schwer gesteckter Ziele eine permanente Unzufriedenheit.

Die Gefühlslage suizidaler bzw. suizidal gefährdeter Menschen beschreibt SHEIDMAN (1982) als geprägt von Anspannung, Gefühlen der Schuld, der Scham, der Angst, der Unsicherheit, sowie Gefühlen der Hilf- und Hoffnungslosigkeit. Bei bestehender dauernder innerer Unruhe und/oder Aufregung manifestiert sich nach SHEIDMAN (1982) die Gefühlslage in unterschiedlichen Ausdrucksformen, die von tiefer Regression und Introversion bis hin zu externalisiertem unaufhörlichem Aktionismus reichen können.

Das Denkmuster suizidaler bzw. suizidgefährdeter Menschen charakterisiert SHEIDMAN (1982) als gespalten. Der Suizidale nimmt Ereignisse eingeschränkt und ohne Einbezug möglicher Hintergründe und Zusammenhänge wahr.

Sichtweisen in der Ausschließlichkeit von 'schwarz oder weiß', 'ja oder nein', 'brauchbar oder unbrauchbar' beherrschen das Denken dieser Menschen. Bei dieser Aufteilung der Welt und ihrer Wahrnehmung in zwei Hälften fehlen die Schattierungen und Übergänge und eine dritte Ansicht bzw. Möglichkeit wird gar nicht in Erwägung gezogen.

SHEIDMAN (1982) vermutet, dass die beschriebenen Muster ihren Höhepunkt in selbstzerstörerischen Handlungen erreichen, wenn die sich über einen langen



Zeitraum entwickelte Persönlichkeitsstruktur nicht mehr fähig ist, Kompromisse zu schließen. Die für suizidale Menschen von SHEIDMAN (1982) angenommene pessimistische und unflexible Persönlichkeitsstruktur, kann bei Frustrationen zu Verweigerungen und Rückzug bis hin zur suizidalen Handlung führen.

Von SHEIDMAN'S (1982) Annahmen ausgehend, kann für den Lebensstil, die Gefühlswelt und die Denkmuster von Suizidanten angenommen werden, dass die Nutzung des Internets die von SHEIDMAN (1982) beschriebenen Faktoren wie z.B. Anspannungen, beschränkte Wahrnehmungen, Introversionen oder externalisierten Aktionismus verstärken oder gar erst hervorrufen kann, also eine, die Suizidalität begünstigende Wirkung auf den Internet-Nutzer hat.

Um eine unternommene suizidale Handlung analysieren zu können, setzt sich DOUGLAS (1967) von den theoretischen Erklärungsversuchen der Soziologie, aber auch von denen der Psychiatrie und Psychologie mit der Frage nach dem Sinn als Zugang zum Suizid ab, wobei er den sozialen Kontext der 'Betroffenen' berücksichtigt und nach der für den Suizidanten subjektiven Bedeutung fragt. Douglas verfolgt damit den Ansatz, dass die Suizidhandlung auch als Mitteilung gewertet werden kann, wonach der Suizident nicht länger als bloßes Opfer gesellschaftlicher Bedingungen verstanden werden kann, sondern vielmehr den Status eines aktiven Teilnehmers an sozialen Interaktionsprozessen erhält. Ein Aspekt, der auch für den kommunikativen Prozess computervermittelter Kommunikation im Internet vor der suizidalen Handlung bedeutsam ist.

Auf drei Aussagen laufen die Ausführungen von Douglas hinaus (zitiert nach GAPPMEYER 1986, S.27):

1. „Jeder Suizid ist eine subjektiv sinnvolle Handlung.
2. Jeder Suizid trifft eine Aussage über den Handelnden und
3. über die Ungunst der Lage, aus der er sich zu extremen Handlungen gezwungen sieht“

Sieht man suizidale Handlungen wie DOUGLAS (1967) als das Endprodukt eines Prozesses von Aktionen und Interaktionen und Gedanken über einen langen Zeitraum an, scheint es erst die suizidale Handlung zu sein, die die verbale Kommunikation plausibel macht, indem die suizidale Handlung dem signifikanten

Anderen versichert, dass der Suizident (Sender) es wirklich ernst meint; der Suizident macht mit Hilfe des Suizides eine Aussage über sich selber.

Die spezifische Bedeutung des Suizidgeschehens zeigt dem signifikanten Anderen, dass die Handlung im direkten Bezug zu ihm steht, dass etwas über die Beziehung ausgesagt wird oder aber Bezug genommen wird auf etwas, das der signifikante Andere dem Suizidanten angetan hat. Die Suizidhandlung zeigt primär auf, dass eine aktuelle Störung im Leben des Suizidanten zur Zeit der Handlung vorliegt. Wenngleich diese Aussage gewöhnlich erscheint, weist Douglas darauf hin, dass gerade die Außerachtlassung dieser Tatsache dazu führe, dass der signifikante Andere nicht in der Lage ist, die Anzeichen, die auf eine mögliche suizidale Handlung hinweisen zu sehen und in der Regel mit Unverständnis, Schock und Angst auf das vermeintlich unerwartete Ereignis reagiere.

Douglas zeigt drei Möglichkeiten auf, nach denen der signifikant Andere die suizidale Handlung, gemäß einer Ursachenzuweisung verstehen könnte, um dann auf Grundlage seines Verstehens praktisch damit umzugehen.

1. Der signifikant Andere sieht sich im Zusammenhang der suizidalen Handlung des Suizidanten (Senders) als schuldig an und versucht, u.U. als ursächlich angesehene Entscheidungen (z.B. Scheidung) rückgängig zu machen.
2. Der signifikant Andere macht die Verhaltensweisen anderer für die suizidale Handlung verantwortlich und beginnt, diese als unmoralisch und schlecht zu diffamieren.
3. Der signifikant Andere sieht die suizidale Handlung als Akt eines Kranken an, der psychisch gestört ist und deshalb nicht wisse, was er täte.

Diese möglichen Einschätzungen der suizidalen Handlung werden von Douglas als Vorurteile angesehen, die dem signifikant Anderen den verstehenden Zugang zum Suizidanten versperren und bereits ein Erkennen von Suizidtendenzen vor der eigentlichen suizidalen Handlung verhindern.

Douglas definiert den Suizid als Handlung, die direkt abhängig ist von der Lebenssituation des Suizidanten und den individuellen Faktoren, wie z.B. der Biographie, als auch von der Zeit, in der sie stattfindet, Gedanken an eine Lebensbilanz im Sinne von Selbstbestrafung oder Rache. Für fast alle suizidalen

Handlungen sieht Douglas einen interaktionellen und i.d.R. sehr direkten Bezug des Suizidanten zum signifikant Anderen. Ein Bezug, der bei den interaktiven Möglichkeiten, die das Internet und die Telefonseelsorge ihren Nutzern bereit hält, im Vergleich zur Face-to-face-Kommunikation die Direktheit zum signifikanten Anderen jedenfalls stärker einschränken dürfte.

Aus Douglas Ausführungen lässt sich folgern, dass der Suizidversuch Appellfunktion hat - ein Appell gerichtet an die soziale Umwelt des jeweiligen Suizidanten - wobei Douglas von unterschiedlichen Bedeutungen einer suizidalen Handlung ausgeht und die subjektive Bedeutung von der u.U. signifikant unterschiedlichen abstrakten Bedeutung unterscheidet.

In einer Studie, in der Suizidgenesen Hospitalisierter analysiert wurden, stellten KOBLER und STOTLAND (1964) heraus, dass das Suizidgeschehen als Hilferuf, als *'generalized cry for help'* aufzufassen ist.

Demnach wird zukünftiges Suizidverhalten abhängig von dem Verhalten des signifikanten Anderen. Reagiert die gemeinte Person im gewünschten Sinn des Suizidanten, dann ist die Suizidhandlung als Hilferuf erfolgreich und es unterbleiben weitere Versuche. Wird die Botschaft nicht verstanden, steigert sich die Hilf- und Hoffnungslosigkeit des Suizidversuchers; es kann zu erneuten Suizidhandlungen führen, und die Wahl der Suizidmethode untermauert in jedem weiteren Versuch die Ernsthaftigkeit und verringert gleichsam die Möglichkeit der Hilfen, die von außen denkbar wären und Leben ermöglichen könnten.

Geht man davon aus, dass eine suizidale Handlung unter kommunikationstheoretischen Gesichtspunkten auch immer die Möglichkeit einer Appellfunktion an den oder die signifikant Anderen birgt, stellt sich die Frage, warum der Suizident eine so extreme Form der Nachrichtenübermittlung wählt, um auf sich aufmerksam bzw. sich verständlich zu machen. Denkbar ist, dass zwischen dem Suizidanten und dem signifikant Anderen bereits eine Kommunikationsstörung vorliegt, die mit Hilfe des extremen Appells übersprungen werden soll. Ob suizidale Adoleszenten vor einer suizidalen Handlung, setzt man bei ihnen eine Kommunikationsstörung voraus, überhaupt das Internet als Kommunikationsmedium nutzen bzw. zu nutzen imstande sind, bleibt in dem Zusammenhang dann sehr fraglich.

Angesichts der Häufung von nicht letal endenden Suizidversuchen bei Frauen wird

die Vermutung bestärkt, dass Männer aufgrund ihrer Sozialisation als Bewältigung ihres 'Mannseins' das nach BÖHNISCH & WINTER (1993) aufgezeigte Prinzip 'Stummheit' praktizieren. Zu diesem Prinzip schreiben BÖHNISCH & WINTER (1993, S.130): „Stummheit ist das persönliche Schweigen, die Sprachlosigkeit sich selbst, Frauen und anderen Männern gegenüber. Sie rührt daher, dass das „Innen“ nichts zählt, der Kontakt zu sich selbst fehlt“ und Frauen im Vergleich mit Männern ein geringeres Aggressionsniveau nach außen tragen. Der Schluss liegt nahe, dass demnach suizidal gefährdete Frauen prädisponierter für die Nutzung des Internets unter dem groben Themenbegriff Suizid sind.

Möglich aber auch, dass gerade dieses von BÖHNISCH und WINTER (1993) für Männer benannte Prinzip 'Stummheit' durch das Medium Internet zumindest im Ansatz Überwindung findet.

In jedem Fall erscheinen die angenommenen appellativen Aspekte einer Suizidhandlung wichtig, da sie eben nicht eindimensional zu verstehen sind als bloß 'missglückte' Handlungen zum Tode, sondern als eine extreme Kommunikationsform, mit der der Suizidversucher auf seine unbefriedigende soziale Situation und seine ungelösten Probleme aufmerksam macht, Indikator des - noch - vorhandenem Wunsches, diese zu lösen, um leben zu können.

#### **4. Psychodynamische Aspekte der Suizidhandlung**

*„Ein Selbst, das in Autonomie gründet, kann nicht Destruktivität leben. Das Zerstörerische im Menschen hat sich entwickelt. Es ist ihm nicht angeboren, sondern braucht im Gegenteil eine komplizierte Entwicklung, die um das Scheitern der Autonomie kreist. Was dem Zerstörerischen im Menschen zugrunde liegt, ist eine Spaltung der Seele.“ (GRUEN, 1992, S. 145)*

Später als die Soziologie fing die Psychologie an, sich mit der Suizidproblematik auseinander zusetzen. Die ersten thematischen Auseinandersetzungen mit dieser Problematik wurden 1910 unter psychoanalytischer Betrachtung damals führender Psychoanalytiker (Adler, Stekel, Molitor u.a.) geführt. Einer von diesen Psychoanalytikern war Sigmund Freud, der mit seinen Triebtheorien suizidales Verhalten psychoanalytisch zu erklären versuchte. In weiteren Erklärungsversuchen

anderer Psychoanalytiker und Psychologen wurde das Augenmerk dann zunehmend auf die Dynamik des suizidalen Geschehens gelegt und die Betrachtungsweise der Suizidproblematik wurde auf Erkenntnisse der dabei wirksamen Triebe, Kräfte, Motivationen, der biographischen Hintergründe und suizidaler Handlungsverlaufsformen u.a. ausgeweitet. Dies soll nun näher dargestellt werden.

#### **4.1 Die beiden Triebtheorien Freuds**

Die Freud-Rezeption unterscheidet zwischen einer ersten Triebtheorie Freuds und - ab 1920 - einer von ersterer abweichenden zweiten, seiner letzten Triebtheorie. Beide Theorien sind dualistischer Natur.

In der ersten postuliert Freud den Dualismus von Sexualtrieb(en) des 'Es' einerseits und Selbsterhaltungstrieb(en) des 'Ich' andererseits. Der dritten von ihm proklamierten innerpsychischen Instanz, dem 'Über-Ich', misst Freud nicht die Qualität einer echten 'Trieb-Quelle' zu.

Ohne auf die soziologische Studie Durkheims Bezug zu nehmen wurde 13 Jahre nach Durkheim in Wien, von den Mitgliedern des Psychoanalytischen Vereins das Suizidgeschehen problematisiert.

Unter Vorsitz von Alfred Adler trat FREUD (1910) als Diskutant auf dem Symposium in Erscheinung, dessen Hauptthema „die ansteigenden Suizidraten von Jugendlichen und verschiedene Schulepidemien in Österreich und anderen mitteleuropäischen Staaten“ (BRONISCH, 1996, S.72) war.

Ausgehend von den bereits zur Verfügung stehenden psychologischen Erkenntnissen, die besagten, dass libidinöse Versagenszustände, frühkindliche Frustrationen und Liebesentzug für eine spätere suizidale Gefährdung prädisponieren können, wurde deutlich, dass erst ein systematisch-theoretischer Ansatz zufriedenstellend die Fragen nach Ursachen und Motivationen suizidaler Handlungen beantworten könnte.

In seinem Buch ‚Trauer und Melancholie‘ entwickelt FREUD (1916) den Unterschied zwischen der - einen Objektverlust bewältigenden - Trauer und dem melancholischen Individuum, das die nach einem Objektverlust freiwerdenden Triebimpulse nicht einem anderen Objekt zuwenden kann. Das Ich identifiziert sich narzisstisch mit dem aufgegebenen Objekt.

Dieser Vorgang der Introjektion löst eine Entmischung der positiven und negativen

Impulse aus, die sich gegen das eigene Ich wenden können. Die radikalste Autodestruktion ist der Suizid, wobei nach Freud der Tod nur ein beiläufiges Ergebnis ist, da die Energie dieser autoaggressiven Handlung sich ursächlich gegen das Introjekt richtet. Damit wird der Suizid zum Rache- und Bestrafungsakt gegen das geliebte Objekt.

Mit seinem Buch ‚Jenseits des Lustprinzips‘ entwickelte FREUD (1920) seine zweite und letzte Triebtheorie. In dieser stellte er dem positiv dem Leben zugewandten, von ‚Libido‘ energetisch gespeisten Sexualtrieb des ‚Es‘ einen selbständigen Destruktionstrieb, einen ‚Todestrieb‘ des ‚Es‘ gegenüber, der weitestgehend unbewusst, primär auf Selbstvernichtung als Rückführung des eigenen Organismus in die ursprünglich leblos-anorganische Beschaffenheit der Welt zielt, aber sehr wohl auch nach außen gewendet werden kann.

Diese beiden Es-Triebe, auch ‚Eros‘ (Liebe) und ‚Thanatos‘ (Tod) genannt, entwickeln, so Freud, im Wege der Triebmischung und -entmischung eine komplexe Beziehungsvielfalt. Im Extremfall völliger Triebentmischung kommt es zum getrennten Funktionieren beider Triebarten, so dass Thanatos, ungehindert vom bremsenden Eros, sich grundsätzlich frei bis hin zum Suizid bzw. zur Fremdtötung entfalten könnte, wenn ihm nicht intrapsychisch das für die Erhaltung des eigenen Selbst kämpfende ‚Ich‘ energisch und wirksam entgegentritt.

Gerade diese Kampfkonstellation erhellt die nach allen Theorien Freuds zentrale Bedeutung des zu stärkenden ‚Ichs‘, dem potentiellen Sitz von vermittelndem Verstand und wägender Vernunft.

Institutionen, die, berührt von Suizidproblematiken ihrer Klientel, als Anbieter im Internet vertreten sind, müssen, gestützt auf Freuds Erkenntnisse, demnach eine Stärkung des Ichs zur Vermeidung von Suizidalität als gegeben ansehen, und daraufhin konzeptionell, im Sinne eines Ich-stärkenden-Angebotes reagieren.

Dies allerdings setzt ein Höchstmaß an individueller Zuwendung voraus, und es ist fraglich, ob der auf computervermittelter Kommunikation beruhende Angebotsrahmen des Internets diesem Ansinnen gerecht, d.h. individuell aufbauend und stärkend begegnen kann.

Dem ‚Ich‘, das nach Freud als Vermittler zwischen Innen- und Außenwelt möglichst ausgleichend, um Erhalt des Selbst kämpft, kann allerdings - gerade bei seinem Ringen mit eigenen oder dem ‚Es‘ entstammenden autoaggressiven Regungen - die dritte Institution des von Freud gedachten psychischen ‚Apparates‘,

das 'Über-Ich', quasi „in den Rücken fallen“. Das 'Über-Ich', die Instanz des nicht etwa von Gott oder der Natur inhaltlich vorgegebenen 'Gewissens', sondern der Hort der schon vom Kinde verinnerlichten Ge- und Verbote der Eltern nebst Substituten, aber auch der vorbildhaften Inhalte des eigenen 'Ich-Ideals' (das von der Lehre z.T. als vom Über-Ich abgezweigte eigene, mithin vierte seelische Instanz dargestellt wird), dieses 'Über-Ich' also kann mit dem 'real existierenden' Selbst mehr oder minder unzufrieden sein, ja sogar in einer jedwede Barmherzigkeit gegenüber dem eigenen Selbst streichenden Weise derart rigide unzufrieden sein, dass es sich gegen das zentrale Ich mit den autoaggressiven bis selbstzerstörerischen Strebungen verbindet, gleichgültig, ob diese nun - gemäß Freuds erster Triebtheorie - eher 'frustreaktiv' verformt dem Selbsterhaltungsbereich des 'Ichs' entspringen oder - gemäß der zweiten Triebtheorie - einem selbständigen, mächtigen, destruktiven Trieb des 'Es' entstammen. Es ist, so formulierte Freud in Anbetracht dieses angenommenen befremdlichen Über-Ich-Verhaltens, „wie eine Verschiebung, eine Wendung gegen das eigene Ich“. (FREUD, 1923, S.284)

Der Kontakt, der zwischen Anbieter und Nutzer des Internets bereits bestehen muß, um den individuellen Aspekten des Über-Ichs seines jeweiligen Gegenübers angemessen begegnen zu können, sollte demnach ein vertiefter und intensiver sein, der sowohl kulturhistorisch gewachsene Einflüsse, als auch die derzeit gegebenen sozialen Einflüsse des jeweiligen Nutzers berücksichtigt und analytisch im kommunikativen Kontakt bedenkt.

Ob im Sinne Freuds das Medium Internet diese Erschließungsmöglichkeit bietet, darf als fraglich angesehen werden, und im Hinblick auf mögliche Grenzen der Einflussnahme des Internet's, muss für den Fall, dass es dem 'Ich' nicht gelingt, diese binnengerichteten Aggressionen nach außen um- und abzuleiten, die daraus abzuleitende Folge von Holderegger bedacht werden, der konstatiert: „Das Über-Ich, das ehemals eine schützende Funktion über das Ich ausübte, bedrängt nun das Ich mit den aufgenommenen 'tödlichen' Triebenergien und lässt es im äußersten Falle sterben.“ (HOLDEREGER, 1979, S.180)

## 4.2 Der Todestrieb bei Menninger

Als einer der wenigen Analytiker greift MENNINGER (1974) die Theorie vom Todestrieb auf und führt diese, auf der Suche nach psychologischen Entstehungsbedingungen von suizidalen Verhaltensweisen, weiter aus.

Ausgehend vom Triebdualismus spricht Menninger davon, dass 'Eros' und 'Thanatos' sich in unterschiedlichen Anteilen mischen können. Bei geringer Neutralisierung der Anteile des Todestriebes durch den Eros ist das Ich bestrebt, Opfer zu bringen, woraus Tötungs- und Sterbenswünsche entstehen.

Menninger deutet die diesem Vorgang zugrunde liegende suizidale Psychodynamik mit der Entmischung aggressiver und libidinöser Strebungen, wobei die Inhalte Liebe und Hass - des Gegenstandes durch Trennung beraubt - zum Individuum zurückkehren.

Sofern der Abstand zwischen Liebe und Hass zu groß wird, beginnen die zerstörerischen Triebanteile die Führung zu übernehmen, und die destruktiven Impulse erreichen ihr Ziel in Form von Zerstörung.

Die richtungsweisende Antriebskraft erhält die zerstörerischen Energien, wenn destruktive Triebe in das Individuum zurückkehren, bei gleichzeitig ambivalenten Objektbeziehungen, in denen mit Hilfe von bewusst positiven Bindungen Anteile unbewusster heftiger Feindseligkeit ausgelöst werden.

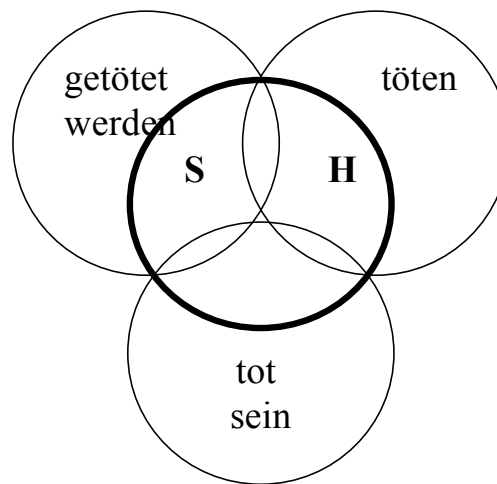
Stören bestimmte Ereignisse die Objektbeziehungen, kann sich der Wunsch herauskristallisieren, sich selber zu töten, wobei dieser Wunsch als eine primitive Destruktivität zu verstehen ist, die durch den Objektverlust und einhergehender Triebentmischung ausgelöst wird. Dabei frei gewordene Mordimpulse richten sich als Ersatzobjekt gegen die eigene Person.

Freud wies schon 1916 darauf hin, dass Suizide auch auf die eigene Person zurückgewendete Reaktionen auf Mordgelüste sein können und Menninger führt aus, dass der Wunsch, getötet zu werden, auch eine Rolle spielen kann, nämlich dann, wenn die ursprünglich aggressiven Triebe als Moralinstanz zu inneren Richtern umfunktioniert werden, die als Bestrafung für die Mordgedanken die Todesstrafe verhängen.

Menninger versucht aus der Phänomenologie des Suizidgeschehens auf mögliche, sich wiederholende Motive, Tendenzen, Intentionen und deren Zusammenspiel zu



schließen und sieht dabei die drei Tendenzen: zu töten, getötet zu werden und tot zu sein, als maßgeblich für das Geschehen und seinen Ablauf an (vgl. Abb. 3).



**Abbildung 3: Motivstruktur Der Suizidhandlung (SH) nach Menninger (1938) (Zeichnung nach Feuerlein 1971, aus HENSELER, 1974, S.65)**

Geht man auf Menningers Theorie der Selbstdestruktivität ein, die von einem selbstdestruktivem Potential beim Menschen ausgeht, müssen die Faktoren, die dieses Potential bis hin zum Suizid ausbilden bzw. beeinflussen können, herausgefunden, verifiziert und explizit benannt werden. Dies aber hat Menninger nicht ausdrücklich getan. Denkbar bleibt jedenfalls, dass die Nutzung des Internets, bei unterstellten ambivalenten und 'störanfälligen' Objektbeziehungen, Faktor zur Potenzierung dieser angenommenen Selbstdestruktivität sein kann.

### **4.3 Appell - und Gottesfunktion bei Stengel**

Zwischen Suizid und Suizidversuch differenzierend, geht STENGEL (1969) von einer starken und einer weniger starken autoaggressiven Handlung aus. Stengel sieht im Suizidversuch eine psychodynamisch komplizierte und vielschichtige Handlung „mit wahrscheinlich mehrfacher Funktion“ (STENGEL/COOK, 1961, S.22) und setzt sich damit von der Auffassung ab, dass der Suizidversuch nur ein nicht geglückter, nicht letal endender Suizid sei.

„Die meisten Suizidhandlungen sind von der Angst vor der Überschreitung der Schwelle hin zum Tode geprägt. Am deutlichsten wird dies bei Suizidversuchen,

die einen offenen Ausgang hin zum Tode oder zum Überleben lassen, d.h., der Wunsch nach einem sog. *Gottesurteil* steht hier im Vordergrund“ (BRONISCH, 1996, S.37), was Stengel (1969) als Appell- und Gottesfunktion der suizidalen Handlung ansah.

Die Aufforderung an eine bestimmte Person des suizidalen Umfeldes, sich dem Suizidversucher helfend zuzuwenden und fürsorglich und emotional zu reagieren, bezeichnet Stengel als Appell des Suizidversuchs und als Mittel, um auf die problematische Situation, in der sich der Suizidversucher befindet, aufmerksam zu machen und den signifikant Anderen zum handelnden Eingreifen aufzufordern. Nicht der Wunsch zu sterben steht als Motiv der Handlung im Vordergrund, sondern das Bedürfnis, in einer als unerträglich erlebten Situation Hilfe zu erhalten. Unterstellt man suizidgefährdeten Adoleszenten diese Motivation zur Hilfeerlangung, dann kann die Nutzung des Internets ein begünstigendes Mittel dazu sein.

Im Hinblick auf den Appellcharakter schließt Stengel auch den aggressiven Appell im Sinne von Erpressung und Rache nicht aus. Dennoch bleibt, in Ergänzung zu den kalkulierbaren Anteilen eines Suizidversuchs, immer noch ein Rest an zufälligen und nicht beabsichtigten Möglichkeiten, wie z.B. die sich verzögernde Ankunft einer erwarteten Person oder aber eine medikamentöse Fehl- bzw. Überdosierung.

Als Gottesurteil bezeichnet Stengel diesen möglichen, nicht klar kalkulierbaren Rest-Anteil des in Gang gesetzten suizidalen Geschehens.

Aus Sicht des Suizidversuchers, wird diese bestehende Ungewissheit als schicksalhaft verstanden, und der Ausgang seiner Handlung unterliegt letztendlich einem Gottesurteil, womit sich der Suizidversucher von der Verantwortung für seine Handlung und möglichen Schuldzuweisungen entzieht.

In den Fällen der konkreten Ankündigung eines Suizidversuchs über das Internet und bei dessen tatsächlichem Vollzug erscheint die Möglichkeit der konkret noch wirksam werden könnenden, quasi schicksalhaften, Einflussnahme auf das Geschehen gering zu sein.

#### 4.4 Die parasuizidale Pause bei Linden und Feuerlein

Im Suizidversuch sieht LINDEN (1969) neben den appellativen, aggressiven und autoaggressiven Aspekten der Handlung synchron auch den Wunsch nach einer 'Ruhepause'. Übermächtig werdende Flucht und Aussteigertendenzen lassen die suizidale Handlung Mittel zum Zweck werden, endlich die ersehnte und angestrebte Ruhe zu erlangen. In Abbildung 4 finden die von LINDEN herausgearbeiteten und sich überschneidenden Motivstrukturen der Suizidhandlung Veranschaulichung.

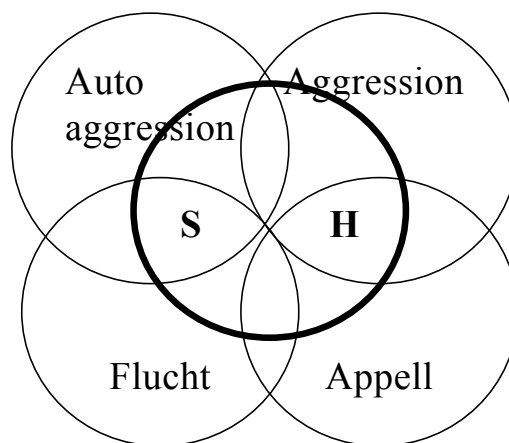
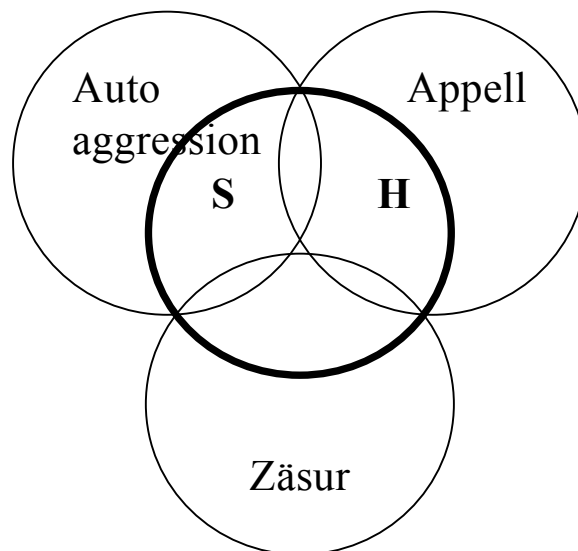


Abbildung 4: Motivstruktur der Suizidhandlung (SH) nach LINDEN (1969), nach HENSELER (1974), S.67

Seine Annahme stützt Linden auf Aussagen seiner Patienten, die nicht an den Tod und die mögliche Irreversibilität ihrer suizidalen Handlung gedacht haben. Das suizidale Geschehen basierte auf der bei den Patienten dominant in Erscheinung getretenen Idee, sich der unlösbar erscheinenden Situation mit den ihr innewohnenden Problemen durch Flucht entziehen zu können und damit eine Veränderung des konfliktreichen Zustandes möglich werden zu lassen. FEUERLEIN (1971) führt diesen von Linden angeführten Wunsch nach 'Ausruhen-Wollen' unter der Verwendung des Begriffs 'parasuizidale Pause' dahingehend aus, dass er unter Berücksichtigung der Appellfunktion und der autoaggressiven Motive einer suizidalen Handlung den Wunsch nach Zäsur als weiteren Aspekt ansah (vgl. Abb. 5).



**Abbildung 5: Motivstruktur der Suizidhandlung (SH) nach Feuerlein (1971)**

Darunter versteht Feuerlein das Bedürfnis des Suizidanten nach einer Ruhe- und Regenerationsphase, in der sich die Problemlage klärt und sich die Möglichkeit konstituiert, noch einmal neu anzufangen.

Feuerlein geht davon aus, dass die aggressiven appellativen Anteile eines Suizidversuchs in der Dimension zurückgehen, in welcher der Wunsch nach temporärer Ruhe beim Suizidanten auf den Ablauf der suizidalen Handlung Einfluss nimmt.

Liegt diese Motivkonstellation vor, so ist der Ort des Suizidgeschehens oft abgelegen oder es gibt es keine Abschiedsbriefe, und mögliche Hinweise werden verwischt, so dass dem Suizidanten bei nicht letal geendeten Suizidversuchen ein Eintritt in den gewohnten Lebensrahmen möglich wird bzw. werden könnte, ohne dass die Umwelt Kenntnis davon genommen haben muß.

In dieser Suizidversuchshandlung fehlen für Feuerlein weitgehend die typischen Anteile von Appell und Aggression, und so versteht er diesen Suizidversuchstypus auch als 'parasuizidale Handlung'. Festzuhalten bleibt:

- Die Suizidhandlung kann mehrere Funktionen haben, wie den Appell an den signifikant Anderen, Rache, Bestrafung, Erpressung, Flucht und, als parasuizidale Handlung bezeichnet, Zäsur und Ruhe.
- Die Suizidhandlung meint nicht eindimensional den Wunsch zu sterben, sondern auch gleichzeitig den Wunsch, unter anderen Bedingungen zu leben.

- Zwischen dem Suizid als einer Handlung mit hohen autoaggressiven und der Suizidversuchshandlung mit geringeren autoaggressiven Anteilen muß unterschieden werden.

In diesem Kontext kann die Suizidhandlung nicht als das Ergebnis eines primären Bedürfnisses und damit als unabwendbar verstanden werden. Dass Aggressionen notwendig sind für die Selbst - und Arterhaltung sowie als Voraussetzung zur Bedürfnisbefriedigung der Selbsterhaltungs- und Sexualtriebe, gilt als unbestritten.

Der Psychoanalytiker ZILBOORG (1938) versucht im Kontext familiärer Strukturen der Frage nachzugehen, wie es möglich ist, dass Aggressionen sich als Potenzen zwanghaft umkehren und bis hin zur Selbstaufgabe des Ich's führen können und bezieht damit interaktionelle Dimensionen als für die Entwicklung von intrapsychischen Dispositionen entscheidend mit ein.

Für die Suizidhandlung nimmt ZILBOORG an, dass diese unbewusste Komponenten von Feindseligkeiten enthält, die einhergehen mit der Unfähigkeit andere zu lieben, womit er auf narzisstisch zu deutende Faktoren des Suizidverhaltens hinweist, wie sie bei Henselers und seiner Narzissmustheorie explizit behandelt werden.

## 4.5 Henselers Narzissmustheorie

*„Die methodische Schwierigkeit der psychodynamischen Deutung eines Syndroms bzw. einer Serie von genetischen Beobachtungen liegt darin, ein Modell zu finden, welches alle früheren und aktuellen Aspekte sowie alle auftauchenden Varianten einheitlich erklärt.“ (HENSELER, 1973, S. 1011)*

Erweiterung erfuhren die Suizidtheorien von Freud und Menninger durch die Narzissmustheorie von KOHUT (1973), die „von Henseler (1974) auf die Entstehung von suizidalem Verhalten hin angewandt und modifiziert wurde“ (BRONISCH, 1996, S.75).

Henseler beschreibt den suizidalen Menschen als „eine in seinem Selbstwertgefühl stark verunsicherte Persönlichkeit, die sich zum Schutz vor Kränkung in hohem Maße infantiler Kompensationsmechanismen bedient“ (HENSELER, 1974, S.177). Er bezieht sich dabei auf Freud, der für die Genese melancholischer Zustände den

narzisstischen Charakter der Objektwahl voraussetzend betont.

In Anlehnung an die Psychoanalyse versteht Henseler „unter Narzissmus oder narzisstisch die verschiedenen Zustände des Selbstwertgefühls, der affektiven Einstellung des Menschen zu sich selbst. Ist diese realitätsgerecht, spricht man von gesundem Narzissmus, ist sie es nicht, von narzisstischer Störung. Die narzisstische Störung kann sich in einem übertriebenen Selbstgefühl ebenso wie in übertriebenen Minderwertigkeitsgefühlen äußern“ (HENSELER, 1974, S. 73).

Treten Störungen im affektiven Gleichgewicht auf, wird versucht, die gefährdete Identität durch Regression auf den harmonisierten Urzustand zu retten, um den totalen Zusammenbruch des narzisstischen Gleichgewichtes zu vermeiden und das Selbstgefühl zu halten. Der angestrebte harmonische Urzustand wird phantasiert als Wärme, Verschmelzung, Ruhe, Erlösung und Geborgenheit und beinhaltet die Imagination, „die Gefahr der narzisstischen Katastrophe, des totalen Verlassen - und Ausgeliefertseins überspringen zu können und in dem dann erreichten Zustand ‘Sieger’ zu bleiben“ (HENSELER, 1980, S. 847).

Laut Henseler können besondere Problembereiche narzisstisch gestörter Menschen in der verunsicherten Persönlichkeit und einem ambivalenten Selbsterleben liegen, die abhängig sind von der Ausprägung der Ambivalenz eines strengen Über-Ichs bei überzogenem Ich-Ideal, gekoppelt an einen ungekonnten Umgang mit Aggressionen. Dies, betrachtet im Kontext zwischenmenschlicher Beziehungen, ergibt die hohe Konflikthanfälligkeit dieser Menschen in sozialen Bezügen und die damit besondere Disposition für suizidale Gefährdungen.

Geht man nun aber von einer hohen Konflikthanfälligkeit narzisstisch gestörter Menschen aus, dann kann u.U. gerade das Internet die zugrunde gelegte Konflikthanfälligkeit relativieren helfen, da es i.d.R. keinen direkten Kontakt ermöglicht und damit hilft, einen interaktiven ‘Schonraum’ zu schaffen, der jederzeit Rückzug garantiert.

Nachteil im Hinblick auf eine narzisstisch gestörte Persönlichkeit kann ein, über ein informelles Angebot hinausreichendes schlecht organisiertes persönliches Angebot des Anbieters im Sinne von nicht gesicherter zeitlicher Verfügbarkeit darstellen. Bei narzisstisch gekränkten Menschen stellt das Fehlen existentiell notwendiger Objekte eine der Grunderfahrungen dar und in der Wiederholung erlebter Abwesenheit werden Enttäuschungen reaktiviert und neu begründet. Die Entwicklung suizidaler Tendenzen könnte die Folge sein.

Henseler beschreibt die verunsicherte Persönlichkeit als eine, die aus zurückliegenden Entwicklungsphasen Entlastungsmechanismen erinnert und auf diese regrediert. Mit Hilfe der Verleugnung und Idealisierung wird versucht, sich der Wirklichkeit zu entziehen. Realitätsüberprüfungen finden nicht mehr statt. Im Verhalten versucht der narzisstisch gekränkte Mensch schmerzlich empfundene Minderwertigkeitsgefühle, durch einen Rückzug in Größenphantasien erträglich zu machen.

Ob der Umgang mit dem Internet in diesem Zusammenhang ein geeignetes Mittel zur Lebensbewältigung darstellt, muß als zweifelhaft angesehen werden, da es narzisstisch gestörten Adoleszenten einen Raum für Idealisierungen, Verleugnungen und Größenphantasien offen hält und als probates funktionales Mittel zur Realitätsentfernung und -entfremdung genutzt werden kann.

In letzter Konsequenz muß vermutet werden, dass die Nutzung des Internets für narzisstisch gestörte Persönlichkeiten einen Zuwachs an Enttäuschung, Erfolglosigkeit und Kränkung nach sich ziehen kann, seien sie von außen betrachtet nun als real oder unreal einzuschätzen.

Im Selbsterleben wird der suizidale Mensch nicht nur als ambivalent beschrieben, sondern in Ergänzung auch als Träger von heftigen aggressiven Impulsen, deren Abfuhr nach außen nicht zugelassen wird.

Für den kommunikativen Prozess narzisstisch gestörter Persönlichkeiten im Internet kann dies eine konsequente emotionale Zurücknahme zur Folge haben, die es dem Empfänger potentieller Botschaften schwer machen wird, einen adäquaten kommunikativen Zugang und Austausch zu führen, denn für den Kontext der Genese suizidaler Dispositionen führt Henseler aus, dass das idealisierte Selbst diese aggressiven Impulse als so heftig erlebt, dass es versucht, diese Aggressionen über das Ich-Ideal nicht zuzulassen bei gleichzeitiger strenger Bestrafung durch das Über-Ich. Besonders in zwischenmenschlichen Beziehungen gilt der Anspruch, Aggressionen nicht nach außen zu agieren, da die narzisstische Objektbeziehung durch Aggressionen nicht gefährdet werden soll.

Gemäß der Narzissmustheorie wird letztendlich aber nicht die Aggressionsabwehr als auslösendes Moment für suizidale Handlungen angesehen, sondern der entstehende Zusammenbruch des narzisstischen Systems und nach EISSLER (1980) die bestehende und den suizidalen Prozess vorantreibende Ambivalenz zwischen Aggression und Narzissmus.

Dazu schreibt Eissler: „Das Problem des Menschen ist nicht sein Aggressionstrieb als solcher, sondern vielmehr die Tatsache, dass seine Aggression nicht von Selbsterhaltung gesteuert wird, sondern von Narzissmus und Ambivalenz (EISSLER 1980, S.38) “ und: „es sieht fast so aus, als gäbe es im Menschen eine geheime Tendenz, gerade das zu zerstören, was er am meisten liebt“ (EISSLER, 1980, 41).

Besonderes Gewicht erhält diese Aussage dadurch, dass für den Versuch, narzisstische Störungen auszugleichen, zwischenmenschliche Beziehungen wesentlich sind. Da der narzisstisch gestörte Mensch durch die Beziehung zu/zum anderen versucht, eigene Defizite auszugleichen, werden narzisstische Objektbeziehungen als besonders störanfällig beschrieben. Entstehende Ansprüche überfordern nicht nur den Partner, sondern lassen unscheinbarste Vorfälle zu Auslösern von heftigen narzisstischen Kränkungen und Trennungsanlässen werden. Solche Erfahrungen werden von narzisstisch gestörten Menschen wiederholt erlebt und führen zu den bei Suizidanten immer wieder beschriebenen Kontaktenttäuschungen, aus denen sich eine allgemeine resignative Einstellung zu zwischenmenschlichen Beziehungen ableiten lässt. In diesem Zusammenhang wird der Appell einer suizidalen Handlung nicht nur als Rache und/oder Erpressung interpretiert, sondern auch als Versuch, das als existentiell notwendig empfundene Objekt wieder zurückzuerobern, um das als defizitär erlebte Selbst zu ergänzen.

Die von HENSELER (1974) beschriebene narzisstische Kränkung und die daraus resultierenden krisenanfälligen Kontaktschwierigkeiten, begünstigen bei suizidgefährdeten Adoleszenten die Tendenz zum Rückzug. Die Suizidhandlung als dynamischer Prozess um das Selbstwertgefühl zu retten, wird dann von suizidgefährdeten Adoleszenten verstärkt in Erwägung gezogen werden, wenn appellative Versuche in kommunikativen Auseinandersetzungsformen Hilfe zu finden ohne Berücksichtigung bleibt.

Das heißt dann aber auch, dass der, in der Narzissmustheorie ausgeklammerte und gerade bei Adoleszenten so bedeutsame subjektiv aktuelle und objektiv verursachte Problembezug Berücksichtigung finden muß. Diesen Ansatz in computervermittelter Kommunikation im Internet adäquat zu berücksichtigen und narzisstisch gekränkten Adoleszenten ein beständiges Gefühl von Sicherheit zu geben, dürfte als schwierig anzusehen sein.



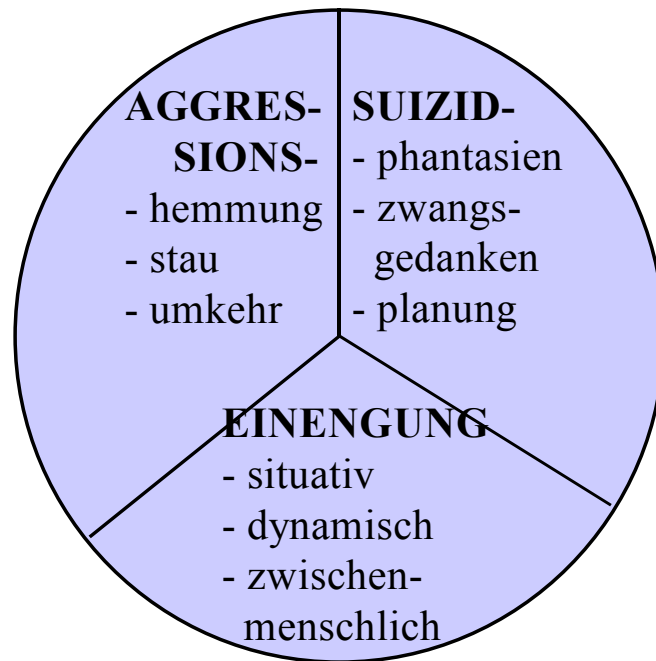
## 4.6 Das präsuizidale Syndrom

Erwin Ringel entwickelte auf der Grundlage einer medizinisch ausgerichteten Betrachtungsweise die Theorie vom präsuizidalen Syndrom.

Anfang der 50er Jahre hatte Ringel 745 Patienten nach einem Suizidversuch im Hinblick auf die, dem Suizidversuch vorausgegangene Phase, untersucht und seine Untersuchungsergebnisse in seinem Buch ‚Der Selbstmord. Abschluss einer krankhaften psychischen Entwicklung‘ (1953) zusammengefasst.

Ringel sieht bei der Suizidgenese im präsuizidalen Syndrom den gemeinsamen Nenner aller psychischen Erkrankungen und definierte den Suizid als das Ende einer Krankheit, einräumend, dass jede suizidale Handlung aber auch ein bestimmtes Aggressionspotential enthalte, das zwar gegen die eigene Person ausagiert würde, ursprünglich aber gegen einen anderen Menschen oder aber die Gesellschaft gerichtet sei. Ringel geht dabei auf die von Freud (1916) entwickelte Theorie von der Aggressionsumkehr zurück, nach der kein neurotischer Mensch Suizidabsichten verspürt, der diese nicht von einem Mordimpuls gegen andere auf sich zurückwendet.

Trotz aller individuellen Unterschiede geht Ringel davon aus, dass der suizidale Mensch durch bestimmte Merkmale gekennzeichnet ist, die allerdings erst durch mehrere miteinander in Verbindung stehende Faktoren aktiviert werden und ihre suizidale Dynamik entwickeln. Ringel, als Mediziner den medizinischen Fachtermini verhaftet, spricht dementsprechend dann auch von Symptomen, die sich zum präsuizidalen Syndrom verdichten können, und beschreibt sie allgemein als psychische Labilität. Insbesondere kristallisiert er drei Aspekte heraus, die er als Einengung, gehemmte und gegen die eigene Person gerichtete Aggressionen und Selbstmordphantasien, bezeichnet. Abb. 6 verschaulicht diese von Ringel statuierten Aspekte mit ihren jeweils möglichen Ausdifferenzierungen.



**Abbildung 6: Die drei Kardinalsymptome Einengung, Aggressionsumkehr und Suizidphantasien nach Ringel als präsuizidales Syndrom zusammengefasst (REINER/KULESSA, 1981, S.91)**

Ringel differenziert den Begriff Einengung und unterscheidet zwischen situativer, dynamischer, zwischenmenschlicher und wertspezifischer Einengung.

Nach Ringel erlebt sich der Mensch als hilflos und ohnmächtig, sofern er in eine situative Einengung gerät und diese Lebenssituation als derart eingeengt betrachtet, dass er sich von einer nicht zu überwindenden Begrenzung umgeben sieht und an Zukünftiges nicht mehr denken kann. Ursachen dafür können sowohl äußeren Umständen oder aber eigenen Verhaltensweisen zugeschrieben werden.

Zu suizidalen Handlungen kommt es in einer realen, von äußeren Umständen bedingten Lebenseinengung aber erst, wenn die reduzierten Lebensbedingungen von einem Menschen gemeistert werden müssen, der durch eine negative Einschätzung seines Selbstwertgefühls behindert ist. Die sich daraus ergebende fehlende Flexibilität und Spontaneität, das gehemmte und passive Festhalten an alten Normen und Verhaltensmustern kann zu einseitigen Gefühlsausrichtungen wie Angst, Depression und Verzweiflung führen.

Können diese Denk- und Erlebensraster nicht aufgebrochen werden, reduzieren sich die Möglichkeiten positiver Konfliktbewältigung drastisch und führen zur Verstärkung der vorhandenen negativen Selbsteinschätzung. Von Ringel wird dieser intrapsychische Circulus vitiosus als dynamische Einengung bezeichnet.

Zwangsläufig wird ein durch diese Verhaltensstrukturen geprägter Mensch auch in der Ausgestaltung seiner zwischenmenschlichen Beziehungen beeinträchtigt sein. Bestehende Kontakte werden vernachlässigt oder abgebaut, da es an eigenen Möglichkeiten fehlt, soziale Bezüge zufriedenstellend herzustellen oder auszugestalten. In anderen Fällen wird versucht, sich in ausschließlicher Art und Weise einem Menschen anzuschließen. Getrieben von Gedanken, 'nichts wert zu sein', gehen Betroffene sogenannte 'Klammer-Beziehungen' ein, die zumeist nicht tragfähig sind und häufig aus nichtigen Anlässen aufgelöst werden. Aus Angst vor weiteren bzw. zukünftigen Enttäuschungen entsteht eine emotionale Unfähigkeit, sich auf andere Menschen einzulassen, die zu einer zunehmenden Isolation und Vereinsamung führt.

Bei Ausschluss seiner Umwelt ist der 'zwischenmenschlich Eingeeengte' aber nicht nur von Menschen isoliert, sondern auch von allgemeinen Werten.

RINGEL (1953) bezeichnet diese Interesselosigkeit und Gleichgültigkeit gegenüber Aktivitäten allgemein und die Unfähigkeit, sich sinnvoll zu beschäftigen und aktiv für eine Sache einzusetzen, als wertspezifische Einengung. Bei dieser Einengungsform sind nur die eigenen Sinnstrukturen noch bedeutsam, da objektive Werte entwertet oder gar nicht mehr wahrgenommen werden.

Die sich fluchtpunktartig zuspitzenden Einschränkungen in situativen, affektiven, zwischenmenschlichen und wertspezifischen Lebensbereichen verlaufen parallel zur Aggressionshemmung, die schließlich nur noch an der eigenen Person abreagiert werden kann. Die häufig bei suizidalen Menschen beschriebenen Schuldgefühle finden so ihre vom strengen Über-Ich geforderte Bestrafung.

Das präsuizidale Syndrom sieht Ringel als das Ende einer krankhaften Entwicklung an, deren Ausgangspunkt er in einer frühkindlichen Traumatisierung sieht, bei der unterschiedlichste Bedingungen wie unsichere soziale Lage, materieller Notstand, Krankheit, rigide Einschränkung der Aktivitäten zugrunde liegen müssen und die, „zu einer schweren Neurotisierung in der Kindheit mit einer starken *Ich-Verunsicherung* führen“ (HOLDEREGER, 1979, S.184) kann.

Ringel sieht im eingeschüchterten, gehemmten, kontaktarmen und mutlosen Verhalten eines Kindes die ersten Erscheinungsformen dieser Schädigung und versteht diese als Beginn einer Entwicklung, die er „*Neurose der Lebensverunstaltung*“ (RINGEL, 1987, S. 69) genannt hat.

Die suizidale Handlung wird als Abschluss einer krankhaften psychischen

Entwicklung verstanden, wobei persönliche Lebensverhältnisse und interaktionelle Aspekte bei dieser individualzentrierten Sicht vernachlässigt werden oder aber innerhalb eines psychodynamischen und psychogenetischen Bezugsrahmens interpretiert, „um eine sonst irrational erscheinende Form des Verhalten plausibel zu machen“ (JACOBS, 1974, S.7). Damit verwahrt sich Ringel, ähnlich wie nach ihm Henseler, vor der Auseinandersetzung mit Einengungen, die sich aus dem gesellschaftlichen Verständnis und der gesellschaftlichen Praxis von und mit Adoleszenten ergeben: die Aberkennung der eigenverantwortlichen Handlungsfähigkeit Adoleszenter, insbesondere wenn sie abweicht von normativen Verhaltensvorgaben.

Und gerade hier kann für Adoleszente ein wichtiger gesellschaftlicher Reibungspunkt vorliegen, dem man im Hinblick auf computervermittelte Kommunikation mit suizidgefährdeten Adoleszenten besser gerecht wird, wenn suizidale Überlegungen bzw. Verhaltensweisen nicht pathologisiert werden.

#### **4.7 Lerntheoretische Erklärungsansätze der Suizidgenese**

In lernpsychologischen Konzepten wird Lernen als ein Entwicklungsvorgang beschrieben, der das Verhalten durch äußere Faktoren steuert. Lernerfolge dokumentieren sich als Verhaltensänderungen. So wird suizidales Verhalten, wie jedes andere Verhalten auch, als erlernt beschrieben, wobei der Lernprozess abhängig ist von früheren Umwelteinflüssen und Erfahrungen.

Seit GOETHES (1774) ‚Leiden des jungen Werthers‘ ist bekannt, dass Suizide als Nachahmen der Verhaltensweisen von Vorbildern möglich sind, wobei Phänomene dieser Art, bezeichnet als Folgesuizide, bis in die heutige Zeit auftauchen und ihre Begünstigung durch die mediale Berichterstattung erfahren, die auch über das Kommunikationsforum Internet möglich ist.

Eine Reihe empirischer Studien haben den sogenannten Werther-Effekt nachgewiesen. SCHMIDTKE und HÄFNER (1986) führten diesbezüglich eine Studie durch, die der Frage nach einem möglichen Anstieg suizidaler Handlungen, als Folge einer Fernsehausstrahlung, nachging. Bei der untersuchten Ausstrahlung, die 1,5 Jahre nach ihrer Erstaussstrahlung im Fernsehen lief, handelte es sich um die sechsteilige Serie mit dem Titel ‚Tod eines Schülers‘, die im Zweiten Deutschen Fernsehen gesendet wurde und in der es um den fiktiven Eisenbahnsuizid eines

19jährigen Schülers ging.

Verglichen mit analogen Zeitperioden vor, zwischen und nach beiden Ausstrahlungen der Serie, konnte ein erheblicher Anstieg von Eisenbahnsuiziden während der Serienausstrahlung und unmittelbar danach ausgemacht werden. Am stärksten stieg die Häufigkeit in der Bevölkerungsgruppe an, die in Geschlecht und Alter dem fiktiven Modell am nächsten stand. Innerhalb des Zeitabschnittes von 70 Tagen während und nach der ersten Ausstrahlung konnte für die Gruppe von Männern im Alter zwischen 15-19 Jahren ein Anstieg vergleichbarer suizidaler Handlungen von 175 % gegenüber Vergleichszeiträumen festgestellt werden. Bei den Frauen dieser Altersgruppe war ein Anstieg von 167 % zu verzeichnen. Bei Männern über 40 Jahren und bei Frauen über 30 fanden sich keine signifikanten Anstiege mehr.

SCHMIDTKE und HÄFNER (1986) stellten weiter fest, dass sich die zu verzeichneten Häufigkeitsanstiege der Eisenbahnsuizide prozentual vergleichbar anlehnten an die für beide Ausstrahlungen ermittelten Einschaltquoten der 15-29jährigen. Gemäß der Studie konnte ein echter Häufigkeitsanstieg von Suiziden ermittelt werden, der vorgezogene Suizide disponierter Personen ausschloss.

SCHMIDTKE und HÄFNER (1986) hielten abschließend fest, dass durch die mit guter Absicht gedrehte Fernsehserie eine beträchtliche Anzahl junger Menschen Anregung und Anstoß erfuhr, ihrem Leben ein vorzeitiges, dramatisches und rasches Ende zu setzen.

BANDURA (1979) erforschte experimentell die angenommene Überlegung, dass Verhaltensweisen durch Nachahmen von Vorbildern gelernt werden und ordnete seine Ergebnisse der Theorie vom Lernen am Modell zu. Demnach können auch komplexe Verhaltenssequenzen durch Beobachtung erlernt werden. In Situationen, für deren Lösung keine Verhaltensweisen gelernt wurden, d.h. das Problemfeld als zu fremd, zu schwer oder zu neu erlebt wird, können sich im lerntheoretischen Kontext suizidale Krisen entwickeln.

Ausgehend von der Lern- und Verhaltenstheorie entwickelte SELIGMAN (1979) die Annahme, dass auch depressive und hilflose Verhaltensweisen gelernt werden und versuchte, diese Aussagen durch Tier- und Humanexperimente zu verifizieren. Seiner Auffassung nach können sowohl Menschen als auch Tiere depressiv reagieren, wenn es ihnen nicht gelingt, ihre Umwelt zu kontrollieren. Dies impliziert, dass hilflosen und/oder depressiven Verhaltensweisen kognitive

Prozesse ursächlich zugrunde liegen. In Abkehr vom einfachen Reiz- und Reaktionsschema entwickelt sich hilfloses Verhalten (Reaktion), wenn eine Situation als objektiv nicht beeinflussbar erlebt wird (Stimulussituation). Dabei ist nicht die Tatsache an sich entscheidend, sondern die Ansicht, auf diese Situation oder auf ähnlich gelagerte auch in Zukunft keine Wirkung ausüben zu können (Kognition).

Schon in der frühesten Kindheit können Erfahrungen der Hilflosigkeit gemacht werden, wie z.B. Verlust oder schwere Krankheit einer Bezugsperson. Durch das Erleben von Hilflosigkeit erfährt die Motivation zum Handeln ihre einflussnehmenden Grenzen und reduziert und verstärkt sich, durch die Wiederholung von traumatisch erfahrenen Kindheitserlebnissen, aber auch durch aktuelle Konfliktsituationen, bis hin zur mangelnden Handlungsbereitschaft.

Gefühle von Angst, Selbstunsicherheit, Selbst- und Fremdgefährdung befallen die betroffene Person, wenn sich das erlernte Verhaltensrepertoire als unbrauchbar zur Kontrolle der Krise darstellt. Abhängig davon, wie früh, wie häufig und wie intensiv Hilflosigkeit erfahren wurde, ist die Intensität der Gefühle.

„Hilflosigkeit ist der psychologische Zustand, der häufig hervorgerufen wird, wenn Ereignisse unkontrollierbar sind“ (SELIGMAN, 1979, S.8) und für das Erleben von Adoleszenten, sei es nun retrospektiv oder aktuell betrachtet, muss zumindest ein Erleben unkontrollierbarer Ereignisse (unmittelbare oder mittelbare Scheidungserlebnisse, Schulerlebnisse, Arbeitsplatzsuche, Beziehungsabbrüche unter bzw. mit Freunden u.a.) in Betracht gezogen werden.

Drei Hypothesen versuchen zu erfassen, dass suizidales Verhalten von einem Vorbild imitiert wird bzw. werden kann. Von PHILLIPS (1974)

Suggestionshypothese genannt, von WELZ (1979) als Ansteckungshypothese formuliert und schließlich von SCHMIDTKE und HÄFNER (1986) als

Imitationshypothese titulierte, kamen alle 3 Hypothesen überein, dass suizidales Verhalten unter lerntheoretischen Gesichtspunkten erfasst werden kann.

Begünstigung erfährt das individuelle imitierende Entgegenkommen durch eine gegebene präsuizidale Persönlichkeit, die gekennzeichnet ist durch unzureichende soziale Ressourcen für die Bewältigung von Lebenskrisen, anhaltende soziale Belastungen, sowie einer hohen sozialen Beeinflussbarkeit.

So wird nach SELIGMAN (1979), der Depressionen als gelernte Hilflosigkeiten ansieht, depressives Verhalten begünstigt durch mögliche Alltagserfahrungen, wie

etwa den Tod des Partners, Verlust des Arbeitsplatzes oder Krankheit. Derartige Erfahrungen können Voraussetzung für Verhaltenssteigerungen, bis hin zu suizidalen Handlungen bilden.

Zur Lerntheorie als Erklärungsansatz der Suizidgenese muss kritisch angemerkt werden, dass der komplexe Vorgang des Lernprozesses hauptsächlich aus der Position des Lernenden und damit eindimensional beschrieben wird.

Wenig Beachtung wird dabei der Tatsache geschenkt, dass Lernen gleichzeitig auch Umwelteinflüsse, Handlungen und Umgangserfahrungen, die jeweils in unterschiedlichen Verhältnissen zueinander stehen, voraussetzt. Einflüsse und Erfahrungen, die Adoleszente auch über den kommunikativen Kontakt mit dem Medium Internet sammeln und die u.U. erlernte Hilflosigkeiten, unangepasste Verhaltensweisen, bis hin zur suizidalen Handlung, als Problemlösungsstrategie verstärken bzw. begünstigen können.

#### **4.8 Zusammenfassende Herleitung der soziologischen und psychodynamischen Aspekte**

Die bis hierher referierten theoretischen Erklärungsansätze machen deutlich, dass dem Suizidgeschehen ein multikausales Bedingungsgefüge zugrunde liegt, das mit eindimensionalen Erklärungsansätzen nicht hinreichend interpretiert bzw. analysiert werden kann.

Die Bedingungsursachen der Suizidhandlungen sind aus soziologischer Sicht explizit in sozialen Kontexten zu suchen, implizit aber auch - darauf verweisen sozialpsychologische Untersuchungen - in intrapersonalen Dispositionen der Suizidanten.

Den anomischen Zustand beschreibt DURKHEIM (1973) als eine chaotische soziale Lebenssituation. Sofern gesellschaftliche Normen als Paradigma sozial-moralischen-Handelns versagen und Integration in Gruppen nicht mehr möglich ist, kann die damit einhergehende Regel- und Orientierungslosigkeit das Erleben so heftig beeinflussen, dass eine suizidale Handlung folgt. Bezogen auf das Internet stellt sich die Frage, ob

- das Internet in der Lage ist, suizidgefährdeten Adoleszenten den sozialen Kontext zu verschaffen, der Paradigma für sozial-moralisches Handeln darstellt

und ihnen im Wege von Orientierungshilfe Handlungsbeeinflussung möglich macht, vorausgesetzt der oder die Anbieter stimmen überhaupt mit Paradigmen für sozial-moralisches Handeln überein.

In welcher Form und in welchem Ausmaß Kinder und Jugendliche von diesem Ansatz betroffen sind, wird differierend diskutiert.

Praktisch findet die Integrations- und Desintegrationsthese DURKHEIMS (1973) bei Kindern relevante Anwendung im Hinblick auf die Beziehungsstrukturen der Familie als primäre Sozialisationsinstanz und, bezogen auf Adoleszente, dann in Ergänzung zur Familie, auch auf den außerfamiliären 'Peer Group' – Kontext. Werden diese Bezüge, in denen sich Adoleszente befinden, berücksichtigt und betrachtet man den Einzug des neuen Kommunikationsmediums Internet kritisch als ausgeweitete Zivilisationsform, sollte die daraus resultierende Wirkung bzw. Gefährdung untersucht werden. Im Hinblick auf suizidgefährdete Adoleszente setzt dies ein verantwortliches Agieren der Hilfs- und Beratungsangebote im Internet voraus und es stellt sich die Frage, ob und wenn ja, wie

- Hilfs- und Beratungsangebote im Internet, der Problematik suizidgefährdeter Adoleszenter konzeptionell begegnen. Grenzen und Chancen die dabei der Nutzung des Mediums zugesprochen werden, sollen ermittelt werden.

Während im Sinne Durkheims abweichendes Verhalten als sozial desintegriert bezeichnet wird, das nach den normgerechten Leitlinien der Gesellschaft nicht vorkommen sollte, wird im Kontrast dazu im theoretischen Konzept vom abweichenden Verhalten auf Werturteile verzichtet.

Der theoretische Ansatz abweichenden Verhaltens nimmt an, dass die Anwendung illegitimer Verhaltensweisen zur Erreichung des erwünschten Zieles um so wahrscheinlicher wird, je mehr eine handlungsrelevante Diskrepanz zwischen vorgestellten Zielen und erworbenen Problemlösungsmustern bzw.

Handlungsstrategien besteht.

JACOBS (1974) operiert in diesem Kontext mit dem Begriff 'Verhaltensprobleme' und differenziert zwischen angepassten und unangepassten Techniken der Problembewältigung.



Adoleszente probieren angepasste Handlungstechniken so lange aus, bis sie zu der Einsicht gelangen, dass diese vom persönlichen sozialen Umfeld nicht im intendierten Sinn verstanden und Zielvorstellungen so nicht verwirklicht werden können. In der Regel führt die Reduzierung der für die Zukunft noch zur Verfügung stehenden Handlungsalternativen zu extrem unangepassten Handlungstechniken, in der erhofften Erwartung, dass diese Handlungen als Zeichen verstanden werden für eine krisenhafte Lebenssituation, zu deren Bewältigung Hilfe benötigt wird. Ob mit dem kommunikativen Einstieg Adoleszenter in das Kommunikationsforum Internet, die intendierte prozesshafte Zuspitzung von den angepassten bis hin zu unangepassten Verhaltensweisen zur Problembewältigung ausgemacht werden kann, bleibt in Frage zu stellen.

DOUGLAS (1967) weist auf die hohe soziale Bedeutung der Suizidhandlung hin und hier insbesondere auf die subjektive Bedeutung des Sinns, den der Suizident dem signifikanten Anderen in Form der Suizidhandlung mitzuteilen versucht.

Wird von dem signifikant Anderen das suizidale Verhalten als subjektiv sinnvolle Handlung ernst genommen, kann der signifikant Andere die suizidale Nachricht - kommunikationstheoretisch gesprochen - decodieren als Aussage über den Suizidanten und die Ungunst seiner aktuellen Lebenslage.

Die Erfahrungen der Institutionen, die sich mit ihrem Hilfs- und Beratungsangebot bereits aktiv dem Internet zugewendet haben, könnten diesbezüglich Auskunft geben über ihre Möglichkeiten, den jeweils subjektiv intendierten Sinn in den u.U. mitgeteilten Lebenszusammenhängen der Klienten herauszufinden. Grenzen des Internets, das Institutionen bei verbalisierter Eskalation einer konkreten Suizidhandlung keine Basis für schnelle und praktisch-konkrete Einflussnahme bietet dürfte, sollen deshalb ermittelt werden.

Berücksichtigung muß in diesem Zusammenhang u.a. der von KOBLER/STOTLAND (1964) erarbeiteten spezifischen Bedeutung der Suizidhandlung, dem '*cry for help*' und der formulierten appellativen Funktion des Suizidversuchs bzw. der Suizidankündigung geschenkt werden. Im kommunikativen Austausch mit suizidalen/ suizidgefährdeten Adoleszenten im Internet müssten sich demzufolge für die Institutionen

- Hinweise/Appelle abzeichnen, die auf eine suizidale Gefährdung schließen lassen.

Zurückgehend auf Freud liegt substantiell die Annahme vor, dass der suizidal Handelnde nicht nur eindimensional den Wunsch zu sterben hat, sondern gleichzeitig auch den Wunsch, unter weniger konfliktreichen Bedingungen weiter zu leben.

Davon ausgehend, dass der Suizidhandlung ein Konflikt zugrunde liegt, über dessen Lösung nicht mehr im herkömmlichen Sinne kommuniziert werden kann, wird der Suizidversuch für den Suizidanten zur Möglichkeit, die Störung der zwischenmenschlichen Interaktion zu überwinden. In diesem Kontext kommt dem signifikanten Anderen die Bedeutung zu, dem Suizidgefährdeten in der kommunikativen Interaktion ein adäquates Feedback zu geben.

- Bezogen auf das Internet müssten die befragten Institutionen auf dieser Grundlage die Notwendigkeit sehen und benennen, dass Hilfesuchenden ein kompetentes Feedback zu geben ist. Dies würde auf der Sachebene die Decodierung der suizidalen Nachricht ebenso umfassen, wie u.U. die informelle Vermittlung zu Institutionen, die auf einer persönlich gestalteten Beziehungs- und Kommunikationsebene agieren.

Mit den von Menninger formulierten drei Tendenzen: dem Wunsch zu töten, getötet zu werden, sowie tot zu sein, kann sich eine suizidale Handlung konstituieren. Aufkommende Wünsche dieser Art spiegeln eine spezifische, gedankliche Nähe zum Tod wieder, die u.U. als Kennzeichen für suizidale Tendenzen verstanden werden kann.

- Geht man davon aus, dass die Ausdrucksformen dieser vermuteten gedanklichen Nähe zum Tod im Internet ihren verbalen Niederschlag finden, zwingt dies im Hinblick auf die Einschätzung suizidaler Gefährdung zur Auseinandersetzung bzw. Erforschung möglicher Verbalisierungen, aber auch möglicher visueller Ausdrucksformen suizidal Gefährdeter im Internet.

Suizidhandlungen werden u.a. mit bestehender Frustrations- und Aggressionsproblematik beschrieben. Ein bei dieser Theorie relevanter Aspekt ergibt sich aus den Dimensionen der unterschiedlichen Bedeutungen, die suizidale

Handlungen beinhalten können. Im Umgang mit einer Klientel, die seine soziale, inter- und intrapersonelle Lebenssituation als extrem frustrierend erlebt und dieser hilflos gegenübersteht, kann die in diesem Kontext erfolgte Suizidhandlung auch als Flucht vor unlösbaren Problemen, als temporäre Entlastungs- und Ruhepause, als Herstellung des ersehnten Friedens verstanden werden. Es stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage,

- ob das Internet und die Praxis seiner Anwendung, die als extrem frustrierend und hilflos erlebte soziale, inter- und intrapersonelle Lebenssituation seiner Nutzer nicht erschwerend verstärken und damit suizidale Handlungen begünstigen kann. Dies gewertet als Hinweis auf Grenzen des Mediums und mögliche Begründung für die Zurückhaltung zahlreicher Institutionen, die bisher in direkter Face-to-face-Kommunikation zu ihrer Klientel standen, sich aktiv mit dem Internet auseinander zusetzen.

Die Annahme, dass nicht der Tod das intendierte Ziel der Suizidhandlung ist, sondern der Wunsch nach Wohlbefinden und Ausruhen, wird auch in der Narzissmustheorie formuliert. Die Suizidalität des idealtypischen Suizidanten wird beschrieben als Labilisierung des narzisstischen Regulationssystems und die Suizidhandlung verstanden als krisenhafter Versuch, das gefährdete Selbstgefühl zu retten.

Dabei sind die Selbstwertproblematik und die Psychodynamik der Kränkung von zentraler Bedeutung. Die Besonderheiten des narzisstisch gestörten Menschen werden in verunsicherter Persönlichkeit, ambivalenten Selbsterleben, strengem Über-Ich, überzogenem Ich-Ideal, ungekonnten Aggressionen, phantasierter Omnipotenz und in Minderwertigkeitsgefühlen gesehen.

Die von HENSELER (1974) beschriebene narzisstische Kränkung und die daraus resultierenden krisenanfälligen Kontaktschwierigkeiten, begünstigen bei suizidgefährdeten Adoleszenten die Tendenz zum Rückzug. Die Suizidhandlung als dynamischer Prozess um das Selbstwertgefühl zu retten, wird dann von suizidgefährdeten Adoleszenten verstärkt in Erwägung gezogen werden, wenn appellative Versuche in kommunikativen Auseinandersetzungsformen Hilfe zu finden ohne Berücksichtigung bleibt.

- Diesen Ansatz in computervermittelter Kommunikation im Internet adäquat zu berücksichtigen und narzisstisch gekränkten Adoleszenten ein beständiges Gefühl von Sicherheit zu geben, dürfte als schwierig anzusehen sein.
- Sofern der Narzissmusproblematik vom Anbieter konzeptionell Beachtung geschenkt wird, ob und inwieweit die Stärkung des Selbst des Nutzers und seiner ganzen narzisstisch gestörten Persönlichkeit kompensatorisch angestrebt wird und mit welchen Mitteln die beschriebene Symptomatik Berücksichtigung findet.

Die Ausgangssituation lerntheoretischer Annahmen zeichnet sich, bezogen auf suizidales Verhalten, dadurch aus, dass dieses Verhalten wie jedes andere Verhalten auch als ein Erlerntes angesehen wird.

Der Ansatz der 'Erlernten Hilflosigkeit' von SELIGMAN (1979) weist bei der Erfassung des Lerngeschehens mit seinen Berührungspunkten und Parallelen auf die Mehrdimensionalität der suizidalen Prozesse hin und bezieht interaktionelle Lernvorgänge, wie u.a. Alltagserfahrungen, Bewusstseins- und Werdungsprozesse, Erleben von Konfliktzusammenhängen mit ein.

Hilflosigkeit konstituiert sich in diesen Zusammenhängen, wenn die Gesamtheit der Lernerfahrungen den Schluss nahe legt, dass es nicht gelingt, durch aktives Handeln Situationen zu verändern und Kontrolle über die Umwelt zu erhalten. Zur suizidalen Handlung als letztem Ausweg aus einer als unlösbar eingeschätzten Situation kommt es dann, wenn die Lernerfahrungen für die Zukunft antizipiert werden. Bezogen auf das Internet stellt sich die Frage,

- ob dieses Medium nicht selber erlernte Hilflosigkeiten reaktiviert bzw. neue Hilflosigkeiten hervorruft. Der Verlass auf konstante Interaktionspartner kann in der Fülle der Internet-Angebote keinesfalls als gegeben vorausgesetzt werden und im Internet abzurufende Informationen gewährleisten keineswegs Stabilisierung.

Die depressiven Anteile einer Suizidhandlung werden abhängig von der wissenschaftlichen Fachrichtung unterschiedlich diskutiert. Geht die Lerntheorie

von der Annahme aus, dass die Depression eine Folgeerscheinung von gelernter Hilf- und Hoffnungslosigkeit und der Suizid ein letzter Ausweg aus einer unlösbar erscheinenden Situation sein kann, wird die Depression aus medizinisch-psychiatrischer Sicht als eine Krankheit definiert, als ein aus trauriger und/oder ängstlicher Grundstimmung, Hemmung des Denkens, psychomotorischer Retardation, Störung der zentrifugalen Funktionen und einer spezifischen Aggressionsproblematik zusammengesetztes Syndrom, das einer Suizidhandlung zugrunde liegt und diese bedingt.

Dass Suizide primär durch Depressionen bedingte Handlungen sind, scheint aus den in der Literatur vorliegenden suizidalen Fallgeschichten eine reduktionistische Sichtweise zu sein, die das Suizidphänomen eben nur eindimensional als Ergebnis einer Krankheit versteht.

- Dennoch sollte dieser Ansatz auch im Internet konkret in Erwägung gezogen werden und als Option, u.U. Hinweise der im Internet aktiven Institutionen zur Hinwendung an psychiatrische Hilfseinrichtungen erfolgen lassen.

Kritisch ist das von Ringel dargestellte 'Präsuizidale Syndrom' zu beurteilen, das er als Charakteristikum der Suizidgenese versteht.

Ringel fasst den Suizid explizit als Abschluss einer krankhaften psychischen Entwicklung auf, selbst wenn er implizit auf soziale Kontexte hinweist. So ist denn auch das Präsuizidale Syndrom primär als ein diagnostisches Hilfsmittel zu verstehen, um Suizide zu prognostizieren und in diesem Sinne können die 3 Kardinalsymptome Einengung, Aggressionsumkehr und Suizidphantasien, die Ringel als präsuizidales Syndrom zusammenfasste, auch für das Internet und seinen Hilfs- und Informationsangeboten dienlich sein.

- Ob Internet-Anbieter Ringels präsuizidalem Syndrom Bedeutung beimessen und welche Tragweite es für die Einschätzung suizidaler Dynamik hat und institutionelle Reaktionen auslöst, sollte deshalb, wie auch alle weiteren und bereits genannten Erklärungsversuche des suizidalen Geschehens, in der Untersuchung Abklärung finden.

Persönliche Lebensverhältnisse und interaktionelle soziale Aspekte werden in diesem psychopathologischen und individualzentrierten Erklärungsmodell der Suizidgenese vernachlässigt. Dabei kann vermutet werden, dass die Totalität des Festhaltens am orthodoxen Krankheitsbegriff eine Weiterentwicklung der Erkenntnismöglichkeit eher verhindert als fördert.

Auch wenn der psychiatrische Erklärungsansatz aufzeigt, dass es zweifelsohne psychische Vorgänge im Menschen geben kann, die das suizidale Geschehen begünstigend verursachen bzw. bedingen, so bleibt durch die Vernachlässigung psychohistorischer, sozialer und interaktioneller Aspekte der umfassende Bezug zur mehrfach dimensionierten Lebenswelt des Suizidanten unberücksichtigt.

Dieser mehrfach dimensionierten Lebenswelt des Suizidanten, aber wohl auch eines jeden anderen Individuums, muss im Internet nachdrücklich Rechnung getragen werden.

Um die Möglichkeiten, die das Internet als Kommunikationsforum Adoleszenten bietet bzw. bieten könnte, näher zu untersuchen bzw. einzukreisen, sollen im folgenden Theorien aufgezeigt werden, die das Verhältnis von Suizid und Adoleszenz explizit behandeln.

## **5. Das Verhältnis von Suizid und Adoleszenz - ergänzende Theorien**

*„Eine ganz besonders gefährliche Zeit, ja eine Periode fortwährender Katastrophen, ist die Pubertät“ (LANDAUER, 1991, S.234)*

Auf einem der ältesten Dokumente über die Jugend, einer in der Gegend von Ur gefundenen 4000 Jahre alten Tafel, hält ein unbekannter Schreiber warnend fest: „Unsere Zivilisation ist dem Untergang geweiht, wenn wir die unerhörten Taten der Jugend nicht unterbinden“ (LAUER, 1973, S.176). Vergleichbar erschreckend klingende Beschreibungen der Jugend und Warnungen vor der Jugend lassen sich bei den Philosophen und Denkern (vgl. dazu BRAUNGART, 1980) durch die Geschichte hindurch ebenso finden, wie sie bis in die Gegenwart, sowohl in privaten, als auch in öffentlichen Diskussionen unkritisch und i.d.R. wenig reflektiert Niederschlag finden. Im folgenden soll das Verhältnis Suizid und Adoleszenz Erörterung finden.

## 5.1 Entwicklungsspezifische Merkmale der Adoleszenz

Die Adoleszenz wird häufig pauschal als Übergangsphase von der Kindheit zum Erwachsenenalter beschrieben. 'Definitionen' über den Begriff Adoleszenz bleiben unscharf und heterogen. Relative Einigkeit scheint heute in der zeitlichen Zuordnung zu bestehen, die kulturhistorischen Entwicklungen unterliegt und jeweils kulturabhängig determiniert wird.

DÖRNER und PLOG (1994) legen die Zeit der Pubertät und der frühen Adoleszenz in den Zeitraum vom 12. bis zum 18. Lebensjahr und führen aus, dass der Jugendliche in Übereinstimmung mit seinen körperlichen Veränderungen kommen muss, sowie mit seiner sexuellen Entwicklung und den psycho-sexuellen Wünschen. Die aktive Ausgestaltung der Geschlechtsrolle gehört ebenso dazu, wie die Identitätsfindung, und für DÖRNER/PLOG (1994, S.107) sind „bis ins 18. Lebensjahr hinein sowohl die inter-individuellen Unterschiede als die intraindividuellen Schwankungen am größten von allen Phasen des menschlichen Lebens“.

Als Resultat von gesamtgesellschaftlichen Modernisierungsprozessen ist davon auszugehen, dass sich die Übergänge zwischen dem Jugend- und dem Erwachsensein ständig ausweiten und uneindeutiger werden, so dass weder ein klarer Anfang der Adoleszenz, noch einem klares Ende eindeutig feststeht.

Wird von einer Zeitspanne ausgegangen, die zwischen dem Eintritt in die Geschlechtsreife (Pubertät) und dem Erwachsensein liegt und je nach Kulturkreis, beim Menschen etwa vom 14. bis 25. (♂♂) bzw. 12. bis 21. (♀♀) Lebensjahr andauern mag, die in unserem Kulturkreis bei den Mädchen oft bereits zwischen 10 und 12 Jahren, bei den Jungen zwischen 12 und 14 Jahren beginnt, dann muss daraus jedenfalls geschlossen werden, dass suizidogene Faktoren adoleszenter Entwicklungskrisen einen Zeitraum von bis zu 9 Jahren erfassen können.

Von einer Periodisierung des Jugendalters sprechen EWERT (1983) und WEBER (1987) in dem Bemühen, Begriffe und Zeitmarken, die auf einer Synopse aus verschiedenen in der Literatur vorfindbaren Einteilungen beruhen, strukturierend zusammenzufassen (vgl. OERTER/MONTADA 1998).

Bezogen auf diese große Zeitspanne steigt dann auch die Wahrscheinlichkeit, dass die in dieser Arbeit angesprochenen suizidgefährdeten Adoleszenten in irgendeiner Form Kontakt mit dem Internet als kommunikatives Medium gehabt haben

könnten.

SCHENK-DANZINGER (1988) kristallisiert für die Übergangszeit zwischen Kindheit und dem endgültigem Erwachsensein, die sie zeitlich nicht näher eingrenzt, einige Aspekte heraus. Dies ist aus biologischer Sicht das Entwicklungsphänomen der biologischen Reife, dem Erwerb der vollen Fortpflanzungsfähigkeit, wo der Jugendliche die Aufgabe hat, „sich auch psychisch damit auseinander zusetzen und die Sexualität in sein Leben zu integrieren“ (SCHENK-DANZINGER, 1988, S. 351). Verbunden sind damit auch die Entwicklung neuer Triebstreben und die Ich-Organisation.

Individuell unterschiedlich sind dabei nicht nur das Einsetzen und die Dauer der Pubertät, sondern auch die jeweilige Wachstumsverteilung.

Begleiterscheinungen der pubertären Entwicklung, wie etwa Stimmbruch, unterschiedliche Ausbildung der primären und sekundären Geschlechtsmerkmale, asymmetrisches Wachstum, Akne u.a. stellen an den Adoleszenten Anforderungen der psychischen und intellektuellen Anpassung, die bei ihnen zu Verunsicherungen, Überforderungen führen und Konflikte bedingen können.

Bei der Betrachtung der Adoleszenz müssen über die Komplexe der körperlichen Entwicklung hinaus, weitere Aspekte berücksichtigt werden. Dies sind variierend, aber dennoch zeitgleich auftretende psychologische und sozio-kulturelle Phänomene, wie sie von SCHENK-DANZINGER (1988) über die biologische Komponenten hinaus auf die Felder einer psychologischen und soziologischen Betrachtungsweise ausgeweitet werden. Den psychologischen Betrachtungsweisen ist, über den entwicklungspsychologischen Kontext hinausgehend, die Identität- bzw. Identitätsfindung als zentrales Thema der Adoleszenz hinzufügen.

Alle genannten Felder zwingen zu einer kritischen Stellungnahme des gesellschaftlich vorherrschenden Anspruches, Adoleszente zu ‘effizienten’ Mitgliedern gegebener Gesellschaftsstrukturen werden zu lassen. Adoleszente sehen sich konfrontiert mit institutionalisierten Normalitätsvorstellungen, die sich z.B. bezogen auf Arbeit und reguläre Arbeitsverhältnisse oder geschlechtsspezifische Normalbiographien und die Familie, zunehmend auflösen und in der bereits erwähnten Modernisierungsgesellschaft keineswegs mehr als für Adoleszente verlässliche und kalkulierbare Gesichtspunkte gehalten werden können. Einfluss auf den pubertären Verlauf der biologischen Heranreifung nimmt nach SCHENK-DANZINGER (1988, S.433) die „sexuelle Erziehung während der



ganzen Kindheit, Art und Ausmaß der *Aufklärung* über die körperlichen Veränderungen und den Zeugungsvorgang und von *Aussprachemöglichkeiten* über sexuelle Probleme in Familie und Freundeskreis.“

Aus psychologischer Sicht wird die Adoleszenz als Zeit des Übergangs von der Rolle und dem Status eines Kindes in die Rolle und den Status eines Erwachsenen mit dann voller sexueller, ökonomischer, sozialer und religiöser Verantwortlichkeit beschrieben, was SCHENK-DANZIGER (1988) in toto auch mit sozialer Integration umschreibt. Bis diese damit verbundene gesellschaftliche Einordnung vollzogen ist, muss der Adoleszente psychisch, und immer unter dem Einfluss der sexuellen Reifung, Vorstellungen von sich und seinem engerem und weiterem sozialem Umfeld, sowie der Stellung seines Ichs in diesem Rahmen entwickeln. Aspekte persönlicher und sozialer Identität kristallisieren sich dabei in aller Regel heraus. Zwei verschiedene Aspekte sollten gesehen werden, wenn von der Identität eines Menschen die Rede ist (vgl. HABERMAS 1973). Der erste Aspekt der persönlichen Identität, der sich auf die Tatsache der Kontinuität im menschlichen Lebenslauf bezieht, bleibt bei allem Wandel und aller Entwicklung erhalten. Dieser Ansatz der Begriffsverwendung „Identität“ beinhaltet auch die Kombination persönlicher und unverwechselbarer Daten eines Individuums, wie sie sich u.a. im Namen, Geschlecht, Alter widerspiegeln. Synonym zum Begriff Identität wird auch der Begriff das Selbst verwendet (vgl. OERTER/MONTADA, 1998), der gerade im Hinblick auf die Entwicklungsspanne des Jugendalters bzw. der Adoleszenz äußerst relevant erscheint, da er das für Adoleszente wichtige eigene Verständnis für die Identität anspricht und zudem hinweist auf die Entwicklung der Selbsterkenntnis für den Sinn dessen, was man in dieser Phase ist bzw. perspektivisch sein will. Zurück geht der Begriff des Selbst auf JAMES (1890/1950), der zwischen dem Erkennenden (Wissendem), dem Ich und dem Erkannten, dem Mich, unterscheidet. Für BANDURA (1977) und RYAN (1993) ist das Selbst in einem funktionellem Sinne „der Träger von Handlung, der Akteur bzw. Agent“ (vgl. OERTER/MONTADA, 1998, S.346). Ein zweiter Aspekt der Identität bezieht sich auf die Tatsache, dass jedes Individuum aufgrund seiner Kontinuität und Gleichheit in die Lage versetzt wird, einen festen Platz in der Gruppe und in Gruppenbeziehungen einzunehmen, sich dadurch als Mensch in Beziehungen verstehend.

MITSCHERLICH/MITSCHERLICH (1977) bezeichneten diese zwei Seiten der

Identität auch als persönliches und soziales Ich, und HABERMAS stellt diese zwei Seiten als persönliche und soziale Identität einander gegenüber und schreibt: „Die persönliche Identität kommt zum Ausdruck in einer unverwechselbaren Biographie, die soziale Identität in der Zugehörigkeit ein und derselben Person zu verschiedenen, oft inkompatiblen (d.h. nicht miteinander zu vereinbarenden; die Verf.) Bezugsgruppen. Während persönliche Identität so etwas wie die Kontinuität des Ich in der Folge der wechselnden Zustände der Lebensgeschichte garantiert, wahrt soziale Identität die Einheit in der Mannigfaltigkeit verschiedener Rollensysteme, die zur gleichen Zeit >gekonnt< sein müssen“ (HABERMAS, 1973, S.131).

Adoleszenz, entwicklungspsychologisch herausgefordert, eine persönliche Identität auf der Grundlage von Beziehungserfahrungen u.a. und eine soziale Identität auf der Grundlage wechselseitiger Anpassungen an die Erwartungen der sozialen Gruppe zu entwickeln, können damit vor einem persönlichen und gesellschaftlichem Anforderungsdruck stehen, der, da häufig determiniert, wenig Spielraum für tatsächlich freie Identitätsentwicklung bzw. -entfaltung bietet. Bestrebungen zu einem sich abgrenzenden Verhalten können dabei bei Adoleszenten als Folgeerscheinungen beobachtet werden. Auch Verhaltensweisen, die ein hohes Maß an Aggressivität oder ein stark depressives Verhalten zeigen, kristallisieren sich in dieser Lebensphase heraus.

ERIKSON (1988), der den Identitätsbegriff einführte, unterscheidet in seinem Identitätsmodell die personale Identität von der Gruppenidentität, wobei sich die personale Identität auf der Basis der Gruppenidentität und der Konstanz ihrer Symbole entwickelt. So verbindet Erikson denn auch die personale Identität mit dem Umstand einer Art biographischer Kontinuität, in dem vor allem die Erfahrungen mit der Umwelt vom Menschen in das Bild, das er von sich selbst entwickelt synthetisiert werden und die Kontinuität des Sich-Selbst-Erlebens möglich machen. MARCIA (1966), der in Anlehnung an das Identitätskonzept von Erikson, eine Methode zur Erfassung der Identität bzw. des Identitätsstatus des jeweiligen Individuums entwickelte, kristallisierte vier Formen der Identität bzw. des Identitätsstatus heraus und zwar in Bezug auf die drei Dimensionen Krise, Verpflichtung und Exploration. MARCIA (1980) füllt diese Dimensionen inhaltlich mit folgenden Umschreibungen: „Krise beinhaltet das Ausmaß an Unsicherheit, Beunruhigung oder Rebellion, das mit der Auseinandersetzung verbunden ist.

Verpflichtung kennzeichnet den Umfang des Engagements und der Bindung in dem betreffenden Lebensbereich, und Exploration erfasst das Ausmaß an Erkundung des in Frage stehenden Lebensbereiches mit dem Ziele einer besseren Orientierung und Entscheidungsfindung“ (OERTER/MONTADA, 1998, S.352).

In einer Untersuchung kristallisierte MARCIA (1980) vier Identitätszustände heraus und benannte sie als 'diffuse Identität', 'Moratorium', 'übernommene Identität' und 'erarbeitete Identität'. Im Hinblick auf die von Marcia beschriebene Dimension Krise zeigt Tab. 4 die Faktoren auf, die zu einer diffusen Identität und/oder übernommenen Identität führen können und deren Kennzeichen Suizidalität und Suizidgefährdung begünstigen können.

**Tabelle 4: Einige Kennzeichen der vier Identitätszustände nach Marcia (1980), aus (Oerter/Montada, 1998, S.353)**

<b>Untersuchtes Merkmal</b>	<b>diffuse Identität</b> (keine Festlegung für Beruf oder Werte)	<b>Moratorium</b> (gegenwärtige Auseinandersetzung mit beruflichen oder sonstigen Wertfragen)	<b>übernommene Identität</b> (Festlegung auf Beruf oder Werte, die von den Eltern ausgewählt wurden)	<b>erarbeitete Identität</b> (Festlegung auf Beruf und Wertpositionen, die selbst ausgewählt wurden)
<b>Selbstwertgefühl</b>	niedrig	hoch	niedrig (männl.) hoch (weibl.)	hoch
<b>Autonomie</b>	extern kontrolliert	internale Kontrolle	autoritär	internale Kontrolle
<b>Kognitiver Stil</b>	impulsiv, extreme kognitive Komplexität	reflexiv, kognitiv komplex	impulsiv, kognitiv simpel	reflexiv, kognitiv komplex
<b>Intimität</b>	stereotype Beziehungen	fähig zu tiefen Beziehungen	stereotype Beziehungen	fähig zu tiefen Beziehungen
<b>Sozial Interaktion</b>	zurückgezogen, fühlen sich von den Eltern nicht verstanden, hören auf Peers und Autoritäten	frei, streben intensive Beziehungen an. wetteifern	ruhig, wohlerzogen, glücklich	zeigen nicht-defensive Stärke, können sich für andere ohne Eigennutz einsetzen

HAUSSER (1998) hielt fest, wie auch FEND (1991) in seiner Jugendstudie zur „Identitätsentwicklung im Jugendalter“ in bezug auf Marcia, dass die von

Marcia beschriebene Dimension der Exploration neben der Auseinandersetzung mit den Dimensionen Krise und Verpflichtung heutzutage als entscheidende Strategie in der Bewältigung von Identitätsproblemen stärker betont werden müsse.

Grundlage dafür war ihre Erkenntnis, dass das Modell von Marcia weder bedeute, dass Jugendliche alle vier Identitätszustände durchlaufen, noch dass die Identitätsausprägungen in der Entwicklung zwangsläufig bei der erarbeitenden Identität endet.

OERTER & DREHER (1998) zeigten vier Formen der diffusen Identität auf:

1. *Störungs-Diffusion*, die als Folge eines unbewältigten kritischen Lebensereignisses mit Mangel an Ressourcen auftritt
1. *Sorgenfreie Diffusion*, die unauffällige, sozial kontaktfreudige Personen mit oberflächlichen Kontakten hervorbringen soll
2. *Entwicklungsdiffusion*, die am ehesten der ursprünglichen Form entspricht, die als Übergangsform vom Moratorium zur erarbeiteten Identität angesehen wird,
3. *Kulturell adaptive Diffusion*: Diese erscheint von besonderer Bedeutung, da sie in gegebener multikultureller Gesellschaft zu einer regulären Form der Identität werden kann. Dieser Status bildet sich vor allem dann, wenn Unverbindlichkeit, Offenheit und Flexibilität gefordert werden. Es scheint der Person angemessen, sich nicht festzulegen. Wer mit festen Wertordnungen und vorgefassten Lebenszielen rasch wechselnden Lebensbedingungen ausgesetzt wird, ist in seinem Umfeld unangepasst.

KRAUSE und MITZSCHERLICH (1995) kreierten darüber hinaus den Begriff des 'Surfers', ein Begriff, der mit dem Zusatz 'Internetsurfer' im Zusammenhang der Internetnutzung gebräuchlich ist, für einen Untervertreter der adaptiven Diffusion. Surfer können sich erfolgreich selber präsentieren und haben rasch Kontakte. Ihnen fehlt aber das Bewusstsein für tiefe Verpflichtungen. Exploration wird nicht getrieben, um die Elaboration einer eigenen gefestigten Identität zu erlangen.

Nach MEAD (1973) ist die Grundlage der Identitätsentwicklung, sich selbst zum Objekt machen zu können, nicht von Geburt an vorhanden und entsteht auch nicht durch isolierte Reflexion des erlebten Selbst. Erst in Interaktion mit anderen

Menschen lernt der Adoleszente bereits als Kind, den Standpunkt der anderen sich selbst gegenüber einzunehmen und verschafft sich damit die Grundlage der Identitätsentwicklung. Für diese Entwicklung notwendig sind Interaktions- und Kommunikationspartner, die die Gewissheit geben, dass Wohlbehagen und Zufriedenheit auch in Abwesenheit einer Bezugsperson sichergestellt sind und auf Grundlage dieses Vertrauens Identitätsentwicklung und Ablösung möglich wird. Nicht zu übergehen sind bei dem Prozess der Identitätsentwicklung und Ablösung die Konfrontation mit Rollenerwartungen und Rollendiffusionen, die in der Auseinandersetzung damit auftreten können.

Auf der Grundlage differenzierter persönlicher Beziehungen werden i.d.R. die bereits erwähnten Aspekte der Identität entwickelt. Diese Entwicklung aber bedeutet, dass der Adoleszente bestimmte Fähigkeiten erwirbt:

„Rollenambivalenzen bewusst zu ertragen...und verinnerlichte Normen auf neue Lagen flexibel anzuwenden“ (HABERMAS, 1973, S.131), und genau dieses scheint suizidgefährdeten Adoleszenten schwer zu fallen. Dabei auftretende Rollenkonflikte erschweren den Reifungs- und Lernprozess und die Organisation der Persönlichkeit. Selbststeuerung mit dem Ziel der 'Ichfindung' und 'Selbstwerdung' fordern zur Ablösung vom Elternhaus heraus und verursachen „Anpassungs- und Orientierungsschwierigkeiten sowie Unsicherheit mit all den damit verbundenen Reaktionen und Kompensationsversuchen“ (SCHENK-DANZINGER, 1988, S.352).

Die von SCHENK-DANZIGER (1988) als ambivalente Gefühlstendenzen beschriebenen Erscheinungsbilder adoleszenter Entwicklung, die sich in depressiven Verstimmungen, apathischen Zuständen, Selbstmordgedanken, Trotzreaktionen, erhöhtem Aggressionspotential, aber auch in Form von Essstörungen, Verwahrlosungstendenzen, Suchtproblematiken, und Kriminalität u.a. Bahn brechen können, werden von HURRELMANN (1993) soziologisch betrachtet als „ein breites Spektrum von Erscheinungsformen psychosozialer und psychosymptomatischer Symptome für Störungen der Persönlichkeitsentwicklung, das teilweise ebenfalls zur Kategorie abweichenden und auffälligen Verhaltens gerechnet werden kann: Lern- und Leistungsstörungen, Kontakt- und Einordnungsstörungen, Hypermotorik, depressive Stimmungslagen, Magersucht-um nur einige wenige herauszugreifen (vgl. HURRELMANN/ ROSEWITZ/WOLF 1985, S.104ff).

Aus soziologischer Sicht wird die Adoleszenz schließlich als die Zeit des Lebens beschrieben, in der das Individuum graduell infantile Kommunikationsmuster ablegt und gleichzeitig die Fähigkeit erlangt, die Wirklichkeit wahrzunehmen und zu akzeptieren, was es befähigt, als Gleicher in einer Gruppe angenommen zu werden.

Bedingt durch bewusst oder unbewusst vom Elternhaus, schulischen Institutionen u.a. ausgesprochene Zukunftserwartungen, werden die Adoleszenten konfrontiert mit Forderungen nach Auseinandersetzung mit Berufsfindung und Anforderungen von Integration ins Berufsleben, wobei die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Institutionen, Normen- und Wertvorstellungen einhergeht.

Nach KREPPNER (1980) kommt dem familiären Rollensystem dabei die vermittelnde, aber auch richtungsweisende Funktion zwischen Arbeits- und Lebenserfahrungen der Eltern einerseits und Persönlichkeitsbildung der Kinder anderseits zu.

Nach BERNSTEIN (1972), der Studien zur sprachlichen Sozialisation erstellte, waren es personorientierte Interaktionsstrukturen, die die Elaboration von Sprachmustern förderten und günstige Voraussetzungen für den Aufbau von Kompetenzen des sozialen Handelns schufen.

Bezogen auf das Internet darf hierbei angenommen werden, dass die Hinwendung zu diesem neuen Medium, der sprachliche Umgang und die grundsätzliche Toleranz für Interaktionen und Kommunikationen mit und in demselben, eher von Jugendlichen geleistet bzw. genutzt wird, deren Eltern selber keine Berührungängste haben und die das Internet als kognitive und soziale Anregung für ihre Kinder verstehen und als Anregung zur selbständigen Erfahrungssammlung fördern und unterstützen. Eingeschränkte materielle Lebensverhältnisse der Eltern können, sofern das Internet von Adoleszenten nicht über Ausbildungsinstitutionen erschlossen wird, den Zugang erschweren.

Anders als in Kulturen bzw. Ländern, in denen die Zeit des Erwachsenwerdens durch festgelegte Initiationsriten geregelt wird und Wertsysteme der zumeist geschlossen gehaltenen Gesellschaften durch traditionelle Bräuche frühe Vermittlung finden, sind Jugendliche im europäischen Kulturkreis, denen Tradition und Gebräuche häufig keine akzeptablen Orientierungsmuster zur Ich-Stabilisierung und erfolgreichen Trieborganisation anbieten, bei der Verwirklichung dieser Ziele auf sich selber verwiesen oder aber auf die Bereiche

der Jugendkultur (BLOS,1978). Klar in seiner gesellschaftlichen Auswirkung ist und bleibt für Adoleszente in europäischen Kulturkreisen jedenfalls das Erreichen des Erwachsenenstatus durch das zivilrechtliche Erlangen der Volljährigkeit; auch wenn Adoleszente strafrechtlich bis zum 21. Lebensjahr nach dem Jugendstrafrecht 'milder' verurteilt werden können.

SCHENK-DANZIGER (1988, S.363) weist darauf hin, dass „ in unserer komplizierten technischen Welt der junge Mensch zur Zeit der Geschlechtsreife tatsächlich weit entfernt ist von der emotionalen Reife sowie von den Kenntnissen und Fertigkeiten, die zur Bewältigung der Lebenssituation notwendig sind“ und NISSEN (1977, S.11) schreibt: „Der Jugendliche befindet sich über Jahre hinaus in Rollen- und Identitätskonflikten, die mit der Gesellschaftsstruktur zusammenhängen, in der er lebt. Die abgeschlossene körperliche Reifung allein ist nicht ausreichend, als Erwachsener anerkannt zu werden; es gibt keine 'Initiationsriten', durch die das Kind mit einem Schlage in die Welt der Erwachsenen übersteigen kann.“

Gefühle von Unabhängigkeit und Stärke einerseits und die Einsicht in die doch noch eingeschränkten realen Möglichkeiten der Bedürfnisbefriedigung andererseits, können diskrepante und leidvolle Erfahrungen bedingen und die paradoxe Situation dieser adoleszenten Lebensphase verstärken.

Vielfältige 'Entwicklungsaufgaben' und 'Belastungsmomente' müssen in der adoleszenten Umbruchphase von den Adoleszenten bewältigt werden.

Schnelle Veränderungen der psycho-physischen Dispositionen gehören neben der Ablösung vom Elternhaus, dem verstärkten Aufbau von Kontakten (i.d.R. auch in sexueller Hinsicht) zu Gleichaltrigen und selbständigem sozialen Verhaltens, Herausbildung eines eigenen Werte- und Normsystems ebenso dazu, wie soziale Integrationsleistungen, die u.a. die Berufsqualifikation, den Eintritt in die Arbeitswelt oder die Bildung eines politischen und/oder ethnischen Bewusstseins betreffen können.

Werden die diesem Prozess innewohnenden Ambivalenzen nicht als psychische Entwicklungschance und Konflikterfahrung genutzt, ist die Gefahr groß, dass konflikthafte Identifikations- und Verdrängungsprozesse stattfinden, die heftige Identitätskrisen auslösen können.

Die Erfordernis, mit den neuen exogenen und endogenen Zuständen umzugehen, kann zur Reaktivierung von Erlebens- und Erlebnisformen führen wie z.B. zu

Erregungszuständen, Spannungsgefühlen, Gefühlen der Befriedigung, aber auch zu Gefühlen und Verhaltensweisen der Abwehr, wie sie während der psychosexuellen Entwicklung der Säuglingszeit und frühen Kindheit eine Rolle gespielt haben.

Durch die infantil geprägten Reaktivierungen kann sich ein als bizarr und regressiv erscheinender Charakter des adoleszenten Verhaltens bilden, der um die Wiedererlangung und Beibehaltung seines psychischen Gleichgewichts ringt, das durch die Krise der Pubertät aus dem Gleichgewicht geraten ist.

Kritisch muss nach den Ausführungen zum Identitätsbegriff aber auch festgehalten werden, dass der Terminus der Identität bis heute ein recht vager ist, der von MARQUARD (1979) frei zitiert nach FREY & HAUSSER (1987) als Thema mit „*Identitätsschwierigkeiten*„ angesehen wird, „*wo (...) die Konturen des Identitätsproblems unscharf werden*“ und es sich „*zur Problemwolke mit Nebelwirkung entwickelt: Identitätsdiskussionen werden – mit erhöhtem Kollisionsrisiko – zum Blindflug*“. Angesichts des von Soziologen beschriebenen raschen gesellschaftlichen Wandels, der bisweilen lapidar als „Krise der Moderne“ bezeichnet wird und unter dem sich Adoleszente heute entwickeln bzw. ihre 'Entwicklungsschritte' machen sollen, kann abschließend MONTADA zitiert werden, der 1987 (S.61) festhielt: „dass sich der ...gesellschaftliche Wandel auch in psychologisch beschreibbaren Veränderungen des Verhaltens, Wertens, Urteilens und Erlebens niederschlägt...(die Entwicklungspsychologie) diese Thematik lange vernachlässigt und sozusagen nach allgemeinen, über historische Epochen hinweg gültigen Veränderungen gesucht (hat). Es wird zunehmend deutlich, dass die Entwicklungspsychologie für jede Generation neu geschrieben werden muss“.

Dies setzt dann, mit Blick auf die Fortentwicklung neuer Medien bzw. medialer Strukturen respektive Kulturen, ein flexibleres Identitätskonzept voraus, das nicht starr an alten Werthaltungen und Einsichten festhält, sondern auf einem flexiblen adaptiven Bild von Identität beruht. Ist die Identitätsentwicklung, wie in neueren Modellen beschrieben und nach MONTADA's Zitat (1987, s.o.) interpretierend abgeleitet, ein lebenslanger Prozess, dann wird das Medium Internet auch als ein Übungsfeld in neuere Betrachtungen zur Identitätsentwicklung mit einbezogen werden müssen.



## 5.2 Adoleszenz und Narzissmusproblematik

*„Narzißmus ist nicht die Energie, die vom Subjekt zur Welt fließt.“ (EISSLER, 1980, S.34)*

Als Erweiterung der unter Punkt 4.5 angeführten Narzissmustheorie von HENSELER (1974) führt BLOS (1978) für Adoleszente aus, dass gerade in dieser Entwicklungsphase eine Zunahme des Narzissmus festgestellt werden kann. Die psychologische Entwicklung der eigentlichen Adoleszenz ist in Absetzung von der Prä-Adoleszenz und der Früh-Adoleszenz gekennzeichnet u.a. durch die Suche nach heterosexuellen Objektbesetzungen, die durch die Aufgabe narzisstischer und bisexueller Einstellungen möglich wird.

Das Hauptproblem bereitet die Besetzungsverschiebung, d.h. der Objektrepräsentanz im Ich (Eltern) wird die Besetzung entzogen und als Energie auf das Selbst gelenkt, was zu einer Überschätzung des Selbst, einer idealisierten Selbstwahrnehmung ohne Bezug auf die Realität und zu einer außerordentlichen Sensibilität und Egozentrik sowie Größenphantasien führen kann. Ein narzisstischer Rückzug auf sich selbst mit fortschreitendem Verlust der Realitätsprüfung kann gleichzeitig möglich werden.

Weiter führt BLOS (1978) aus, dass zwischen narzisstischer Objektwahl, narzisstischer Abwehr und dem transitorischen narzisstischem Stadium unterschieden werden muss. Die Entfremdung, die der Adoleszent von seinen Eltern oder engen Bezugspersonen erlebt, beeinflusst sein Verhalten diesen gegenüber.

Begünstigung findet diese Entfremdung sicher, wenn sich die normativen Erwartungen der Bezugspersonen des Adoleszenten diskrepanz zu den Erfüllungsmöglichkeiten des Adoleszenten verhalten oder er sie gar, aus welcher Haltung und Einstellung heraus auch immer, gar nicht erfüllen will.

FREUD (1916) schreibt in seinen Abhandlungen über ‚Trauer und Melancholie‘ von der Rückkehr des Ich’s zu einem Niveau der Befriedigung, das in der Entwicklung bereits überwunden war. HAENEL (1989) führt dies weiter aus und schreibt dazu, dass mit Regression auf den harmonischen Primärzustand Phantasien der Verschmelzung, Ruhe, Geborgenheit und Wärme gemeint sind.

Um der Wiederholung der Ur-Verunsicherung zuvorzukommen und ein sicheres

Selbstgefühl zu bewahren, besteht eine weitere Möglichkeit darin, gegebene oder befürchtete Unzulänglichkeiten der eigenen Person zu verleugnen und in der Phantasie positiv zu wenden. In dieser Hinsicht kann das Internet sowohl Chance, als auch 'Übel' sein, verleitet es doch u.U. den oder die Nutzer sich in einer Form zu präsentieren, die nicht zwingend mit der real bestehenden Identität und Individualität übereinstimmen muß und damit durchaus auch, sofern nicht kompensatorisch, zur Verstärkung von narzisstischen Gefühlen führen kann.

Das narzisstische Stadium kann in der Adoleszenz nicht nur als Verzögerung verstanden werden, die sich durch das Widerstreben ergibt, endgültig auf die Liebesobjekte zu verzichten, sondern es gilt auch als weiterführendes Moment im Lösungsprozess. Wurden früher die Eltern durch Nichtherstellung des Realitätsbezuges als allmächtig überschätzt, so werden sie jetzt unterschätzt. In arrogantem Verhalten, durch Rebellion gegen Gesetztes und in der Missachtung elterlicher Autorität wird die narzisstische Selbstüberhöhung sichtbar. Ist die Liebe der Eltern als narzisstische Befriedigung nicht mehr akzeptabel, wird das Ich mit narzisstischer Libido ausgestattet, die den internalisierten Eltern entzogen wird. Als Resultat dieser Besetzungsverschiebung muß das Ich in der Lage sein, sich durch reale Leistung die Menge von narzisstischer Zuwendung zu sichern, die die Aufrechterhaltung der Selbstachtung ermöglicht.

BLOS (1978) charakterisiert die narzisstische Isolation des Adoleszenten als Herrschaftsverlust über Objektbeziehungen und feste Ich-Begrenzungen, wobei befürchteter Verlust Anlass zu Panik und Angst gibt. Regressive Wiederherstellungsprozesse, die von einem leichten Gefühl der Depersonalisierung bis zum psychotischen Zustand reichen können, werden eingeleitet.

In dem dazwischen liegenden Bereich wird der Prozess der narzisstischen Regression durch objektbezogene Ideation verhindert, wobei die exakte Wahrnehmung der Triebregungen in einem extrem bunten Phantasieleben und in Tagträumen des Adoleszenten bestehen.

So werden Phantasieleben und die damit einhergehende Kreativität in diesem Entwicklungsstadium als auf dem Höhepunkt beschrieben. Über künstlerische Ausdrucksformen wird es dem Adoleszenten möglich, höchstpersönliche Erlebnisse mitzuteilen, die als Mittel verstanden werden können, am Sozialverhalten teilzunehmen. Subjektive Phantasien können mit Probehandlungen verglichen werden und sind oft als Ausgangspunkt zu verstehen, zwischenmenschliche

Kommunikation einzuleiten.

Dazu zählt das überwiegend bei Mädchen vorkommende Tagebuch-Schreiben ebenso, wie scheinbar belanglose Schulheft- oder Telefonkritzeleien, Erprobungen der individuellen Schriftgestaltung, Graffitis, beinahe wöchentlichen Zimmerumräumaktionen, 'rasante' Bekleidungs- Schmuck- und Frisurenwechsel und für Adoleszente zunehmend auch der Umgang in und mit dem Internet, sei es nun in der Nutzung von Chat-Rooms oder Game-Channels oder über E-Mails etc..

Dass die Zeit der Adoleszenz, in der durch Charakterveränderung neue Sexualziele erreicht werden sollen, nicht ohne krisenhafte Konflikte verläuft und auf Grund der außerordentlich geschärften Wahrnehmung des Selbst zu einer nie vorher erlebten Leidensintensität führen kann, ist in der Literatur oft beschrieben worden ( vgl. FREUD, 1914; ERIKSON, 1971 u.a.). Auch wenn diese Reduzierung auf die Erreichung neuer Sexualziele von Freud und Erikson als zu einseitig anzusehen ist, sollte nach BLOS (1978) festgehalten werden, dass es zu unterschiedlichen Formen abweichender Adoleszenzentwicklung kommen kann. Diese anweichende Entwicklung setzt insbesondere dann ein, wenn es dem Adoleszenten nicht gelingt, benannte entwicklungsbedingte Krisen zu bewältigen. Dazu ist es sicher notwendig die Partialtriebe unter dem Primat der Genitalzone zusammenzufassen, darüber hinaus aber auch die Fähigkeit zu entwickeln, nicht inzestuöse, heterosexuelle Objekte libidinös zu besetzen und die neuerworbene Genitalität zu einem 'Ich-gerechten' Charakterbestandteil zu integrieren und eine stabile Identität zu bilden.

OTTO u.a. (1983) verweist auf den Zusammenhang von schwer gestörtem Selbstgefühl seit der frühen Kindheit und späterer Suizidtendenz und MANSMAN et al. (1983) geben in ihrer Studie zum Suizid bei Kindern und Jugendlichen an, dass bei 85 untersuchten Jugendlichen 70% mit Selbstwertproblemen angetroffen wurden. Auch REMSCHMIDT (1983) beschreibt, dass Selbstwertkonflikte, Isolation, Kontaktstörungen und Enttäuschungen in den Beziehungen zum anderen Geschlecht häufig in der Adoleszenz den Charakter suizidauslösender Faktoren annehmen könne.

Unbewältigte Autoritäts-, Identitäts- und Sexualitätskrisen können, neben den konfliktverstärkenden narzisstischen Störungen, intrapersonale suizidogene Faktoren darstellen, auf die im nächsten Punkt eingegangen wird.

### 5.3 Suizidogene Umstände adoleszenter Entwicklungskrisen

Als Stadium erheblicher Verunsicherung gewinnt die Adoleszenz besondere Bedeutung für das Auftreten suizidaler Verhaltensweisen. Zahlreiche als suizidbegünstigend beschriebene Faktoren treten in dieser Zeit fast regelmäßig auf, wie z.B. mangelndes Selbstwertgefühl, Isolation, Kontaktstörungen, Unzufriedenheit mit dem eigenen Körper, und traurige Stimmungen. Die in der Wissenschaft als wesentlich benannten Aufgaben der Adoleszenz umfassen:

- Ablösungsprozesse von elterlicher Autorität und Aufbau eigener, neuer sozialer Bezüge;
- Identitätsfindung und Berücksichtigung der eigenen Unabhängigkeitsbestrebungen- bei veränderten Erwartungen der Umwelt und veränderter eigener Sexualität, sowie
- Integration der Sexualität in das Verhaltensrepertoire.

Diese, von Adoleszenten zu bewältigenden Aufgaben, werden nachfolgend kurz beschrieben.

#### **Ablösungsprozesse**

Von gelernten sozialen Fähigkeiten und der Reaktion der Umwelt ist die Möglichkeit der Ablösung von Autoritäten der Kinderzeit, die zur Ich-Entwicklung ehemals existentiell notwendig waren, abhängig.

In den meisten Fällen können Eltern den Ablösungsprozess ihres Kindes nur dann unterstützen, wenn der Adoleszent die Status- und Verhaltensmerkmale ihrer sozialen Klasse übernimmt. Individuelles Autonomiebestreben steht dabei in konkretem Widerspruch zu den gesellschaftlichen Zwängen. Nach LEWIN'S feldtheoretischem Ansatz (1963) erklärt sich das jugendliche *Verhalten als Funktion von Person und sozialer Umwelt* ( $V=f(P/U)$ ), und er verdeutlicht damit, dass zwischen P = der Person und U = der Umwelt ein interdependentes Spannungsverhältnis vorliegt, welches P und U als voneinander wechselseitig abhängige Variablen behandelt. Da nun aber gerade die Adoleszenz gekennzeichnet ist durch Versuche der progressiven Veränderung des konservativen, die Familie

reproduzierenden gesellschaftlichen Bereichs, wird der Adoleszent bei Nichtanpassung an die elterlichen/gesellschaftlichen Normen sich womöglich selbst als insuffizient erleben, wenn es ihm z.B. nicht gelingt, über die Anpassung an subkulturelle Normen und Werte (Jugendkultur) Anerkennung zu erhalten. Weitere Widersprüche tun sich dann auf, wenn der Adoleszente erkennen muss, dass sein Bemühen um seine immer bewusster konzipierte Eigenständigkeit kollidiert mit der gesellschaftlichen Funktionalität und Anonymität der Individuen um ihn herum. Die Ansicht, in der Jugendzeit könnten internalisierte Wertvorstellungen, Einstellungen und Standpunkte aufgebrochen und revidiert werden, wird dabei deutlich relativiert. Hinzu kommt die Tatsache, dass es das Phänomen Jugend, anders als vielleicht noch vor hundert Jahren, nicht mehr als eindeutig zu beschreibendes bzw. bestimmbares gibt. Ein immer schnellerer Wandel von gesellschaftlichen und historisch-ökonomischen Faktoren gibt zu Neuorientierungen Anlass und löst nicht selten bei den Heranwachsenden Verhaltensunsicherheiten und Desorientierungen aus. Da der Adoleszent nicht zwingend den von den Eltern, Pädagogen, Lehrern und/oder Schulkameraden an ihn herangetragenen Leistungsanforderungen und Ansprüchen entsprechen kann oder will, entfällt u.U. die für die Entwicklung notwendige Anerkennung des Adoleszenten als Persönlichkeit. Gefühle der Insuffizienz können entstehen bzw. sich verstärken. Der Jugendliche erfährt sich als narzisstisch gekränkt, wenn die durch Versagen in Leistungsbereichen gebrochenen Größen- und Allmachtsphantasien nicht mehr ihre schützende Funktion ausüben können. Kumulieren Versagensängste mit gleichzeitig zu leistender Trauerarbeit, die zwangsläufig mit Ablösungsprozessen verbunden ist, können Fluchtreaktionen als Versuch interpretiert werden, sich diesen einengenden Zwängen zu entziehen. Eine suizidale Handlung kann in besonders extremen Zuspitzungen zum Fluchtsubstitut werden.

### **Identitätsbildung**

Auf Grundlage des schon unter den entwicklungspezifischen Merkmalen der Adoleszenz (vgl. Punkt 5.1) beschriebenen Ausführungen zum Identitätsbegriff kristallisierte sich heraus, dass der Terminus der Identität ein recht vager ist und die Benutzung des Begriffes der Identitätsbildung heute unter den immer rascher sich vollziehenden gesellschaftlichen Veränderungen betrachtet werden muss. Mehr

denn je schlägt sich gesellschaftlicher Wandel in psychologisch beschreibbaren Veränderungen des Verhaltens, Wertens, Urteilens und Erlebens nieder.

Veränderte Erwartungen der Umwelt, eigene Bestrebungen nach Unabhängigkeit und die an Dominanz gewinnende Sexualität begünstigen die Loslösung vom kindlichen Selbstbild und fordern die Ausbildung einer Identität, die den veränderten Anforderungen standhalten kann. Identitätsbildung setzt dabei in aller Regel die Fähigkeit zur Selbstreflexion voraus, die, sofern sich der Adoleszente bewusst mit den daraus resultierenden Unstimmigkeiten und Widersprüchen, die er mit sich selbst und seiner Umgebung erlebt bzw. haben kann, Diskrepanzen zwischen dem aktuellen Identitätszustand und der angestrebten Identität (Real-Ideal-Diskrepanz) aufzeigt. HIGGINS (1987) beschreibt das bewusste Erleben dieser Diskrepanz als unangenehm und schmerzvoll. Gemäß den 4 Identitätszuständen nach MARCIA (1980) sieht HIGGINS (1987) vier Formen der Selbstdiskrepanz als gegeben an, wobei das von Marcia beschriebene Moratorium und die erarbeitete Identität durch ein hohes Maß an Selbstdiskrepanz bestimmt sei, während er die übernommene und diffuse Identität durch ein geringes Maß an Selbstdiskrepanz bestimmt sieht.

Von vielen Adoleszenten, besonders wenn sie nur über ein wenig stabiles Selbstwertgefühl verfügen, wird diese Übergangsphase in das Erwachsenenalter, in der kindliche Beziehungen als nicht mehr adäquat erscheinen und neue stabile Beziehungen aber noch nicht aufgebaut werden konnten, dann auch als Zeit der Vereinsamung und der inneren Leere empfunden. Frustrationsintoleranz verhindert, dass der Haß, der gegen die eigene Person empfunden wird, abgewehrt werden kann.

Als mögliche Verhaltensweisen dieser Entwicklungsphase werden Passivität, Mutlosigkeit, Lebensüberdruß und instabile Kontakte beschrieben, deren Ursachen in einer traurigen Grundstimmung liegen, die gekennzeichnet ist durch Autoaggression und Hoffnungslosigkeit.

Die für die suizidale Genese bedeutenden Merkmale, wie das Fehlen tragfähiger zwischenmenschlicher Beziehungen und die Verletzung des Selbstwertgefühls, sind der adoleszenten Lebensphase in unterschiedlichen Ausprägungen immanent. Für Adoleszente, die sich im 'Prozess der Selbstreflexion' befinden, bringt die gesteigerte Selbstaufmerksamkeit eine Sensibilisierung für mögliche Defizite und Verletzungen ihres Selbst mit sich. Können diese möglichen Defizite und

Verletzungen des Selbst durch kompensatorische Vervollständigungen nicht ausgeglichen werden, kann dies eine Selbstaufgabe bis hin zum Suizid zur Folge haben.

Die Selbständigkeitsbestrebungen stehen dabei stets im Widerspruch zur Forderung der Anpassung an bestehende tradierte Normen. Dies gilt im Hinblick auf suizidale Überlegungen ebenso, wie, bei aller kulturhistorischen Lockerung, für sexuelle Verhaltensweisen, aber auch für andere Kennzeichen des 'erwachsenen' Lebenszusammenhangs, wie u.a. den Forderungen nach Gehorsam, devotem Verhalten, Zielorientiertheit als Fleiß und Leistungsnachweis und ausgeprägter Bereitschaft zum Konsum.

Dies in die eigene Identität zu übernehmen, deren Bildung/Findung mit dem Ende der Adoleszenz und bei Berücksichtigung eines flexibleres Identitätskonzeptes nicht als abgeschlossen betrachtet werden kann, wird als widersprüchlich erlebt, und geringfügige Anlässe reichen aus, um heftige, ungerichtete, unkontrollierte und aggressive Reaktionen auszulösen. Angst, Befürchtungen zu versagen, Traurigkeit und Labilität können nicht mehr ertragen werden. Regression, Fluchttendenzen und Flucht sowie Vorstellungen vom Suizid können als Versuche der Abwehr beschrieben werden.

### **Sexualität**

In der Adoleszenz wandeln sich infantile Sexualvorstellungen der Kindheit, sexuelle Betätigungen als Spannungsregulativ ohne Triebziel, sexuelle Neugier an der eigenen Anatomie und nachahmende Versuche der phantasierten Erwachsenensexualität hin zur zielgerichteten genitalen Sexualität. Der Trieb wendet sich zur Genitalität, die Libido-Objekte wechseln von präödpalen und ödpalen zu nicht-inzestuösen und hetero- oder homosexuellen. Dabei spielen hormonelle Entwicklungen, kulturelle und psychosoziale Bedingungen eine große Rolle.

Abhängig von der Erziehung, den Ge- und Verboten der Eltern und den tradierten Normen und Werten sind die sowohl positiven, als auch negativen Empfindungen zur neuen Sexualität. Erotische Stimuli, die die Kultur bereit hält und wie sie u.a. über die Massenmedien verbreitet werden, können den sozialen Kontakten und Settings die Anregung zu erotischen Erfahrungen geben. Die Abwehr sexueller

Bedürfnisse aus Angst, Scham oder Schuldgefühlen bis hin zum Sexualekel, oder aber die Unfähigkeit, Sexualität als Freude und Vergnügen zu empfinden, müssen darüber hinaus weiter im Kontext innerfamiliärer Situationen und gesellschaftlicher Bedingungen, die losgelöst vom historischen Wandel in diesem empfindlichen Bereich weiter Einfluss nehmen, verstanden werden.

Zu befürchten ist, dass sich Stressmomente von Adoleszenten, die sich häufig einer immensen und vom sozialem Umfeld geförderten Terminfülle gegenübersehen, durch die Nutzung virtueller Medien sicher nicht relativieren werden. Bei der bestehenden möglichen Erlebensvielfalt ist denkbar, dass die Sexualität reduziert wird auf ein 'stand by'.

Trotz fortschreitender Versuche sexueller Aufklärung in Medien aller Art, Schulen und Öffentlichkeit, deren Zielsetzung und Glaubwürdigkeit allerdings zu hinterfragen wäre, da auch diese Aktionen Normierungen und Leistungsanforderungen beinhalten und damit als Scheinliberalisierung beschrieben werden können, sind für viele Adoleszenten vor allem homosexuelle Betätigungen, Onanie und uneheliche Schwangerschaft mit Gefühlen von Angst und Schuld besetzt.

Psychisch bedingte Reifestörungen oder aber nicht gelernte soziale Kompetenz - den Voraussetzungen zur Ausbildung von tragfähigen Partnerbeziehungen zuwider - wie auch dominierende Schuldgefühle und introvertierte Verhaltensweisen können Störungen in sexuellen Beziehungen verstärken und als tendenziell suizidbegünstigende Faktoren beschrieben werden, wobei andere Probleme der Adoleszenz und aus der Umwelt des Adoleszenten nicht unberücksichtigt bleiben dürfen.

Gerade aber der Versuch, genitale Sexualität in das Verhaltensrepertoire erfolgreich zu integrieren, kann wesentlichen Störungen wie Verboten, Tabus und sexuellen Leistungsanforderungen unterlegen sein.

Konsequenzen wie Schuld- und Insuffizienzgefühle, Störungen des Selbstwertgefühls und Kontaktarmut gelten unter psychodynamischen Aspekten als suizidfördernd (vgl. dazu auch LEWINSKY-AURBACH, 1980).

Nach ERIKSON (1971) aber sollte die Adoleszenz mit ihren besonderen, persönlichkeitsabhängigen Konfliktsituationen nicht als ein Gebrechen, sondern als eine normative Krise, d.h. als eine normale Lebensphase mit spezifischer Konfliktverstärkung verstanden werden, wobei die extreme und notwendige



Labilisierung der psychischen Strukturen in Verbindung mit der zentralen Autonomie- und Identitätskrise zu affektiven Zuständen führen kann, die gekennzeichnet sind durch traurige Stimmung, Rückzugstendenzen, Insuffizienzgefühlen und Hoffnungslosigkeit von vorher nie gekannter Leidensintensität.

Deshalb soll die prozesshafte Entwicklung des Suizidgeschehens vor der Suizidhandlung fokussiert werden, um im Einzelfall adoleszente Verhaltensänderungen besser verstehen zu können, da das 'Präsuizidale Syndrom' von Ringel und die in Nachfolgeuntersuchungen erstellten Risikolisten (LUNGERSHAUSEN, 1968; PÖLDINGER, 1968; FEUERLEIN, 1971) das Suizidgeschehen in erster Linie, unter Verzicht auf dynamische und interaktionelle Aspekte, in ein diagnostisches, psychopathologisches Merkmalraster einordneten.

#### **5.4 Vertiefung phänomenologischer Aspekte adoleszenter, sowie präsuizidaler Verhaltensweisen**

Wenngleich es in der Literatur eine Fülle expliziter Abhandlungen gibt, die sich mit dem Themenkreis Suizid, Kinder/Jugend und Adoleszenz auseinandersetzen, ist die spezielle Problematik eines möglichen suizidalen Syndroms bei Kindern und Jugendlichen bis heute nicht verbindlich erarbeitet und beschrieben worden (DRÖMANN, 1983). Dies mag vielleicht mit dem schon erwähnten Dilemma des Anspruches zusammenhängen, in dem erwachsene Autoritäten Adoleszenten gegenüber stecken können, da sie i.d.R. einerseits eingreifend verhindern wollen, dass Adoleszente selbstzerstörerisch handeln, sie aber andererseits Adoleszenten zu Selbständigkeit und Ablösung verhelfen wollen.

PÖLDINGER (1968) erstellte ein Schaubild (vgl. Abb.9), in dem er eine Entwicklung von drei Stadien herausstellte, die jeder Suizidhandlung vorausgehen. Diese drei Stadien verlaufen je nach der psychischen Verfassung sehr unterschiedlich, wobei PÖLDINGER (1968, S.21) bei den sogenannten Kurzschlusshandlungen, wo alle drei Stadien wie „im Zeitraffertempo durchlaufen bzw. durchschlagen“ werden, besonders Kinder und Jugendliche, infantile, unreife, explosive, psychopathische Persönlichkeiten, für gefährdet hält. Pöldingers Annahme eines phasenhaften Verlaufes im suizidalen Handlungsgeschehen und seine Verknüpfung mit bewertenden und moralisierenden

Adjektiven, ist als wissenschaftlich problematisch anzusehen. Diese nämlich suggerieren, verstärkt durch die Aufzählungszuspitzung bis hin zur Nennung psychopathischer Persönlichkeiten, eine offensichtlich nicht vorhandene Handlungsfähig- und mündigkeit, die bei Kindern und Jugendlichen grundsätzlich aber durchaus als gegeben anzusehen ist.

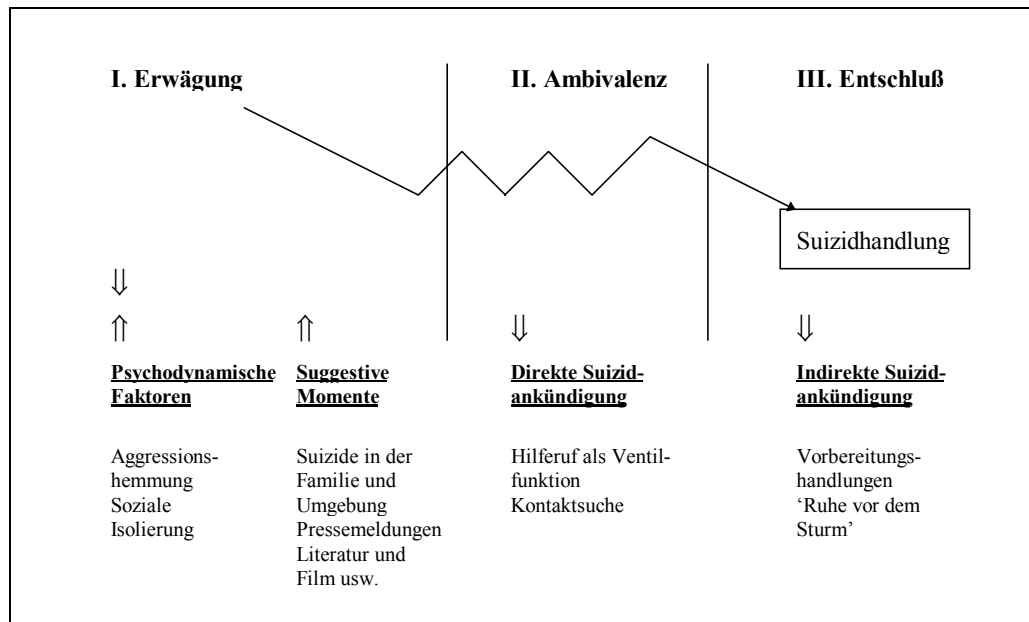


Abbildung 7: Schaubild von Pöldinger mit Darstellung der drei Stadien, die jeder Suizidhandlung vorausgehen (vgl. REINER/KULESSA, 1981)

Ringel beschreibt in dem von ihm entwickelten präsuizidalen Syndrom dezidiert die präsuizidale Symptomatik bei Erwachsenen und beansprucht einen entsprechenden Geltungsbereich auch für die Gruppe der Kinder und Jugendlichen. Hierbei bezieht er sich auf die Auswertung von Abschiedsbriefen und die Untersuchung von 12 kindlichen Suizidversuchen.

In Anwendung auf Kinder und Jugendliche blieb die Vorstellung von einer einheitlichen präsuizidalen Symptomatik auch innerhalb der medizinisch-psychiatrischen Fachrichtung nicht unwidersprochen. In Ergänzung zu seinem für Erwachsene beschriebenen suizidalen Syndrom beschreibt er die besondere Bedeutung der kindlichen Suizidphantasien und weist auf die neurotischen und psychosomatischen Symptome sowie krankheitsspezifischen Frühveränderungen hin (RINGEL et al. 1955).

Das bestehende Vorurteil: „Wer von Selbstmord redet, begeht ihn nicht“, hat nach Studien von RINGEL u.a. (1955) keine Richtigkeit, denn 69 % respektive 78%

aller Suizidanten hatten nach diesen Studien ihre Absicht vorher zum Ausdruck gebracht. Daraus ableiten kann man, dass bei denen, die von Suizid oder Suizid- und Todesphantasien reden, die Möglichkeit zu konkret werdenden Suizidhandlungen gegeben ist und derartige Äußerungen auch als möglicher Appell ernst genommen werden sollten. Geäußerte Wunschgedanken als Drohung, wie folgende: „Am liebsten würde ich von einem Hochhaus hinunterspringen, da mich die Eltern dauernd schlagen!“ (BIENER, 1990, S.21), die Biener als virtuelle Wunschgedanken bezeichnet und die einen Suizid selber nicht in Betracht ziehen, sind dennoch ernst zu nehmen, da sie als Spiegel gegebener Missstände betrachtet werden und Vorstufe für suizidale Entwicklungstendenzen darstellen könnten.

OTTO (1964) führte dazu die bisher umfangreichste Untersuchung durch. Er untersuchte 1.727 Kinder und Jugendliche bis zum Alter von 21 Jahren unter der Frage nach feststellbaren Verhaltensänderungen für den Zeitraum von 3 Monaten vor der vollzogenen suizidalen Handlung. In einer besonders ausgewählten Gruppe von 581 Kindern und Jugendlichen konnte er in 248 Fällen nachweisen, dass sich das Verhalten verändert hatte. Diese abweichenden Verhaltensweisen versteht OTTO (1964) als/in Ergänzung zum präsuizidalen Syndrom, wobei er die psychischen und somatischen Merkmale in folgende 5 Kategorien unterteilt.

1. Informative Verhaltensweisen
2. Einengung der zwischenmenschlichen Beziehungen
3. Dynamische Einengung
4. Depressive Äquivalente
5. Einengung der Wertwelt

Inhaltlich dominiert in dieser Kategorienbildung weiter das psychopathologische Konzept der Suizidgenese.

Weniger an psychiatrischen Krankheitsbildern orientiert sind Autoren, die die Psychodynamik der Suizidgenese auch in interaktionellen und sozialen Kontexten verstehen. So beschreibt ZUMPE (1959) das Charakteristikum einer kindlichen suizidalen Handlung als Ergebnis einer bereits länger andauernden Fehlentwicklung und als 'Signalsymptom' und nennt als auffällige, darauf hinweisende Verhaltensweisen: Lügen, Zerstören, Herumtreiben, Schulschwänzen, Stehlen, Suizidankündigung, Tagträumereien, Trunksucht, Trotz, Gehemmtheit,

Ressentiment, Passivität.

HAFFTER et al. (1966) weisen darauf hin, dass bereits jahrelang vor der suizidalen Handlung die betroffenen Kinder und Jugendlichen unter dem Gefühl leiden, nicht geliebt zu werden und nicht geborgen zu sein. Dieses Mangelgefühl schlägt sich in ihrem Verhalten als Kontaktstörung nieder. Geht man nun von einer Kontaktstörung aus, bleibt fraglich, ob das Internet als Medium zur Kontaktaufnahme und Kommunikation sinnvoll ist und überhaupt genutzt wird. Sollte es tatsächlich von suizidgefährdeten Adoleszenten genutzt werden, bleibt zweifelhaft, ob es diesem Mangelgefühl adäquat und u.U. kompensatorisch begegnen kann.

Nach HAFFTER et al. (1966) verhalten sich 50 % und mehr Kinder und Jugendliche in der Zeitspanne vor der suizidalen Handlung problematisch und auffällig. Dieser Hinweis wird von TEICHHER/JACOBS (1966) noch ergänzt durch Aspekte eines lerntheoretischen Ansatzes: 2/3 aller Kinder und Jugendlichen mit einem Suizidversuch hatten bereits im Laufe ihres Lebens mit suizidalen Verhaltensweisen anderer Menschen zu tun. In 44 % der Fälle handelte es sich um Verwandte oder enge Freunde, in 25 % der Fälle um Vater oder Mutter. Sie selber verstanden ihre eigene suizidale Handlung als Problemlösungsversuch, so wie sie auch die suizidalen Handlungen der anderen als Möglichkeit interpretiert hatten, Probleme zu lösen.

JACOBS (1974) erarbeitete Merkmale, die für die Suizidgenese Jugendlicher typisch sind. Allerdings geht er dabei von den Absichten, persönlichen Lebensumständen, Motiven und ethischen Wertvorstellungen der Suizidanten aus. Er distanziert sich von der Auffassung, dass der Suizid etwas Pathologisches oder Unmoralisches sei und versteht den Suizid als gescheiterten Versuch, die persönliche Lebenssituation zu meistern. Während des präsuizidalen Entwicklungsprozesses versucht der potentielle Suizident, erst mit angepassten und später mit unangepassten Verhaltensweisen Probleme zu lösen, wird allerdings von seinen Interaktionspartnern zu lange und zu oft missverstanden.

Nach der Auswertung von Fallberichten und Abschiedsbriefen beschreibt JACOBS (1974) die formalen Aspekte des suizidalen Entwicklungsprozesses und kommt zu dem Schluss, dass jeder suizidale Jugendliche Folgendes erlebt haben muss:

- Eine seit früher Kindheit andauernde Problemgeschichte,
- eine extreme Eskalation von krisenhaften Lebensumständen,

- das fortschreitende Versagen von verfügbaren Anpassungstechniken und eine damit einhergehende, immer stärker werdende soziale Isolierung,
- in den Tagen oder Wochen vor der suizidalen Handlung eine kettenreaktionsartige Auflösung aller restlichen bedeutungsvollen sozialen Beziehungen, was dem Jugendlichen das Gefühl vermittelt, am Ende aller Hoffnungen zu sein, und
- Abschluss des inneren Prozesses, durch den die suizidale Handlung vor sich selbst gerechtfertigt und die Distanz zwischen Denken und Handeln überbrückt wird.

Damit wird der Verlauf einer Suizidgenese dargestellt als einer, der in seiner funktionalen Ausformung und Darstellung von bestimmten Konsequenzen abhängig ist. Dazu gehört die Lerngeschichte des Individuums, die Qualität und Quantität des zur Verfügung stehenden Verhaltensrepertoires, soziale Bedingungen sowie die durch suizidales Verhalten ausgelösten Verhaltenskonsequenzen. Festzuhalten bleibt, dass allen Ansätzen die Annahme zugrunde liegt, dass in einem engeren Zeitraum (1/2 - 2 Jahre) vor der Suizidhandlung spezifische Verhaltensänderungen festzustellen sind.

Bei der Fragestellung, ob und inwieweit das Internet als Kommunikationsforum für suizidgefährdete Adoleszente bedeutsam ist, erscheint die Annahme wichtig, dass Konsens zu bestehen scheint über spezifische Verhaltensänderungen vor der Suizidhandlung.

Sind bis hierher vornehmlich spezifische Kennzeichen der intrapersonalen adoleszenten Entwicklung und mögliche suizidogene Faktoren angeführt worden, sollen anschließend interpersonale, d.h. soziale Lebenskontexte der Adoleszenz hervorgehoben werden.

## **5.5 Gestörte Familienstrukturen und ihre Bedeutung auf suizidale Verhaltensweisen Adoleszenter**

In der öffentlichen Diskussion wird die familiäre Situation als häufige Ursache suizidalen Verhaltens Adoleszenter angesehen. Es ist davon auszugehen, dass in Familienstrukturen Bedingungsursachen auszumachen sind, die eine Entwicklung zu suizidalen Verhaltensweisen begünstigen, aber nicht zwingend einzig dafür als ursächlich verantwortlich gemacht werden können.

In der Suizidliteratur wird seit ZILBOORG (1936) immer wieder auf den Zusammenhang von 'gestörten' Familien und suizidalen Handlungen hingewiesen. ZILBOORG (1936) prägte dabei als erster den Begriff 'Broken Home' durch ein in Beziehung setzen zwischen Suizid und gestörter Eltern-Kind-Beziehung. Seitdem fand die Bezeichnung bzw. der Begriff 'Broken Home' Verwendung, für den wechselnde und schwer zu vergleichende Definitionen vorliegen, da sie jeweils anhand unterschiedlicher Untersuchungskonzepte aufgestellt wurden.

BRUHN (1962 u. 1969) umschreibt 'Broken Home' als eine zerbrochene Familie, in der ein oder beide Elternteile durch Tod oder Abwesenheit fehlen oder länger als 6 Monate nicht anwesend und die zu betreuenden Kinder nicht älter als 15 Jahre sind. Die betroffenen Kinder sind dadurch in ihrem Vertrauen in ein sicheres Familiengefüge ihrer Sicherheitsgrundlagen beraubt und ihrerseits in ihren Fähigkeiten erschüttert, ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Parallelen werden hier zu den Beschreibungen der Narzissmusproblematik deutlich, die, wie beschrieben, in der Adoleszenz in selbstzerstörerischen, suizidalen Verhaltensweisen münden kann.

Untersuchungen von BAADER (1955), ZUMPE (1959), WAAGE (1966) und OTTO (1964) konstatieren, dass 75 bis 80 % jugendlicher Suizidanten aus Familien kommen, die beschrieben werden als in sozialen Randgruppen lebend. Häufig sind die Eltern durch Scheidung getrennt, des Öfteren ist mindestens ein Elternteil an Alkoholismus oder psychischen Defekten erkrankt und nicht selten liegt Arbeitslosigkeit vor. Konflikte können in diesen Familien brutal ausgehandelt werden, d.h. Aggressionen eskalieren schnell in körperliche Gewalttätigkeiten; die Eltern werden als wenig emphatisch beschrieben und können sich ihren Kindern häufig nicht emotional zuwenden. Einschränkend bleibt zu bedenken, dass der jeweilige Zeitpunkt der Untersuchungen s.o., ganz sicher zu anderen Bewertungen sozialer Randgruppen kam, wie dies durch den historischen Wandel nun vergleichend heute, bei entsprechendem Anstieg bzw. Häufung von Arbeitslosigkeit, Sozialhilfeempfängern und Ein-Elternteil-Familien stattfindet und zwangsläufig zu einem anderen und neuem familiärem Selbstverständnis beiträgt.

1981 hob MARIS die Herkunft suizidaler Kinder und Erwachsener aus Familien hervor, die gekennzeichnet waren durch einen Druck, der infolge von vielgestalteten Problemen und Krisen entstanden war und der zum Zerfall der

Familie und einem Anwachsen zerstörerischer Familiendynamiken führte. Neu an diesem Forschungsergebnis war die Tatsache, dass nicht allein die Forscher, sondern die suizidal Betroffenen selber diese Einschätzung ihrer Herkunftsfamilienstruktur abgegeben hatten.

TISHLER (1980) und SHAFII et al. (1984) gingen dieser Hypothese des Familienzerfalls und den dazu führenden vielgestalteten Problemen nach und versuchten, darüber eine Erklärung für den Suizid von Kindern zu finden. Sie bestätigten dabei die hypothetische Annahme, dass suizidale Kinder häufig aus Familien stammen, die sich unfähig und außerstande sahen, die Probleme ihrer als instabil zu bezeichnenden Familiensituation zu lösen. Die Rolle, die nicht adäquates Problemlösungsverhalten der Eltern auf selbstzerstörerisches Verhalten bei Kindern hatte, konnte TISHLER (1980) durch eine Anzahl klinisch dokumentierter Fälle nachweisen. Dabei fiel eine versteckte oder offen ablehnende Haltung der Eltern gegenüber den selbstzerstörerisch und/oder suizidal gewordenen Kindern auf.

ORBACH (1997, S.136) hielt als grundlegende Prämisse dieser ‚Viel-Problem-Hypothese‘ fest, „dass das fortwährende Familienchaos die Ichfunktionen des Kindes und seine Bewältigungsfähigkeit zermürbt.(...). Suizid bietet einen Ausweg aus leidvollen Erfahrungen angesichts sich auftürmender Lebensprobleme.“

Auch LÖWNAU'S Auffassung (1970) ging dahin, dass Störungen in der Familie zu unterschiedlich auffälligen Verhaltensweisen führen können. Er schrieb dazu, dass „3 Möglichkeiten des Abfangens suizidaler Impulse am häufigsten waren:

- 1.das Fortlaufen,
- 2.der psychogene Ausnahmezustand,
- 3.die psychogene Essstörung“. (LÖWNAU, 1970, S.106)

Es lässt sich festhalten, dass suizidale und andere auffällige Verhaltensweisen von Kindern und Jugendlichen Reaktionen auf gegebene Problemlagen und Sozialisationsbedingungen, innerhalb von dem, was als ‚Broken Home-Familie‘ beschrieben wird, sein können. Geht man u.a. von der Annahme besonderer emotionaler Mangelenerlebnisse aus, muss eingeräumt werden, dass nicht eindeutig geklärt werden kann, unter welchen besonderen Bedingungen es zu einer suizidalen Handlung kommt. Die Suizidforschung wird nur über weiterführende Vergleichsuntersuchungen zu verbindlichen Aussagen kommen können, welche

speziellen Familienkonstellationen Suizidhandlungen auslösen können. Solange Begriffe wie 'intakte Familie' oder aber 'normale Eltern-Kind-Beziehung' im Vergleich zu als 'Broken-Home' oder gar als 'pathogen' bezeichneten Familienkonstellationen höchst unkritisch problematisiert werden, wobei der historische Wandel soziologisch bislang unberücksichtigt blieb, sind Aussagen über den Kausalzusammenhang von 'Broken-Home-Situation' und Suizidalität schwierig zu nennen.

Weitere Autoren stellen nicht so sehr die 'Broken-Home-Problematik' in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen suizidalen Verhaltens bei Kindern und Jugendlichen. Sie gehen von einem familiendynamischen Ansatz aus.

So weisen HENSELER (1974) und MÜLLER (1975) darauf hin, dass Suizidanten, statistisch belegbar, vermehrt aus Familien kommen, in denen suizidale Problemlösungen seit Generationen praktiziert werden.

Warum der Suizidant als Lösung der Probleme den eigenen Tod wählt, versucht SPERLING (1980) zu klären. Sperling zeigt auf, dass sich um so häufiger für letal endende Problemlösungsstrategien entschieden wird, je intensiver das Todesbewusstsein ausgeprägt ist, d.h. je früher Erfahrungen mit dem Tod gemacht werden mussten. Diese frühen und u.U. vermehrten Todeserfahrungen reduzieren die Reaktionsschwelle der Kinder und Jugendlichen demgegenüber, was Tod bedeutet, insbesondere dann, wenn die von Tod und/oder Trennung betroffenen Familien keine Trauerarbeit leisten und schmerzliche Erfahrungen verdrängen. Derart unbewältigte Todes- und/oder Trennungserfahrungen können in diesen Familien zum 'Trend zum Tode' führen, wo Eltern in Konfliktfällen ihre Kinder sogar tot wünschen. Die Kinder wehren sich dagegen, indem sie reaktiv die Eltern tot wünschen. Da aber nach STIERLIN (1978) die Eltern die 'stärkere Realität' repräsentieren, töten sich die Jugendlichen stellvertretend für ein oder beide Elternteile und erfüllen damit den bewusst oder unbewusst intendierten Auftrag. In diesem Kontext kann der Suizid nach KLEMANN (1981) als das Ende eines 'mörderischen Familienkampfes' interpretiert werden, der in suizidalen Familien traditionell verankert und gerade bei Trennungs- und Individuationsproblemen zugelassen wird und akzeptiert ist. Verbunden mit dem existentiellen Bedürfnis des Suizidanten, die unerträglich gewordenen Beziehungen in der Familie zu verändern, sind Todesdrohungen und der dann vollzogene Suizid gleichzeitig Ausdruck großer Hilflosigkeit und Angst. KLEMANN (1981) sieht die Rolle des



‘Sündenbockes’ innerfamiliär meistens an das erst- oder letztgeborene Kind einer Geschwisterreihe delegiert. Die Eltern begegnen den betroffenen Kindern, die sie i.d.R. als Bürde oder Belastung empfinden, mit einer direkt oder indirekt ablehnenden Haltung und vermitteln diesen das Gefühl, dass es das Beste gewesen wäre, wenn sie gar nicht erst geboren worden wären. Damit können die Bedingungen erfüllt sein, eine suizidale Handlung als sinnvoll erscheinen zu lassen, da diese scheinbar verspricht, die familiären Konflikte zu lösen und die Homöostase im Familiensystem wieder herzustellen.

HILLE et al. (1984) verweisen auf den Zusammenhang zwischen der in der Kindheit erlebten und erfahrenen Gewalt und der später eigenverantwortlich praktizierten Gewaltanwendung. Nach HILLE et al. (1984) weist die Struktur der Elternfamilien neben der Gewaltkomponente meist noch weitere negative Besonderheiten wie Alkohol, Streit, sexuelle Perversion oder ‘unstetes Erwerbsverhalten’ auf. Geht man lerntheoretisch vom Lernen am Modell aus, dann kann erlebte Gewalt und gegen das Kind gerichtete Aggression, den ‘Lernerfolg’ der Bestätigung des Erfolges des Gewaltanwenders und/oder seiner Gewaltanwendung oder eine extreme Identifikation mit dem/denselben zur Folge haben.

Ist der Interaktions- und Erziehungsstil geprägt durch mangelnde emotionale Zuwendung, Gleichgültigkeit gegenüber dem Kind oder Ablehnung desselben, inkonsequentes und/oder wechselhaftes Erziehungsverhalten und daraus resultierender ungerechtfertigter Strenge, verstärken sich negative Lernerfahrungen, die u.a. zu Verängstigungen, Lernstörungen bzw. Schulschwierigkeiten aller Art, Minderwertigkeitsgefühlen, Aggressivität, und auch Unselbständigkeiten führen können. Der Platz des Kindes ist in Familien mit ‘gestört-problematischer’ familiärer Struktur nicht klar definiert, seine Bedürfnisse nach Zuwendung, Betreuung und Erziehung können von den Eltern nicht erfüllt werden, da sie diese als unangemessene Anforderungen erleben und bewerten, auf die sie dann häufig auch mit aggressiven und autoaggressiven Handlungen reagieren.

Für den kommunikativen Umgang mit suizidgefährdeten Adoleszenten im Internet erscheint es deshalb bedeutungsvoll, die jeweiligen familiären Interaktionsformen mit im Blick zu haben. Sie können u.U. Hinweis darauf geben, ob eine Wahrscheinlichkeit für aggressive, gewalttätige sowie suizidale Ausdrucksformen bzw. Handlungen im Kontext bereits erlebter Gewalt und/oder suizidaler

Handlungen in der Familie gegeben ist. Fraglich bleibt dabei, ob Adoleszente aus Familienstrukturen, in denen verschlüsselte Kommunikation interaktiv Anwendung fand, sich dem Medium Internet überhaupt direkt zuwenden können bzw. zuwenden werden.

JACOBS (1974) Annahme, in der 'Broken-Home-Problematik' an sich keine Prädisposition für suizidale Handlungen zu sehen, sondern eher den prozesshaften Verlust von Liebe, gegenseitiger Nähe, Unbefangenheit und Verbundenheit, legt den Schluss nahe, dass das Fehlen positiver Erfahrungen einer belastbaren Primärbeziehung Defizite verursacht, die sich in unbefriedigenden Interaktionsformen fortschreiben können. Jugendliche jedenfalls sagen häufig, dass sie mit ihren Eltern nicht reden und gemeinsam Probleme lösen können.

Die Hinwendung zum Internet kann für diese Jugendlichen das Erleben unbefriedigter Interaktion fortsetzen, speziell dann, wenn Anbieter unverantwortlich bestehende Erfahrungen von Unzuverlässigkeit fortsetzen sollten und so der unbewusst gewünschten Nähe weiter entgegenwirken.

Bei Manifestierung von Kommunikationsstörungen reagieren Jugendliche häufig mit Verhaltensweisen wie Rebellion, mit Rückzugstendenzen,

Nichtansprechbarkeit bis hin zu Niedergeschlagenheit, Weglaufen u.a.. Die Suizidhandlung schließlich kann als Versuch verstanden werden die Kommunikationsstörung aufzuheben, wenn die in jeweils unterschiedlicher Gewichtung praktizierten Verhaltensweisen nicht ausreichen, die familiäre Interaktion dahingehend zu verändern, dass eine für den Adoleszenten befriedigende Verständigung möglich wird.

So ist das Suizidgeschehen zumindest anteilig eingebettet in bestimmte familiäre Kommunikations- und Interaktionsstrukturen, die suizidales Verhalten fördern bzw. sogar herausfordern können. Kommt erschwerend das Fehlen alternativer Konfliktlösungsstrategien hinzu, ist der Suizid als folgerichtige, ja sogar recht sinnvolle, verständliche Handlung anzusehen.

Dass die Familien von jugendlichen Suizidanten in der Mehrzahl als Familien mit 'Broken Home-Problematik' zu bezeichnen sind, belegen zahlreiche empirische Untersuchungen. Kritisch bleibt anzumerken, dass in diesem Kontext die sozial unauffälligen, d.h. die tatsächlich oder eben auch nur scheinbar von außen intakten Familien unberücksichtigt blieben und die Frage, ob nicht gerade auch hier Strukturen vorfindbar sind, die suizidales Verhalten fördern, verlangt nach wissenschaftlicher Klärung. Dass der 'Broken Home-Ansatz' nur partiell bestimmte

Familienstrukturen beschreibt und das subjektive Erleben realer Probleme, d.h. wie sich diese intrapsychisch und interpsychisch für den Adoleszenten darstellen, unberücksichtigt lässt, erscheint problematisch zu sein, wenngleich die 'Broken Home-Problematik', die wegen mangelnder Differenzierung des Begriffs nicht als signifikantes Merkmal jeder Suizidhandlung verstanden werden kann, dennoch mögliche 'pathologische' Strukturen nicht-intakter Familien in Bezug auf die Suizidgenese aufzeigt, die nicht unberücksichtigt bleiben sollten, da diese Familien als zuständige Instanzen für primäre Sozialisation von existentieller Wichtigkeit für die Entwicklung des Kindes und seines Verhaltensrepertoires sind.

## **6 Kommunikationstheorien und Aspekte suizidaler Interaktion in der Kommunikation**

*„Since communication is defined as a form of action, an understanding of communicators requires an understanding of persons as social actors. We approach this topic with a genuine sense of humility.“ (PEARCE&CRONEN, 1980, S.124)*

Im Hinblick auf die Abklärung, ob Institutionen über das Medium Internet die Klientel suizidgefährdeter Adoleszenten interaktiv erreichen können, sollen nun Kommunikationstheorien Erörterung finden und die Grundlagen der Analyse erweitern.

Kommunikation, zu verstehen als ein dynamischer Prozess, der vergleichbar mit dem Phänomen Suizid unter individuellen, sozialen, psychodynamischen, kulturellen, historischen und erweiternd auch unter technologischen und medialen Einflüssen steht.

Allgemein soll nach René Spitz mit Kommunikation „jede erkennbare, bewusste oder unbewusste, gerichtete oder nicht gerichtete Verhaltensänderung bezeichnet werden, mittels derer ein Mensch (oder mehrere Menschen) die Wahrnehmung, Gefühle, Affekte, Gedanken oder Handlungen anderer absichtlich oder unabsichtlich beeinflusst“ (BERNSDORF, 1972, S.461).

Als Vermittlung einer einzelnen Mitteilung versteht WATZLAWICK et al. (1971) ebendiese und beschreibt eine Serie von wechselseitigen Mitteilungen und deren Verstärkung (Feedback) als eine Interaktion. Geht man wie WATZLAWICK

(1971, S. 51) davon aus, „dass das >Material< jeglicher Kommunikation keineswegs nur Worte sind, sondern auch alle paralinguistischen Phänomene (wie z.B. Tonfall, Schnelligkeit oder Langsamkeit der Sprache, Pausen, Lachen und Seufzen), Körperhaltung, Ausdrucksbewegungen (Körpersprache) usw. innerhalb eines bestimmten Kontextes umfasst - kurz, Verhalten jeder Art“, dann verdeutlicht sich, dass Verhaltensweisen aller Art als Kommunikation zu bezeichnen sind und suizidales Verhalten demnach als eine extreme Kommunikationsform gewertet werden kann.

Da sich der Mensch nicht nicht-verhalten kann, „so folgt daraus, dass man, wie immer man es auch versuchen mag, nicht nicht-kommunizieren kann. Handeln oder Nichthandeln, Worte oder Schweigen, haben alle Mitteilungscharakter: Sie beeinflussen andere, und diese anderen können ihrerseits nicht nicht auf diese Kommunikation reagieren und kommunizieren damit selbst“ (WATZLAWICK, 1971, S.51).

Kritisch setzt sich GIRGENSOHN-MARCHAND (1996) mit Watzlawicks Axiom „Man kann nicht nicht kommunizieren“ auseinander. Für sie ist Watzlawicks zugrunde gelegte Gleichsetzung von Kommunikation mit Verhalten jeder Art gerade unter der Annahme, dass beides Mitteilungscharakter (d.h. verstanden als Information) habe, als problematisch anzusehen. Dabei bezieht sich GIRGENSOHN-MARCHAND (1996) auf ein Zitat von HÖRMANN (1976, S.316), der schreibt: „Wenn alles Verhalten, das in Gegenwart eines anderen Menschen stattfindet, kommunikativ ist - was für einen wissenschaftlichen Nutzen kann man dann noch aus der Kennzeichnung eines Verhaltens als ‘kommunikativ’ ziehen?“ und das Verhalten hat nur dann einen Informationswert, „wenn es uns veranlasst, etwas zu wissen oder zu glauben, was wir bisher nicht gewusst oder geglaubt haben“ (HÖRMANN, 1976, S.317).

Ein Suizid als bewusst oder unbewusst gewählte extreme Kommunikationsform anzusehen, wie sie aus Watzlawicks Ausführungen herzuleiten ist, findet bezogen auf HÖRMANN (1976) insofern Bestätigung, als dass Angehörige bzw. Hinterbliebene von Suizidanten häufig gerade diesen schmerzlichen Zugewinn an Information bzw. Kenntnisnahme ausdrücklich betonen. GOLDMANN-POSCH (1990, S.77) weist auf das fragende Erleben betroffener Eltern hin, die mit Aussagen wie, „Im Raum hängt bleiern ein Warum. Warum wollte dieses Kind von uns fort? Warum hat es den Tod einem Leben in unserer Familie vorgezogen?

Warum hat unser Kind uns das angetan?“ die Suche nach einer Klärung einleiten. GIRGENSOHN-MARCHAND (1996) weist weiter darauf hin, dass sich der Begriff der Information in der Informationstheorie auf die Auftretenswahrscheinlichkeit eines Zeichens bezieht. So hat eine Nachricht einen hohen Informationswert, wenn die Auftretenswahrscheinlichkeit gering ist und wenn diese Auftretenswahrscheinlichkeit gar bei 100 % liegt, hat das Zeichen keinen Informationswert.

Geht man wie GIRGENSOHN-MARCHAND (1996, S.37) davon aus, dass „nicht jedes Verhalten in einer Interaktion für den Sender oder Empfänger von Bedeutung ist, d.h. Informationsgehalt hat“, bleibt, bezogen auf suizidale Handlungen oder sogenannte mögliche Appelle vor einer suizidalen Handlung, die Frage, unter welchen Gegebenheiten welches Verhalten bedeutungslos bzw. bedeutungsvoll ist. Im interaktiven Kommunikationsprozess kann sicher nicht ausgeschlossen werden, dass sich der suizidal Gefährdete bzw. der Suizidant seinem kommunikativen Interaktionspartner durch einem erneuten Suizidversuch extrem und bedeutungsvoll 'ins Gespräch bringt'.

Hinsichtlich der Definition des Begriffes 'Kommunikation' gibt es in der Kommunikationsforschung, der Literatur und gemäß den jeweiligen Theorien, Modellen und Ansätzen auffallende Unterschiede.

Konsens scheint zu bestehen in der Annahme, dass für den Menschen als soziales Wesen die Kommunikation mit anderen Personen bedeutsam ist. So fasst DELHEES (1994) jede Form der Bezugsaufnahme als Kommunikation auf und nimmt weiter an, dass in jeder Situation, in der sich Menschen begegnen, Kommunikationsprozesse stattfinden.

FÄBLER (1997, S.11) beschreibt in seinem Buch ‚Was ist Kommunikation?‘ ebendiese als unabschließbaren Gegenstandsbereich, da es ein „technisch, subjektiv, medial oder auch normativ dynamischer Bereich“ sei.

Dies ist für das Medium Internet insofern relevant, als das sich damit die Aussage verbinden lässt, dass sich die kulturellen Verhältnisse für Kommunikation stets verändern und damit auch die Aufgabenstellungen und Formen von Kommunikation.

Zusätzlich zur Information als Inhalt einer Mitteilung enthält nach WATZLAWICK et al. (1982) jede Kommunikation einen Inhalts- und Beziehungsaspekt.

Während der Inhaltsaspekt die sachliche Bedeutung der Aussage vermittelt, erklärt

der Beziehungsaspekt die Art und Weise, wie etwas zu verstehen ist und reflektiert damit gleichzeitig die Beziehung der Gesprächsteilnehmer zueinander.

Bei Übermittlung und Klärung von exakten Sachverhalten werden eindeutig geklärte Begriffe benötigt, und es muss eine semantische Übereinstimmung von Wort und Objekt vorliegen, um digital, d.h. inhaltlich exakt kommunizieren zu können.

Über Assoziationen (z.B. Zeichnungen, Zeichensprache, Stimmungssignale) können in der analogen Kommunikation Botschaften vermittelt werden.

Dabei bilden nicht die Bedeutung der Worte, sondern die Ausgestaltung der Sprache, der Tonfall, sowie Gestik und Mimik die Schwerpunkte der Analogiekommunikation.

Bei zwischenmenschlichen Beziehungen, in denen Empathie und Liebe Inhalt der Kommunikation ist, wird dann analog zum emotionalen Bezug kommuniziert.

Vergessen wird hierbei allerdings, dass Gesprächspartner in zwischenmenschlichen Beziehungen häufig annehmen, analog zum emotionalen Bezug zu kommunizieren, ein gegenseitiges kommunikatives Verständnis der jeweiligen emotionalen Bezüge aber in den seltensten Fällen für beide Gesprächspartner befriedigend erreicht wird.

Um im Sinne WATZLAWICKS erfolgreich kommunizieren zu können, müssen die Mitteilungen vom intendierten Empfänger im Sinne des Senders decodiert werden.

Während auf der digitalen Kommunikationsebene eine logische Syntax zur Verfügung steht, die die Verdeutlichung des Gemeinten weitgehend ermöglicht, so lässt analoge Kommunikation häufig unterschiedliche Interpretationen zu, die in der Deutungsbedürftigkeit der verwendeten Mimik, Gestik, Symbolik, sowie in der fehlenden Begrifflichkeit für Zeiteinheiten und kausaler Sinnbezüge begründet liegt.

Häufig finden digitale Kommunikationsmuster Anwendung, um zwischenmenschliche Beziehungsstrukturen zu klären. So entstehen aber bei dem Versuch, analoge Phänomene auf digitaler Kommunikationsebene auszuhandeln, entscheidende Sinnverluste, da dieser Kommunikationsform die entscheidenden inhaltlichen/emotionalen Begrifflichkeiten nicht zur Verfügung stehen.

Um den Vorgang der Kommunikation zu analysieren, werden vier eng zusammengehörende Aspekte unterschieden:

1. Der Vermittlungsaspekt/ Frage nach den Medien
2. Der Inhaltsaspekt/ Inhaltliche Klärung der Botschaft

3. Der Beziehungsaspekt/ Psycho-soziale Aspekte der Interaktionsform
4. Störungsaspekt/ Ursachen gestörter Mitteilungsprozesse.

Zur Klärung gestörter Kommunikationen erarbeitete WATZLAWICK et al. (1971) fünf Grundaxiome, um Eigenschaften menschlicher Kommunikation offen zu legen.

- Das **Permanenz-Axiom** beschreibt das Phänomen, dass zwei Menschen, sind sie zusammen, nicht nicht kommunizieren können.
- Das **Beziehungs-Axiom** meint die Art und Weise, wie eine Mitteilung kommuniziert wird. Dieser Aspekt ist häufig wichtiger als der Inhaltsaspekt und nicht selten der Inhalt selbst.
- Das **Festlegungs-Axiom** bezieht sich auf die in Kommunikationsabläufen entwickelten Dialogpositionen und Gesprächsrollen. Der andere wird auf der Beziehungs- und Inhaltsebene auf eine bestimmte Rolle festgelegt. Meistens wird diese Rollenfestlegung durch andere vorgenommen und kann in extremen Fällen die Qualität einer Fixierung erhalten.
- Das **Ökonomie-Axiom** meint einmal die durch die Festlegung des anderen auf bestimmte Rollen ermöglichte Reduzierung der eigenen physischen, psychischen und sozialen Energien, zum anderen die einer Kommunikation immanenten Entscheidung für eine Kommunikationsform und damit gleichzeitig die Entscheidung gegen alle anderen.
- Das **Institutions-Axiom** beschreibt den Versuch, private und offizielle Kommunikationsbeziehungen zu institutionalisieren, um den Kommunikationsteilnehmern durch äußere, gesetzte Rahmen Orientierungshilfen zur täglichen Daseinsbewältigung zu geben.

In Anlehnung an WATZLAWICK stellte SCHULZ von THUN (1977) ein Kommunikationsmodell in vereinfachter Form folgendermaßen dar:

Ein Sender übermittelt einem Empfänger eine Nachricht (partiell) und erhält über die Wirkung dieser Nachricht (partiell) eine Rückmeldung (Feedback).

Im Aspekt der Nachricht lassen sich dabei 4 psychologisch wichtige Aspekte unterscheiden, die, in Anlehnung an SCHULZ von THUN, nachfolgend angeführt werden.

**1. Sachinhalt:** Voraussetzungen, sich in der Welt zu orientieren und handeln zu können, sind Übermittlung und Aufnahme von Sachinhalten. Es stellt sich die Frage nach dem, was eine Nachricht an Inhalten und Informationen enthält, wobei die Richtigkeit oder Falschheit einer Information hier ohne Bedeutung ist.

**2. Selbstoffenbarung:** Die Selbstoffenbarung beschreibt das Anliegen des Senders, sich vor dem Empfänger der Nachricht positiv darzustellen und ist gekoppelt an die Angst (Angstabwehrfassade), sich in der Nachricht zu sehr preiszugeben und negativ zu offenbaren. Auf der Selbstoffenbarungsebene geht der Sender immer auch das Wagnis ein, dass er sich vor der Person nicht bewährt.

Bei vorhandener Angst, sich nicht positiv darstellen zu können, ist es möglich, dass der Sender im Vorhinein versucht, die Wirkung seiner Nachricht in Bezug auf die Eigenart und Decodierungsmöglichkeiten des Empfängers abzuschätzen, um dann die Nachricht, seinem Imponiergehabe entsprechend, zu verfassen.

**3. Beziehungsaspekt:** Die Art und Weise, wie der Sender mit dem Empfänger spricht, wie er ihn als Person behandelt, beschreibt den Beziehungsaspekt einer Nachricht. Die Einstellung zum Anderen wird auf dieser Ebene durch die Formulierung und sprachliche Ausgestaltung der Nachricht und die diese begleitende Gestik und Mimik ablesbar. Die Sensibilisierung für die Wahrnehmung dieser, den emotionalen Bezug meinenden Zeichen, ist im zwischenmenschlichen Bereich besonders groß, und häufig reagieren kommunizierende Menschen auf diese Emotionalität, ohne Berücksichtigung des Inhaltsaspektes.

DELHEES (1994) schreibt: „Kommunikation verläuft entweder symmetrisch oder komplementär“ und führt weiter aus, dass symmetrische Kommunikation dann vorliegt, wenn beide Partner einander als gleichwertig oder ebenbürtig betrachten. Die komplementäre Beziehungsform hingegen gewinnt Gewicht insbesondere in hierarchisch gegliederten Interaktionssystemen wie zwischen Eltern und ihren Kindern, Lehrern und ihren Schülern, Arzt und Patient, aber auch bei Beziehungen zwischen Institutionen und ihrer 'Klientel'. Wenngleich eine symmetrische Kommunikationsform im Alltagsverständnis die ideale, störungsfreie Kommunikation fördert, kritisiert DELHEES (1994), dass in unserer gesellschaftlichen Realität überwiegend komplementäre Kommunikationsformen aufzufinden sind.



„Wenn die Beziehung komplementär ist, wie zwischen Führer und Geführten, einer starken und einer schwachen Person, Eltern und Kindern, so wird die Ganzheit der Interaktion aus dem Auge verloren und sie wird in voneinander unabhängige lineare Kausaleinheiten zerlegt“ (WATZLAWICK/ BEAVIN/ JACKSON, 1982, S.121). So muss, wie auch SIMON & SCHMIDT (1984) hinwiesen, gerade in Beziehungen, in denen der eine Bezugspartner entscheidend mehr Macht besitzt, als der andere, kausal gedacht werden.

Eine Unterscheidung zwischen linearem und zirkulärem Denken erscheint hier notwendig zu sein, denn in der Begegnung mit Suizidanten trifft jedes Individuum, sei er nun Soziologe, Mediziner, Psychologe oder Pädagoge u.a. auf ein handelndes Gegenüber, das durch das Ansinnen seinem Leben ein Ende zu setzen, sich eines persönlichen Machtpotentials bedient und im Interaktionspartner i.d.R. Ohnmacht auslöst und die Aussage von DELHEES (1994) „Kommunikation verläuft entweder symmetrische oder komplementär“ in seiner ausschließlichen Festlegung relativiert.

Für SCHULZ von THUN (1977) spielt die Wert- und Geringschätzung als emotionale Dimension in der Kommunikation eine herausragende Rolle, da auf kommunikativer Ebene gerade auch die emotionalen Befindlichkeiten ausgehandelt werden. Dies kann bei suizidgefährdeten Adoleszenten zu einer Kommunikation führen, die als Appellfunktion verstanden werden kann. Folgendes ist damit gemeint.

**4. Appellfunktion:** Als Versuch, Einfluss auf das Denken und Handeln des Empfängers zu nehmen, wird die Appellfunktion einer Nachricht beschrieben. In Sprachformen wie Anweisungen, Fragen, Bitten u.s.w. werden Appelle deutlich erkennbar, sie sind aber auch in allen anderen Nachrichten, bis hin zu Berichten aus der Wissenschaft, enthalten.

Eine Nachricht so zu formulieren, dass der Appell des Senders im intendierten Sinn vom Empfänger verstanden wird, ermöglicht effektive Kommunikation.

Dem Empfänger wiederum stehen verschiedene Möglichkeiten offen, auf welche der beschriebenen vier Seiten einer Nachricht er reagieren will oder kann. Damit gestaltet sich eine Vorhersagbarkeit der zu erwartenden Reaktion als schwierig und gezielte Manipulationen finden ihre Begrenzung. Die Appellfunktion einer Nachricht erhält dann im Sinne von symmetrischer Kommunikation in offener Mitteilung von Bedürfnissen und Interessen ihre sinnvolle Ausgestaltung. Dies setzt allerdings eine bestimmte Konfliktfähigkeit und Konfliktbereitschaft

voraus, wobei divergierende Meinungen ausgesprochen und in gleichberechtigter und unverschleierte Form ausdiskutiert werden sollten.

Um einen Konflikt lösen zu wollen, dabei aber dem Gegenüber keine Niederlage zuzufügen, ist eine Offenheit in der Ausformulierung und Gestaltung der Nachricht auf der einen Seite und die Bereitschaft, eine möglichst unverstellte Offenheit der Wahrnehmung auf der anderen Seite zu ermöglichen, unumgänglich. Aspekte, die gerade für die computervermittelte Kommunikation im Internet bedeutsam, aber auch schwierig in der Umsetzung sein dürften.

Hinzu kann eine kognitive Dissonanz zwischen Sender und Empfänger einer Nachricht entstehen. Von kognitiver Dissonanz kann dann gesprochen werden, wenn die Appelle wirkungslos bleiben. Eine solche Dissonanz liegt z.B. dann vor, wenn es den Kommunikationspartnern nicht gelingt, Informationen und/oder Einsichten in adäquate Handlungen umzusetzen.

Bei der selektiven Aufnahme von Nachrichten sollen Unlustgefühle möglichst vermieden werden. Diese treten dann auf, wenn eine kognitive Dissonanz beim Empfänger entsteht d.h. Handlungen und Überzeugungen auseinanderlaufen.

Dies wiederum hat Konsequenzen für die Wirksamkeit von Appellen, denn so werden nur die Appelle verstanden, die im Einklang mit dem praktizierten Verhalten des Empfängers stehen, alle anderen Appelle, die eine kognitive Dissonanz hervorrufen können, werden abgewehrt.

Sofern der Empfänger die Richtigkeit des Appells unterstellt, bedeutet dies, dass er seine Position neu überdenken müsste. Im Denken und Handeln aber können Neuorientierungen angstbesetzte Vorgänge verursachen, da ihnen ein Aufforderungscharakter hinsichtlich eines Verlassens ehemals sicher geglaubter Standorte innewohnt.

Vervollständigt wird der Interaktionsprozess schließlich durch das Feedback, denn erst über das Feedback, d.h. die Rückmeldung, die ein Sender auf seine Nachricht erhält, macht ihm die Erfahrung möglich, wie der Empfänger die Nachricht wahrgenommen, verstanden und erlebt hat und vervollständigt so den kommunikativen Prozess.

So lernt und erfährt der Sender seine Wirkung auf den anderen kennen, kann mögliche Korrekturen in seinem Verhalten vornehmen und ein Wissen erwerben, effektiv zu kommunizieren. Als Grundvoraussetzung für Lernprozesse sind demnach angemessene Rückmeldungen anzusehen. Da aber vielfach in den

alltäglichen Kommunikationsabläufen ein Feedback nicht direkt gegeben, sondern eher in verschleierte Form auftritt, wird die Möglichkeit, Verhaltensänderungen vorzunehmen, erheblich verringert.

„Im lebenslangen Interaktionsprozess zwischen Individuum und Umwelt“ (nach THOMAE, zitiert aus ROTH, 1991, S.113) verläuft der Prozess der Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit.

Im Hinblick auf suizidale Adoleszenten erscheint es deshalb, unter Berücksichtigung kommunikationstheoretischer Aspekte, relevant zu sein, das kommunikationstheoretische Feld auf das Internet und die vorliegenden Theorien computervermittelter Kommunikation auszuweiten.

## **7. Das Internet und Theorien computervermittelter Kommunikation**

*„Die einen reservieren sie für die Mensch-Mensch-Beziehungen; andere beziehen Computer-Computer-Beziehungen mit ein. In allen Fällen ist Kommunikation ein verhältnismäßiges Ereignis, eine ‘Relationalität’.“ (FAßLER, 1997, S.17)*

Mit der Entwicklung und fortschreitenden Nutzung des Computers, sowohl im wirtschaftlichen, wie auch im privaten Bereich, ist gerade mit dem Internet eine neue mediale Verbindung entstanden, in der Information, Kommunikation und Interaktion die zentralen Ordnungsüberlegungen sind.

Mitte der 80er Jahre gewannen erste Studien über psychosoziale Auswirkungen des Gebrauchs moderner Informations- und Kommunikationstechnologien an Bedeutung.

Nach einer kurzen Einführung in die Entwicklungsgeschichte und Funktionsweise des Internets und seiner Kommunikationsdienste, soll eine Übersicht über bestehende Theorien und Positionen erstellt und in Beziehung zur Frage nach den Nutzungsmöglichkeiten des Internets in der möglichen Interaktion mit suizidalen Adoleszenten gebracht werden.

### **7.1 Entwicklungsgeschichte und Funktionsweise des Internets**

Unter dem Begriff Internet wird im allgemeinen die Menge aller öffentlich zugänglichen Netzwerke verstanden, was so aber nicht ganz richtig ist, da das Usenet und das noch bekanntere World Wide Web eigene Netzwerke darstellen, die einzig an das Internet angeschlossen sind. Dennoch wird das Internet im

allgemeinen Sprachgebrauch als Synonym für die Gesamtheit aller Netzwerke verwendet.

Die Entwicklung des Internets beginnt 1957, als die USA, aufgerüttelt durch den Start des ersten Sputnik-Satelliten, mit zahlreichen Forschungsprojekten nach Überlegenheit in der Militärtechnologie strebte. Ein politischer Ansatz also, der sicher nicht das Individuum Mensch, sondern wohl eher die Beherrschung bestimmter Menschen vor Augen hatte.

Die Gründung der Forschungsbehörde mit dem Namen ‚Advanced Research Projects Agency‘ (ARPA) 1958 mit dem Auftrag, im Dienste der Landesverteidigung und zur Sicherung des technologischen Vorsprungs der USA, neue Technologien zu testen und weiter voranzubringen, führt 1965 zur Idee der Einrichtung eines Netzwerkes ohne Hierarchie, das Computer auf einer einheitlichen Protokollbasis miteinander verbinden sollte, um die übergreifende Kommunikation von unterschiedlichen Herstellersystemen an verschiedenen Standorten zu ermöglichen.

So entsteht das APRANET, das in seiner experimentellen Phase zwischen 1969 und 1971 in der Vernetzung von über das Land verteilten APRA-Computerzentralen bestand, die das Ziel verfolgten, Programme und Dokumente effizienter zu gestalten und auszutauschen. Anfangs wird das APRANET nicht in dem Maße genutzt, wie es von den Initiatoren gedacht war, was sich mit der Einführung der elektronischen Post aber sehr schnell änderte. MUSCH (1997, S.33) beschreibt diese Entdeckung wie folgt: „Während also das Netz ursprünglich gebaut worden war, um Computer miteinander zu verbinden, verdankte es seinen durchschlagenden Erfolg schließlich seiner nicht vorhergesehenen Fähigkeit, auch Menschen miteinander in Kontakt zu bringen.“

1972 demonstriert sich das APRANET auf einer internationalen Konferenz über Computerkommunikation mit 40 Rechnern, und 1973 gibt es bereits erste internationale Verbindungen zum APRANET mit England und Norwegen.

Im Zusammenhang mit dem Versuch, verschiedene paketorientierte Netze zu verbinden, kommt es 1982 zur Verbindung des APRANET mit einem Satelliten- und einem Funknetz sowie dem von XEROX-PARC entwickelten Ethernet über TCP/IP.

TCP/IP ist die Abkürzung für Transmission Control Protocol/Internet Protocol und Ausdruck für die Einigung verschiedener Netzwerke auf ein Protokoll, auf dessen

Grundlage, im Sinne von Regelwerk, das ganze Internet mit Inbetriebnahme des ersten Internet-Providers in den USA 1990 funktioniert.

APRANET wird 1983 selbst auf TCP/IP umgestellt, und es stoßen in diesen Jahren immer mehr Netze, wie z.B. das USENET, BITNET und der 1982 in Europa gegründete Ableger EUnet, zum Internet, dem "Netz der Netze", hinzu.

1989 wird das World Wide Web (WWW) eingerichtet, das 1990 seine erste Implementation hat. Vor allem durch die Einführung des WWW-Browsers NSCA Mosaic (1993) stieg die Popularität des WWW weltweit an. Parallel dazu beginnt das Internet Radio zu senden.

1994 wird dann das Netzwerk Informationszentrum (DeNIC) zur Verwaltung der Internetnamen mit der Endung '.de' gegründet (de ist das internationale Kürzel für Deutschland).

APRANET/INTERNET feiert 1994 bereits sein 25jähriges Bestehen und erste Online-Einkaufsmöglichkeiten bestehen.

Traditionelle Online Dienste schaffen 1995 Schnittstellen zum Internet, und 1996 wird in Frankfurt ein zentraler Netzknoten der größeren deutschen Internet-Anbieter (Provider) eingerichtet.

Bis dato sind die USA Europa in der Entwicklung immer noch um ca. 3 Jahre voraus, und nach Expertenmeinung scheint es sehr schwer zu sein, diesen Entwicklungsrückstand aufzuholen. Dennoch weisen Statistiken auf einen stetigen und europaweiten Zuwachs von Internetanschlüssen und seine Nutzungsgewohnheiten hin.

## **7.2 Das Internet und seine wesentlichen Komponenten**

Millionenfach steigt die Zahl der ans Internet angeschlossenen Computer und das Internet kann als derzeit größte öffentlich zugängliche Online-Informationsquelle angesehen werden.

Grundvoraussetzung, um ins Internet zu kommen, ist der Besitz eines Computers, eines Modems, das Gerät, das den Computer mit dem Telefonnetz verbindet und eines Accounts (Benutzerkonto) bei einem Internet-Service-Anbieter bzw. -Provider. Aus der Vielzahl der verschiedenen Begriffe rund um das Internet sollen hier die wichtigsten Erläuterung finden.

**E-Mail:**

Kommunikation mittels elektronischer Post ist der am häufigsten benutzte Dienst des Internets. Per E-Mail können sowohl Texte, als auch digitale Bilder oder Software übertragen werden. Die Übertragung dauert dabei nur wenige Minuten und setzt bei bequemer und einfacher Handhabung für das Empfangen, Schreiben und Versenden einer E-Mail besondere Programme (E-Mail Software) voraus.

**FTP:**

File Transfer Protocol. Ein Protokoll zum Dateitransport im Internet. Durch die Benutzung des FTP kann jeder Internet-Benutzer auf entfernte Computer zugreifen und bei entsprechender Berechtigung Daten, Graphiken, Texte u.a. auf seinen Computer übertragen.

**Chat:**

Chat (englisch: Geplauder) bezeichnet die Möglichkeit, mit anderen Netz-Teilnehmern direkt online kommunizieren zu können. Hierfür gibt es das Internet-Relay-Chat.

**Clients und Server:**

Tragend für die Kommunikation im Internet ist die sogenannte Client-Server-Beziehung. Als Server wird ein Programm oder ein Computer bezeichnet, das oder der anderen Programmen Daten oder Funktionalität zur Verfügung stellt, und als Client wird ein Programm bezeichnet, das eben dieses verwendet.

**Internet Relay Chat (IRC):**

Das Internet Relay Chat bezeichnet ein Netz von Servern, die zusammen ein weltweites Netz elektronischer Treffpunkte errichtet haben, an denen die Nutzer miteinander zeitgleich chatten können. Vergleichbar ist diese Art der Kommunikation mit einer tonlosen telefonischen Konferenzschaltung. Es gibt verschiedene IRC-Netze, und allen gemeinsam ist die Unterteilung in Channels, d.h. Kanäle, die von den Nutzern, analog zu den Newsgruppen, selbst eröffnet werden können. Benötigt wird hierfür von jedem Teilnehmer eine spezielle Software. Erschwert wird der Weg ins IRC durch eine Fülle von IRC-Befehlen, spezielle Regeln bei der Errichtung von Foren, sowie chat-spezifische Verhaltensnormen.

**Multi-User-Dungeon**

Eine Vielzahl von textbasierten, multi-user-fähigen virtuellen Welten umfasst der

Begriff Multi-User-Dungeon (MUD). Ähnlich dem klassischen Brett- und Rollenspiel 'Dungeons and Dragons', handelt es sich um Abenteuerspiele, die über vernetzte Computer gespielt werden. Im Gegensatz zu üblichen Computerspielen wird die Vorstellung der virtuellen Welt rein textuell erzeugt, und man bewegt sich nicht in dreidimensionalen grafischen Welten, sondern einzig der Text auf dem Bildschirm beschreibt die Personen, Objekte und die Landschaft.

### **NetNews:**

Ähnlich einem schwarzen Brett, bieten die NetNews als öffentliches Diskussionsforum die Möglichkeit zum interaktiven Informationsaustausch. Bestimmten Themengebieten zugeordnet, hat jede Diskussionsgruppe ihren eigenen Namen, und über einen traditionellen News Reader (Software) oder über den Browser kann die Teilnahme an den NetNews erfolgen.

### **Newsgroups und Mailinglisten:**

Sowohl Newsgroups als auch Mailing Lists haben die Zielsetzung, Internetbenutzern zu ermöglichen, sich über Verschiedenes auszutauschen. Um Zugang zu den Newsgroups, von denen es weit über 20000 im Internet bereits gibt, zu erhalten muss die Newsgroup, die von Interesse ist, über eine Newsreader-Software abonniert werden, die es dann ermöglicht, eine Nachricht zu verfassen und an den zuständigen News-Server zu schicken. Die eingegangene Nachricht wird dort abgelegt und ist für alle Benutzer des News-Servers zugänglich. Alte Beiträge werden in den Newsgroups automatisch gelöscht, was den Durchblick einer Debatte erschwert, wenn man die Anfänge einer Diskussion nicht mitbekommen hat.

Zum Unterschied dazu besteht über E-Mail eine Möglichkeit an Diskussionsgruppen teilzunehmen. Dafür muß eine Mailingliste, die es zu unterschiedlichsten Themen gibt, abonniert werden. Der Nutzer erhält jeden Diskussionsbeitrag automatisch per E-Mail zugesandt, die in seiner persönlichen Mailbox abgelegt werden. Der Nutzer kann dann selbst entscheiden, wann die Nachricht gelesen oder gelöscht wird. Einige Mailing Lists werden auch kontrolliert d.h. vor ihrer Weiterleitung gelesen, was eine Übersättigung der Mailbox mit nicht Themen gerechten Beiträgen verhindern soll.

### **USENET:**

Das Usenet ist das Diskussionsforum des Internets und bezeichnet eine große

Sammlung von Newsgroups, in denen Nutzer i.d.R. via E-Mail ihre Standpunkte zu allen möglichen Themen diskutieren und austauschen können. Bei nicht vorhandener abonnierte Mailingliste besteht die Möglichkeit zum Abonnieren einer Newsgruppe, um an den Diskussionsforen teilnehmen zu können. Dies geschieht mit einer Newsreader-Software, die ermöglicht, eine Nachricht zu verfassen und an den zuständigen News-Server zu schicken. Dort wird die Nachricht abgelegt und ist dann allen anderen Benutzern des News-Servers zugänglich.

### **Web-Chat:**

Im Vergleich mit dem IRC kann das Web-Chat als Alternative zur leichteren Nutzung von Kommunikationsforen angesehen werden. Im allgemeinen sind die Web-Chat-Foren über einfach zu bedienende Webbrowser zu erreichen. An einer Diskussion kann sofort nach Registrierung (auch über Alias-Namen) und Auswahl eines Channels teilgenommen werden, allerdings ist der Austausch von Nachrichten wegen der eingeschränkten technischen Möglichkeiten nur mit einer sehr viel geringeren Geschwindigkeit möglich.

### **WWW (World Wide Web):**

Kurz gefasst steht das WWW für die graphische Oberfläche des Internets, die eine Riesensammlung von Webseiten, Bildern, Text-, Film- und Sounddateien darstellt, die untereinander alle durch Links verbunden sind. Per Mausklick bewegt man sich durch die Web Sites und wird dabei automatisch von einem Computer zum nächsten verbunden. Die Web Sites liegen auf Web-Servern, Internetcomputern, deren TCP/IP-Adresse allen anderen Servern bekannt gemacht wird (DNS = Dynamic Name Server).

Um Web Sites anzusteuern, wird ein Zugang zum Netz über einen Internet Service Provider (ISP) und ein Web-Browser (engl. to browse = weiden, grasen) benötigt, über den die Web Sites erschlossen werden können und ein Navigieren im Web möglich gemacht wird.

Zentrale Web Sites werden Homepage genannt, die den Nutzer begrüßt und ihm i.d.R. eine Inhaltsangabe über den Rest des Servers aufzeigt



### 7.3 Darstellung des Forschungsstandes der auf dem Internet basierenden Kommunikation

Eine Vielzahl unterschiedlicher Kommunikationsformen sind durch die kommunikativen Möglichkeiten des Internet entstanden.

Nach WETZSTEIN, DAHM, STEINMETZ und ECKERT (1995), lassen sich die Kommunikationsszenarien, abhängig davon, wieviele Gesprächspartner beteiligt sind und ob ein zeitgleicher (=synchroner) oder ein zeitversetzter (=asynchroner) Austausch stattfindet, in vier Kategorien aufteilen. Tabelle 4 verschafft darüber einen graphischen Überblick.

Tabelle 4 Wetzstein, T., Dahm, H., Steinmetz, L., Eckert, R., Datenreisende. Die Kultur der Computernetze. Opladen 1995

	<b>synchron</b>	<b>asynchron</b>
<b>zwei Kommunikationspartner</b> (=bilateral)	Chat/IRC (privat)	e-Mail
<b>mehrere Kommunikationspartner</b> (=multilateral)	Multi-User-Chat/ IRC MUD	News Mailinglisten

Wissend, dass das Medium Internet in naher Zukunft die Möglichkeiten hinsichtlich Internet-Telefonie und Erweiterung der Nutzungsmöglichkeiten in den visuellen Raum hinein weiter ausbauen wird, soll sich diese Arbeit ausschließlich dem derzeit überwiegend genutztem textbasierten Nachrichtenaustausch widmen. DÖRING (1997) hält fest, dass für die Erforschung möglicher Effekte computervermittelter Kommunikation (CMC) die natürliche Grundform des menschlichen Kontaktes, die sich in der Face-to-face-Situation widerspiegelt, als Bezugsrahmen Verwendung finden sollte. In der Auseinandersetzung mit CMC soll grundsätzlich an dieser Grundform festgehalten werden, da von der Annahme ausgegangen werden kann, dass Kommunikation auf, in zwischenmenschlichen Interaktionen erlernten und praktizierten, kommunikativen Verhaltensweisen beruht.

Wenn im folgenden aus der Darstellung des Forschungsstandes der Begriff der computervermittelten Kommunikation (CMC) Anwendung findet, so soll er als Synonym für die auf dem Internet basierende medial vermittelte Kommunikation

verstanden werden, bei der vernetzte Computer als Kommunikationsträger fungieren.

### **7.3.1 Kanalreduktionstheorie:**

Anders als bei einer Face-to-face-Interaktion fehlt bei den computervermittelten Interaktionen das Erleben aller sonst interaktiv möglichen Sinnesmodalitäten. Diese Verringerung soll nach der Kanalreduktionstheorie zur Entleerung der Kommunikation führen und eine Verarmung des Kontakts nach sich ziehen.

Für METTLER-MEIBOM (1990) führt die Schaffung und Nutzung medial vermittelter Kommunikationsräume zur Entwertung bestehender sozialer Kommunikationsnetzwerke. „Der Computer ist (...) ein Instrument der Kommunikationszerstörung. Allerdings ordnet sich diese Funktion des Computers in einen langanhaltenden und weit über den Computer hinausgreifenden Prozess der Kommunikationszerstörung ein. Er ist nicht etwa ein Instrument der Trendumkehr angesichts einer weit vorangeschrittenen Kommunikationszerstörung, sondern ein Instrument der Trendverstärkung; vermutlich verschafft die Aneignung der Computertechnik in allen Lebens- und Arbeitsbereichen dem Trend eine neue bedrohliche Qualität“ (METTLER-MEIBOOM, 1990, S.87). Ob nun aber computervermittelte Kommunikation zur qualitativen Entwertung und Zerstörung bestehender sozialer Kommunikationsnetzwerke führt, bleibt in seiner Globalität als sehr fragwürdig anzusehen, wie spätere Untersuchungen, auch wenn sie auf ähnliche Tendenzen hinwiesen, deutlich werden ließen.

Inhaltlich ist die Kanalreduktionstheorie als Ausweitung der Hypothese der Vereinsamung anzusehen, wie sie im Diskurs über mögliche bzw. wahrscheinliche ‘Computerfolgen’ ausgesprochen wurde. Diese geht davon aus, dass mit Einzug moderner Informations- und Kommunikationstechnologien in den menschlichen Lebensalltag die Kontaktfähigkeit vermindert wird.

Die Kanalreduktionstheorie sagt analog zur Vereinsamungshypothese (WEIZENBAUM 1990 u.a.) eine Verformung bestehender Kommunikationsstrukturen voraus, die durch den Einsatz des Computers als Kommunikationsmedium einhergehen wird mit zunehmender Kontaktverarmung der Gesellschaft.

Ausgehend von diesem Standpunkt muss CMC grundsätzlich als defizitär angesehen werden, da sie nach METTLER-MEIBOOM (1990) im Sinne einer

Substitutionshypothese 'echte' persönliche Kontakte ersetzt und zerstört.

Im Rahmen einer Fragebogenstudie unter Netznutzern (N=332) kommt DÖRING (1994) allerdings zu dem Ergebnis, dass auch mehrjährige Netznutzung unter den Befragten nicht zu einer Desintegration oder Substitution von persönlichen Beziehungen außerhalb des Netzes führte.

Entgegen der Annahmen der Kanalreduktionstheorie verzeichnet Dörings Befragung hinsichtlich der Nutzungsgewohnheit und Nutzungsintensität der Studienteilnehmer, sowie die Analyse deren sozialer Integration und ihrer Einsamkeit anhand der Einsamkeitsskala der Universität of California Los Angeles (UCLA) eher die Tendenz, dass sich im Zuge der Netznutzung der persönliche Bekanntenkreis mit den hinzugewonnenen Netzkontakten sogar erweiterte. DÖRING (1994) verwirft damit die im Rahmen der Kanalreduktionstheorie konstatierte Substitutionshypothese. Statt dessen spricht sie von einer Ergänzungshypothese, also einer Erweiterung des sozialen Umfeldes durch Internet-Nutzung.

Bei einer Studienarbeit an der Universität Marburg, mit Stichproben zur Internet-Nutzung und zur Extraversionsskala des FPI-R, kommen auch KOCH und KÖNIG (1995) bei den insgesamt 302 Befragten zu dem Ergebnis, dass zwischen Netznutzung und Extraversion ein positiver Zusammenhang bestehe. Nach KOCH und KÖNIG (1995) weisen gerade diejenigen Nutzer, die viel Zeit im Internet verbringen und das Internet für private Zwecke nutzen, bei anhaltenden Netzkontakten besonders hohe Werte auf der Extraversionsskala auf.

Zu ganz anderen Ergebnissen im Hinblick auf mögliche soziale und psychologische Auswirkungen der Internet-Nutzung von 169 Personen aus 73 Haushalten kommen KRAUT et al. (1998) während einer Längsschnitt-Studie.

Methodisch unterscheidet sich diese Studie, entgegen sonst üblicher Selbsteinschätzungen der Befragten, durch den Einsatz eines automatisierten objektivierten Verfahrens zur Messung der Internet-Nutzungsintensität.

Psychologische Dimensionen, wie soziale Integration und Depression, wurden sowohl zu Beginn, als auch nach Abschluss der Studie erhoben und konnten so bei der Auswertung als Vergleichswerte behandelt werden.

KRAUT et al. (1998) kommen nach Auswertung ihrer erhobenen Daten zu dem Schluss, dass die Nutzung des Internet, auch bei geringer Nutzungsintensität, zur Reduzierung der sozialen Kommunikation innerhalb der Familie führe. Sie machten

zudem eine Verringerung der sozialen Außenkontakte aus und wiesen eine Erhöhung des Depressions- und Einsamkeitsempfindens (pro Wochenstunde CMC jeweils 1% Steigerung, sowie Verlust von durchschnittlich 2,7 Personen aus dem sozialen Umfeld) der Studienteilnehmer nach.

Kraut et al. kamen zur Schlussfolgerung, dass kommunikatives Zusammentreffen ohne physischen Kontakt (Internet u.a.) nicht annäherungsweise die soziale Funktion von Face-to-face-Interaktionen erfüllen könne. Als Ausnahme von dieser Schlussfolgerung seien die Studienteilnehmer anzusehen, die aufgrund besonderer Lebensumstände (z.B. Schichtarbeit) oder geographischer Gegebenheiten sozial isoliert blieben und für die die Internet-Nutzung soziale Integration bedeuten könne.

Die von KRAUT et al. (1998) ausgemachte geringe Steigerung von 1% auf der Depressions- und Einsamkeitsskala hält GROHOL (1998) hingegen für nicht interpretierbar.

Er weist zudem darauf hin, dass die Studienteilnehmerkontakte einzig den Kategorien 'local social circle' und 'distant social circle'<sup>4</sup> zugeordnet waren und nicht alle möglichen Internet-Kontakte mit einschlossen und somit den Umfang des sozialen Umfeldes nur im Hinblick auf die genannten Kategorien erfasst wurde. Da für alle Teilnehmer der Studie von KRAUT et al. (1998), sowohl der Umgang mit Computer, als auch der Umgang mit dem Internet neu und ungeübt war, lässt sich kritisch vermuten, dass die nicht vorhandene Erfahrung mit den neuen Medien einen erhöhten Zeitaufwand für die Auseinandersetzung damit in Anspruch nahm, was zur zeitlichen Einschränkung bei anderen Beschäftigungen und Kontaktaufnahmen innerhalb der Familie und des jeweiligen Freundeskreises führen konnte. Ein Zustand also, der sich mit dem Zuwachs an Vertrautheit und Erfahrung im Umgang mit den neuen Medien relativieren könnte.

Festzuhalten bleibt, dass der Einsatz neuer Kommunikationstechnologien sicher langfristig zu einer Veränderung zwischenmenschlicher Kommunikation führen wird.

Da die Kanalreduktionstheorie, die CMC allein auf den defizitären Charakter hin fokussierte, bleiben kontaktstiftende und kommunikationsfördernde Aspekte von CMC gänzlich unberücksichtigt.

---

<sup>4</sup> Definition von 'distant social circle' laut KRAUT et al.(1998): „die Anzahl der Personen außerhalb von Pittsburgh, mit denen man mindestens einmal im Jahr persönlich spricht“.

Folgt man der Kanalreduktionstheorie, dass CMC aufgrund drastischer Kanalreduktion zur Verarmung von Kommunikation und dem Austausch emotionaler Inhalte führe, schließt man ganz sicher erfahrene E-Mailer und Internet-Nutzer von der Betrachtung aus und hat statt dessen Nutzer im Auge, die die CMC-spezifische Sprachsyntax nicht kennen, möglicherweise ungeübt im Umgang mit dem Computer im Allgemeinen und mit dem Internet im Speziellen sind und/oder für die das Verfassen privater E-Mails, ähnlich wie das 'Briefe schreiben', Unbehagen auslöst.

### **7.3.2 Reduced Social Cues Model:**

Anders als bei der Kanalreduktionstheorie wird CMC im Rahmen des Reduced Social Cues Models insgesamt nicht als defizitär angesehen.

Das Reduced Social Cues Model geht nach KIESLER, SIEGEL und McGUIRE (1984) zwar auch davon aus, dass die Reduzierung der Kommunikationskanäle zum Verlust wichtiger Informationen führt, die das Verständnis der zu übermittelnden Botschaft beeinträchtigt bzw. beeinträchtigen kann und auch Einbußen in der Vermittlung des psychosozialen Kontextes (Status, Nationalität, Aussehen u.a.) der Interaktionspartner nach sich zieht, aber eben diese bei einer Interaktion möglicherweise wirksam werdenden vorteilhaften Attribute wie z.B. attraktives Aussehen, große Gestalt oder in Kleidung oder anderen Accessoires zur Schau getragenes Vermögen, fallen im virtuellen Raum nicht als sichtbar dargestellte Attribute ins Gewicht und ermöglichen den Interaktionspartnern grundsätzlich die Begegnung auf derselben Hierarchieebene, was in dem Reduced Social Cues Model einen Nivellierungseffekt zur Folge hat.

Durch das Fehlen sozialer Hinweisreize kann es zu einer Einschränkung im Sinne von Enthemmung in antisozialer Richtung kommen (Normverletzungen, gesteigerte Aggressivität u.a.), aber auch Erweiterungen in prosozialer Richtung (erhöhte Offenheit, Authentizität im Kontakt, Hilfsbereitschaft, Freundlichkeit) treten als Auswirkung von Interaktionen im virtuellen Raum auf.

Zu ihren Aussagen gelangten KIESLER und SIEGEL (1984) bei der Durchführung einer Experimentaluntersuchung, die, innerhalb von Gruppen, das Ziel verfolgte, die Effekte computer-vermittelter Kommunikation zu analysieren.

Kiesler und Siegel verglichen 3-Personen- Gruppen, die jeweils die Anweisung erhielten, als Gruppe zu einer Lösung für die gestellte Gruppenaufgabe zu gelangen. Um die Effektivität der Kommunikation, die Beteiligung an der Diskussion, das Kontaktverhalten, sowie das Gruppenklima zu messen, wurden die Gruppen bzw. die Gruppenbedingungen vorab differenziert in:

1. Kommunikation der Gruppenmitglieder zueinander über Face-to-face,
2. Kommunikation der Gruppenmitglieder über anonyme Computernutzung und
3. Kommunikation der Gruppenmitglieder im Rahmen eines Experimental-Settings ebenfalls über den Computer, aber nach vorausgegangenem persönlichem Kennenlernen der Gruppenteilnehmer.

Bei der Untersuchung zeigte sich, dass die Gruppen, die über den Computer kommunizierten, größere Schwierigkeiten hatten, sich zu einigen, und deshalb mehr Zeit benötigten, um zu einer Entscheidung zu gelangen.

KIESLER und SIEGEL (1984) führen diese Erkenntnis auf die Annahme zurück, dass der individuelle, dominant steuernde Einfluss, den Personen in persönlichen Begegnungen haben können, in der computervermittelten Interaktion an Bedeutung verliert.

Diese Vermutung wird auch durch die Analyse der Kommunikationsinhalte bestätigt, nach der sich die über den Computer kommunizierenden Gruppenteilnehmer insgesamt einheitlicher beteiligten.

FABLER (1997, S.133) schreibt dazu: „Dieser „gleichmachende Effekt des computerbasierten Mediums“ (W. Mihalo) wurde von S. Kiesler u.a. mit den Forschungsergebnissen unterstrichen, dass computer-vermittelte Gruppen länger brauchten, um einen Konsens zu erreichen, dass sie sich gleichberechtigter miteinander unterhielten und dass sie weniger behindert waren durch Fluchen und Feindschaft.“

Im Vergleich zu der Gruppe, die Face-to-face kommunizierte, ergibt die Analyse aber auch eine auffallende Häufigkeit von getroffenen feindlichen Äußerungen, so dass der Schluss nahe liegt, dass sich computervermittelte Gruppen, gemäß dem Reduced Social Cues Model, im virtuellen Raum und im Umgang miteinander weniger an sozialen Normen festhalten und im Verhalten insgesamt doch

ungehemmter auftreten.

In der Effektivität der Kommunikation zeigten sich jedoch keine Unterschiede und die computervermittelten Gruppen stellten sich genauso aufgabenorientiert wie ihre Kontrollgruppen dar.

### **7.3.3 Rationale Medienwahl:**

Basierend auf Annahmen der klassischen Medienwirkungsforschung geht die Theorie der rationalen Medienwahl grundsätzlich davon aus, dass medial vermittelte Interaktion der Face-to-face-Situation unterlegen ist.

Für LING (1996) ist der persönliche Kontakt Bezugsrahmen und Messlatte, der gleichsam ein Maximum an Nähe und sozialer Präsenz bietet. Abhängig von der jeweiligen medialen Reichhaltigkeit des verwendeten Mediums, ermöglicht medienvermittelte Kommunikation ein unterschiedliches Maß an Lebendigkeit. Im Sinne der rationalen Medienwahl entscheiden sich Menschen dann in der jeweiligen Situation für das ihnen situativ am besten geeignete Medium. Im Idealfall korrespondiert die mediale Reichhaltigkeit des gewählten Mediums mit dem erwarteten Ausmaß an persönlicher Nähe.

Verunsicherungen auf Seiten des Empfängers können entstehen, sofern ein der Situation unangemessenes Ausmaß an medialer Reichhaltigkeit gewählt wurde. Besteht aber ein ausgewogenes Verhältnis zwischen erwarteter persönlicher Nähe und entsprechender medialer Reichhaltigkeit des gewählten Mediums, wird dem Gebrauch von virtuellen Medien im allgemeinen keine ungünstige Auswirkung auf die individuelle Kommunikationsfähigkeit zugesprochen.

Die Theorie der rationalen Medienwahl geht bei dem Kommunikationsmedium Internet zwar von einer geringen sozialen Präsenz aus, die aber langfristig die Kommunikationsfähigkeit der Nutzer nicht beeinträchtigen muss, da aufgrund der Theorie der rationalen Medienwahl das neue Medium von seinen Nutzern reflektiert und angemessen genutzt werden wird.

Völlig unberücksichtigt bleiben bei dieser Einschätzung aber Faktoren wie Zeit- und Geldressourcen, Medienverfügbarkeit, sowie psychische Dispositionen die bei der Abwägung und Wahl eines Mediums bedeutsam werden.

In einer Fragebogenstudie widerlegten PARKS und FLOYD (1996) die der Theorie der rationalen Medienwahl zugrundeliegenden Annahme, dass die reduzierte soziale Präsenz der Interaktionen im Internet qualitativ persönlichen Interaktionen

unterliegen würden.

Bei einer systematisch und annähernd repräsentativ durchgeführten Erhebung untersuchten PARKS und FLOYD dafür Rahmenbedingungen und Häufigkeit von Internet-Kontakten und analysierten neben möglichen demographischen Zusammenhängen den Intimitätsgrad der über das Internet entstandenen Beziehungen.

Von den befragten, das Internet nutzende Personen, gaben 2/3 an, Internet-Kontakte zu haben und 1/3 der Befragten pflegte diesen, als persönlich bezeichneten Kontakt, etwa drei- bis viermal in der Woche. Durchschnittlich einmal die Woche korrespondierte über die Hälfte der Studienteilnehmer mit ihren Kontaktpartnern im Internet. In Bezug auf Alter und Familienstand wurden keine Zusammenhänge ausgemacht, wohl aber, dass Frauen häufiger als Männer Online-Beziehungen hatten bzw. unterhielten.

Gemäß PARKS und FLOYD (1996) erwies sich bei den Befragten die Häufigkeit und Dauer der Teilnahme an Newsgruppen als Prädiktor für das Eingehen und Unterhalten von Online-Beziehungen. Operationalisiert über die Tiefe und Breite der Kommunikationsinhalte, die subjektiv empfundene Abhängigkeit, die Integrität des Netzkontaktes in das soziale Umfeld u.a. konnte bei über der Hälfte der Befragten eine tief entwickelte Bindung und Beziehung zu ihren jeweiligen Online-Beziehungen deutlich gemacht werden. Entgegen der Theorie der rationalen Medienwahl konnten PARKS und FLOYD (1996) in ihrer Studie weder mangelnde soziale Präsenz, noch eine eingeschränkte mediale Reichhaltigkeit des Mediums Internet nachweisen.

Institutionen, die mit einem interaktiven Angebot im Internet vertreten sind, sollten trotz ihres i.d.R. gesellschaftlich verankertem Bestrebens nach Selbstmordverhütung, suizidgefährdeten Internet-Nutzern vor allem Raum gewähren für einen selbstverantwortlichen, eigenständigen Kontakt.

#### **7.3.4 Social Influence Model:**

Nach dem Social Influence Model der Technologienutzung von FULK, SCHMITZ und STEINFELD (1991), determiniert nicht, wie bei der rationalen Medienwahl angenommen, der individuelle Abwägungs- und Entscheidungsprozess die Wahl eines Mediums, sondern sie halten bei der individuellen Medienwahl die



bestehenden sozialen Normen des Umfeldes der wählenden Person für entscheidend.

Bewertet das soziale Umfeld das Medium Internet positiv und setzt es gar selber aktiv ein, wird die Entscheidung für das Internet und seine Nutzung eher und sehr viel häufiger getroffen als bei Personen, deren soziales Umfeld eine negative oder gar ablehnende Haltung gegen das Internet hat und dieses auch entsprechend nicht selber aktiv nutzt.

Geht man von der Richtigkeit dieses Modells und weiter von der Annahme aus, dass Normen gesellschaftliche Mittel zur Kategorisierung von Personen und Lebensfeldern sind und der Regelung des Umgangs der Menschen untereinander dienen, lässt sich mutmaßen, dass bei entsprechender Abwertung in manchen gesellschaftlichen Kreisen bzw. Gruppierungen ganze Personengruppen die Möglichkeit der Nutzung des Medium's des Internet für sich ausschließen.

Auf dem Hintergrund einer von TAPROGGE (1996) erstellten Studie zur Internet-Nutzung von Studierenden geistes- und sozialwissenschaftlicher Studiengänge, ermittelte er vier Barrieren, die die effektive Nutzung des Internets verhindern können. Es waren dies:

1. Zugangs- und
2. Ausstattungsbarrieren, die mangelnde Hardwareressourcen erfassen
3. Strukturbarrieren, die alle im Zusammenhang mit unzureichender Bedienungskompetenz auftretenden Nutzungs-Blockaden beinhalten,
4. Kooperationsbarriere, als zentraler Hemmungsfaktor, der die mangelnde Beteiligung und Nützlichkeitsbewertung durch andere Studierende und Lehrende meint.

Mit den Ergebnissen dieser Studie bestätigt TAPROGGE (1996), zumindest in dem von ihm untersuchten universitären Bereich, den Einfluss des sozialen Umfeldes auf Art und Intensität der Internet-Nutzung.

### **7.3.5 Interaktive Medienwahl:**

Auf interpersonelle Vorgänge fokussiert sich die Theorie der interaktiven Medienwahl und steht damit im Gegensatz zum Social Influence Model und der Theorie der rationalen Medienwahl, die beide in ihrer Betrachtungsweise von intrapersonalen Vorgängen ausgingen.

Bei der Interaktiven Medienwahl beeinflusst bzw. bewirkt das Verhalten des jeweiligen Kommunikationspartners entweder eine hemmende oder fördernde Auswirkung für die Nutzung des Kommunikationsmediums.

In einer Untersuchung zur E-Mail und Usenet-Nutzung, die SCHOLL und PELZ (1996) unter 1204 Wissenschaftlern aus geistes- und wirtschaftswissenschaftlichen Fachbereichen durchführten, fanden sie heraus, dass die von den Untersuchungsteilnehmern empfundene Antwortzuverlässigkeit der gewählten Kommunikationspartner hoch mit der Nutzungsintensität der Befragten korrelierte, so dass geschlossen werden kann, dass die Nutzung von auf dem Internet basierender Kommunikation auch abhängig ist von der Gestaltungsqualität des kommunikativen Nutzungsangebotes.

### **7.3.6 Soziale Informationsverarbeitung:**

Das Denkmodell der Sozialen Informationsverarbeitung geht davon aus, dass die Nutzer sich den jeweils gegebenen medial vermittelten Strukturen anpassen und deren Einschränkungen entsprechend kompensieren, so dass es nach WALTHER (1992) bei medial vermittelter Kommunikation zu keiner Beeinträchtigung der Kontaktfähigkeit kommt.

Gemäß ISHII (1995) und KOLLOCK & SMITH (1994) wenden viele Netznutzer solche kompensatorischen 'Coping Strategien' an, indem die in persönlichen Begegnungen nonverbal vermittelten Informationen im Netz von den Nutzern explizit textbasiert vermittelt werden.

Berücksichtigt man WATZLAWICK (1979) und SCHULZ von THUN (1977), die den Beziehungsaspekt einer Nachricht, losgelöst von den inhaltlichen Aspekten der Botschaft, als besonders wichtig hervorheben und die nonverbale Übermittlung durch Mimik, Gestik u.a. als entscheidend für das rechte Verständnis der Nachricht ansehen, so kann für CMC gemutmaßt werden, dass diese besonders viele, den Beziehungsaspekt widerspiegelnde Hinweise enthalten müssten, da nonverbale Kommunikationsinhalte entfallen und die zu vermittelnden Inhalte einzig textbasiert vermittelt werden können.

RICE und LOVE (1987) stellten nach Aussagen von DÖRING (1997) im Rahmen einer Untersuchung über den sozio-emotionalen Inhalt von E-Mails fest, dass bei 30% der per E-Mail übermittelten Sätze ein sozio-emotionaler Inhalt vorlag.

Zu erwähnen sind in diesem Zusammenhang auch die im Netz üblichen

‘Emoticons’ und ‘Akronymen’, die als nonverbale Hinweissignale eingesetzt werden können. Nach REID (1991) haben sowohl ‘Emoticons’, als auch ‘Akronyme’ eine wichtige Funktion, um Gefühlsäußerungen schriftlich adäquat ausdrücken zu können. Unter ‘Emoticons’ werden Gesichtssikonen mit emotionalem Ausdruck verstanden, die über die Tastatur abgerufen und übermittelt werden können und die im Netz unter dem Begriff ‘Smileys’ geführt werden. „Smileys sind kleine Portraits mit Tastaturzeichen, die üblich geworden sind, um die mimische Sprache im Internet zu ersetzen, sie zeigen an, welcher Stimmung und in welchem Zustand der Schreiber ist.“ (KJAER, 1996, S.30)

Bei den ‘Akronymen’ handelt es sich um Abkürzungen, die aus den Anfangsbuchstaben mehrerer Wörter bestehen und die die emotional adäquat gewünschte Kommunikation vereinfachen helfen können, sofern der Nutzer dazu imstande ist. Bemerkenswert jedenfalls ist die Nutzung dieser ‘Akronymen’ insofern, als dass der Computer bestimmte ‘Smileys’, z.B. nach Eingabe von Doppelpunkt und Klammer, selbständig visuell in Szene setzt. Die qualitative Wirkung von ‘Smileys’ aber dürfte im Vergleich mit adäquaten kommunikativen Ausdrucksinhalten, die über Mimik und Gestik in einer kommunikativen Face-to-face-Interaktion sichtbar werden, deutlich und vor allem fühlbar zurückbleiben. Als wichtige Voraussetzung für einen kompetenten Gebrauch des Internets sehen WETZSTEIN, DAHM und STEINMETZ (1995), im Sinne der Theorie der sozialen Informationsverarbeitung, den geübten, sicheren Umgang im und mit dem Netz, sowie das Erfahrungslernen als maßgeblich für erfolgreiche Netzkommunikation an.

Mittels einer Studie, die sie im Zeitraum von 1991 bis 1994 durchführten, untersuchten WETZSTEIN, DAHM und STEINMETZ explorativ das Nutzungsverhalten deutschsprachiger Netznutzer. Themenbereiche wie z.B. die Inhalte und Themen in Computernetzwerken, Art der Netzaktivitäten, psychosoziale Auswirkungen der Netznutzung, technische und organisatorische Infrastrukturen, sowie Besonderheiten der Netzkommunikation und daraus resultierende Kommunikationsstörungen mit sich daraus entwickelnden Lösungsstrategien wurden dabei schwerpunktmäßig, unter Einsetzung von Inhaltsanalysen, Interviews, Gruppendiskussionen, Beobachtungen und einer schriftlichen Befragung, analysiert.

Es zeigte sich z.B., dass sich bei 2/3 der 469 Netznutzer, die auf den Fragebogen geantwortet hatten, der Bekanntenkreis nach Selbsteinschätzung vergrößert hatte, und immer noch die Hälfte der Befragten bemüht war, die geknüpften Online-Kontakte in persönlichen Begegnungen auszubauen.

Bei 84 % der Studienteilnehmer bot das Internet gezielten Zugang zu Personenkreisen mit ähnlichen Interessenlagen, die nach erfolgter Kontakt- und Kommunikationsaufnahme als Bereicherung erlebt wurden.

Die Studie ging auch der Annahme nach, dass sich im Sinne der sozialen Informationsverarbeitung Lösungsstrategien etablieren, um mögliche Mängel medial vermittelter Kommunikation kompensatorisch auszugleichen.

Eine qualitative Auswertung von 38 telefonisch und 53 persönlich geführten Interviews ergab zum einen die Bestätigung der Nutzer über Kommunikationsstörungen im Internet, die sie vorwiegend auf die eingeschränkte Möglichkeit in der Vermittlung nonverbaler Inhalte zurückführten.

Zum anderen begegneten die Nutzer diesem Problem, indem sie kompensatorisch versuchten, dieses Defizit auf nonverbaler Ebene, über den Einsatz von 'Emoticons' und Sounds- und Aktionswörter, auszugleichen.

Neben den nonverbalen Mitteln werden aber auch sprachliche Mittel eingesetzt, wie z.B. das explizite Formulieren von emotionalen Inhalten und, um möglichen Missverständnissen vorzubeugen, das Einhalten netzspezifischer Regeln.

### **7.3.7 Simulationstheorie:**

In der Simulationstheorie werden insbesondere die Aspekte der erweiterten Handlungsspielräume durch CMC betont.

Aufgrund fehlender Sinneskanäle verfügen die Netznutzer demnach über größere Freiheiten in der Selbstdarstellung, die auch ermöglichen, bisher ungelebte Persönlichkeitsanteile zu kommunizieren.

Computervermittelte Interaktionen lassen die unbewussten, 'given off'-Selbstdarstellungsinhalte, wie sie bei Face-to-face-Begegnungen nach GOFFMAN (1969) als unbewusste d.h. unfreiwillige Informationen über die eigene Person kommuniziert werden, nicht sichtbar werden.

Vielen Netznutzern scheint es ein Anliegen zu sein, durch Identitäts- und Individualitätsdarstellungen der grundsätzlich vorherrschenden Anonymität in der virtuellen Welt zu begegnen. Dabei ist nicht auszuschließen, dass die der

maximalen Kontrolle unterliegenden Selbstdarstellungsprozesse sich in ihrer Präsentation von der Identität und Individualität des realen Lebens unterscheiden. Im Netz können so auch neue Selbstdarstellungsattribute und Persönlichkeitsanteile ausgelebt bzw. kommuniziert werden, sowie die Persönlichkeitsanteile, die z.B. aufgrund fester Rollenzuweisungen im realen Leben keinen Raum zum Ausleben finden.

Nach KOLLOCK & SMITH (1994) führt dies zu größeren Freiheiten in der Selbstdarstellung und zu einem Kontrollgewinn, der gleichzeitig Kontrollverlust hinsichtlich der mangelnden Überprüfbarkeit der Selbstdarstellung durch das Netz-Gegenüber bedeutet.

### **7.3.8 Imaginationsmodell:**

Auf Ausführungen der Psychoanalyse zur Projektion stützt sich das Imaginationsmodell nach SULER (1996). Es nimmt an, dass die durch die reduzierten Sinneskanäle entstehenden Informationslücken psychische Prozesse freisetzen, die zu Phantasieentwicklungen, Wunschvorstellungen, aber auch Ängsten und Befürchtungen führen, die dann in den jeweiligen Online-Partner projiziert werden, wobei intensive Emotionen diesen psychischen Vorgang begleiten.

Auch wenn für dieses Modell, neben Einzelfallbeschreibungen von KING (1996) und LOUGHLIN (1993), keine empirischen Studien zugrunde liegen, muss es als Kontrast zur Kanalreduktionstheorie, die bei computervermittelter Kommunikation von emotionaler Verarmung ausgeht, Erwähnung finden.

Die Auseinandersetzung mit CMC soll nicht abgeschlossen werden, ohne vorher (vgl. Punkt 8) auf die möglichen Folgen und Wirkungen, die mit computervermittelter Kommunikation einhergehen können, kurz einzugehen.

## **8. Überlegungen zu Folgen und Wirkungen computervermittelter Kommunikation**

Menschen aus der ganzen Welt und aus den unterschiedlichsten Kulturen kommunizieren im Internet gleichzeitig miteinander. Sie alle benutzen das Internet möglicherweise mit dem gezielten Wunsch, Informationen einzuholen. Hilfe zu

suchen oder Erfahrungen zu machen, von denen sie sich neue geistige Perspektiven oder auch eine Bereicherung des Sozial- beziehungsweise Gefühlslebens erhoffen. Dies wird auch Folgen und Wirkungen auf die Menschen haben. „Die Computer tun nicht nur Dinge für uns, sondern auch mit uns, und dies betrifft auch unsere Sicht von uns selbst und anderen" (TURKLE, 1998, S.37).

CMC wird nicht selten als entmenslichte Kommunikation bezeichnet. Nach DÖRING (1997) stellt aber auch die Netzkommunikation eine echte soziale Kommunikation dar, in der Menschen Wirklichkeiten konstruieren, Identitäten aushandeln, Beziehungen und Gemeinschaften bilden - oder dabei scheitern, wie bei anderen Kommunikationsformen auch. Ihrer Meinung nach sind die Mediennutzer weder passives Opfer der übermächtigen 'Medienwirkungen', noch können sie durch kompetentes und aktives 'Nutzungsverhalten' das Medium beliebig verändern.

Über die Wirkungen und Folgen computervermittelter Kommunikation, wie sie unter Punkt 8.1 ff aufgezeigt werden sollen, gibt es bisher wenig empirisches Datenmaterial. Die meisten Theorien beruhen auf qualitativen Untersuchungen, Laborexperimenten, Übertragungen oder Vermutungen. So schreibt MANTOVANI (1994, S.144) dann auch: „Es ist schwierig zu verstehen, was wirklich in der Computer-vermittelten Kommunikation geschieht, und die Entwicklung der Situation auf mittlere und lange Sicht vorausszusehen“

## **8.1 Substitution anderer Kommunikationsformen**

Die CMC hat gegenüber anderen Kommunikationsformen Vor- und Nachteile. Oft wird die Befürchtung geäußert, sie könnte vor allem die direkte Kommunikation verdrängen. Untersuchungen kommen jedoch zu anderen Ergebnissen. Nach SCHOLL und PELZ (1996) tritt eine Substitution anderer Kommunikationsformen durch die CMC nur bei älteren technisch-vermittelten Kommunikationsmitteln wie dem Briefverkehr und der Telefonkommunikation auf. In bestimmten Situationen bietet CMC sogar Vorteile gegenüber dem Briefverkehr und der Telefonkommunikation. Substitutionsgründe sind zum Beispiel die Zeitersparnis, der schnellere Informationsaustausch, das schnellere Feedback und die erhöhte Produktivität bei Routinearbeiten. Bei den Offline-Kommunikationsformen

kommen noch die leichtere Erreichbarkeit und die größere zeitliche Selbstbestimmung bei der Erstellung und Versendung von Nachrichten hinzu. Die neuen Kommunikationsmedien eröffnen durch ihre speziellen medialen Qualitäten neue Kommunikationschancen und erweitern grundsätzlich die sozialen Erfahrungs- und Lernmöglichkeiten. Die Kommunikation mit weit entfernten Nutzern über viele Zeitzonen hinweg oder mit Personen, deren Aufenthaltsort oft wechselt, wird durch die bessere Erreichbarkeit erleichtert. Jugendliche können gleichberechtigt mit Erwachsenen reden, man kann u.a. mit der eigenen Identität spielen (Geschlecht, Rasse, Alter wählen), mit eigenen Informationsangeboten ein internationales Publikum erreichen oder politische Aktionen organisieren. Solche Aktivitäten im Netz erfordern allerdings nach der Einschätzung von DÖRING (1996) von den Nutzern eine soziale Kompetenz. Die Entwicklung von neuen Nutzungskomponenten wie den neuen Tele-Möglichkeiten: Teleshopping, Telebanking, Telespiele, Telelernen und Telearbeit verändern die Handlungsmöglichkeiten des Mediums in einem breiten Rahmen. Durch die neuen Nutzungsaspekte, die u.U. zu Zeitersparnissen, materiellen Einkünften, einer besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf, politischer Mobilisierung beitragen können, kann beim Nutzer ein subjektiv größerer Nutzen des Mediums empfunden werden, der die Häufigkeit der Nutzung des Mediums ansteigen lässt. Dies könnte nach SCHOLL und PELZ (1996) für die Zukunft eine größere Substitution anderer Kommunikationsformen bedeuten. Insgesamt kann eine Steigerung von Anzahl und Intensität der Kontakte besonders über weite Entfernungen erwartet werden. Einige Theorien gehen von einer allgemeinen Abnahme der Face-to-face-Kommunikation aus. Die Entwicklung immer besserer Kommunikationsinstrumente könnte den entstehenden Mangel kompensieren. Aber auch die computervermittelte Kommunikation mit ihrer zeitgemäßen Massenkommunikation kann die direkte Kommunikation, gerade im Hinblick auf eine suizidgefährdete Klientel, nicht zwingend ersetzen.

## **8.2 Isolation und Einsamkeit**

OPASCHOWSKI (1999) spricht, wie andere Kritiker auch, davon, dass mit den Kommunikationstechniken der neuen Informations- und Kommunikationsmedien die Vereinsamung, Entfremdung und Vereinzelung der Menschen Förderung

erfährt. Fremde Welten rücken durch die Technik näher, während die Wohnungsnachbarn unbekannt bleiben. Die virtuellen Realitäten führen zur Realitätsflucht und einem Rückzug aus sozialen Beziehungen und verbindlichen zwischenmenschlichen Beziehungen, zugunsten von austauschbaren, unverbindlichen Telekontakten. Die Menschen sitzen alleine am Computer in sicherer Distanz zum jeweils nächsten und vor allem direkt fühl- und sichtbaren Gegenüber.

Eine Reihe von Untersuchungen widerlegt diese Vermutungen. So werden nach SCHOLL und PELZ (1996) durch computervermittelte Kommunikationen keineswegs direkte Gespräche von Face-to-face, sondern nur andere technisch-vermittelten Kommunikationen substituiert. Auch DÖRING (1996) erschloss aus einer Befragung von 350 Internetnutzern im Durchschnittsalter von 27 Jahren weder überdurchschnittliche Isolation noch Einsamkeit bei den befragten Internetnutzern. Laut ihrer Untersuchung sind Netznutzer sozial gut integriert. Reine Netzkontakte pflegen sie nur in begrenzter Zahl. Eine Realitätsflucht findet nicht statt, da für die Netznutzung nur ein begrenztes Zeitpensum zur Verfügung steht. Nichtsdestotrotz muß aber für suizidgefährdete Internetnutzer berücksichtigt werden, dass Formen von Isolation und Einsamkeiten bereits vorliegen könnten und die Hin- bzw. Zuwendung zum Internet eine Verstärkung bestehender Probleme nicht ausschließen kann.

Die Chance von Institutionen, die im Internet in welcher 'aktiven' Form auch immer vertreten sind, könnte darin bestehen, Gefühlen von Einsamkeit und Isolation u.a., aufzugreifen und ihnen möglicherweise entgegenzuwirken. „Wir sind soziale Wesen, die mit anderen kommunizieren wollen. Doch zugleich fühlen wir uns oftmals einsam. Trotz unserer Furcht, durch den Vergleich mit einer Maschine unsere spezifische menschliche Qualität einzubüßen, entwickeln wir immer dann eine Beziehung zum Computer, wenn wir den Eindruck haben, er könne uns Gesellschaft leisten" (TURKLE, 1998, S.160). Diese Aussage von TURKLE (1998) könnte auch für suizidgefährdete Adoleszente Beweggrund sein, über den Computer bzw. das Internet Beziehung zu erhoffen und zu suchen. Potentielle Einsamkeitsgefühle können durch die Möglichkeiten, die der Computer und das Internet zur Unterhaltung, Stimmungsregulation, Problemlösung oder Kontakthanbahnung bieten, verhindert oder verringert werden. Temporäre Einsamkeitsgefühle werden durch Netzaktivitäten überbrückt und zusätzliche



Netzkontakte erweitern das soziale Netzwerk.

Einige Umfragen unter Internet-Nutzern ergaben, dass ein Großteil von ihnen durch die Nutzung der computervermittelten Kommunikation den Bekanntenkreis erweitert und die Kommunikationsfrequenz gesteigert hat. Die Kommunikation dient dabei häufig der Pflege internationaler Kontakte. Dies muß jedoch keine Flucht in unverbindliche Tele-Kontakte darstellen. Bei den meisten Nutzern entsteht der Wunsch, die Kommunikationspartner auch persönlich zu treffen. Der Stereotyp des 'Computer-Vielnutzers', der kontaktscheue, sozial gestörte Mensch, der nächtelang vor dem Bildschirm verbringt, erscheint deshalb auch als recht fragwürdig. Dennoch umfasst nach TURKLE (1998) die CMC sowohl physische Isolation, als auch intensive Interaktion mit anderen Menschen. Die alleinige Tatsache, dass Kommunikation durch Computer vermittelt wird, reicht wohl nicht aus, um Entfremdungs- und Einsamkeitsgefühle zu erzeugen.

Unter Umständen kann CMC gerade für Menschen mit Kommunikationsproblemen ein Medium zum Erlernen von sozialen Fähigkeiten in einer weniger bedrohlichen Umgebung sein. So gibt es zum Beispiel nach Projekten, die in den USA erfolgreich abliefen, zunehmend auch in Deutschland Projekte, die schwer kranken Kindern, die ans Krankenhausbett gefesselt sind, die Kommunikation über das Internet ermöglichen.

Untersuchungen zum Freizeitverhalten von Jugendlichen ergaben, dass Freizeitaktivitäten, bei denen das Haus verlassen werden muß, bei ihnen weniger gefragt sind. Dennoch steht der Computer nach OPASCHOWSKI (1999) als Freizeitaktivität erst an dreißigster Stelle der wichtigsten Freizeitaktivitäten und nach der 14. SHELL JUGENDSTUDIE (2002) liegt die durchschnittliche wöchentliche Nutzung des Internets bei den befragten Jugendlichen zwischen 12-25 Jahren bei 7 Stunden. Im Vergleich zur 14. SHELL-STUDIE 2002 liegt die durchschnittliche Internetnutzung bei der JIM-STUDIE 2001 etwas höher bei ca. 8 Stunden wöchentlich. BAACKE, FERCHHOFF und VOLLBRECHT (1999) halten fest, dass die Mehrzahl der Jugendlichen regen Kontakt zu anderen Jugendlichen hat. Diese sind bevorzugte Freizeitpartner und Vorbilder für Freizeitaktivitäten. Dies wird auch in der aktuellen JIM-STUDIE 2001 bestätigt, deren Ergebnisse aufzeigen, „(...) dass das Freizeitverhalten Jugendlicher trotz zunehmender Medienausstattung und wachsendem Medienbesitz von einer hohen Stabilität gekennzeichnet ist. Freunde treffen und sportliche Aktivitäten bestimmen nach wie

vor den Alltag der Zwölf bis 19jährigen ...“ (vgl. FEIERABEND/KLINGLER in Media Perspektiven 1/2002). In Bezug auf die in der JIM-STUDIE 2001 erfragten Themeninteressen Jugendlicher steht die 'Freundschaft' mit 97% stabil an erster Stelle, aber das 'Internet' als Themeninteresse rangiert mit 42% hier bereits an 13. Stelle.

Insgesamt ermittelte die JIM-STUDIE 2001 für die 2018 befragten Jugendlichen einen immer breiteren Zugang zu Medien und Geräten der Unterhaltungselektronik. 91% der Haushalte sind mit einem Computer und 65% mit einem Internetzugang ausgestattet. Auch wenn damit relativ wenig neue Internetnutzer hinzugekommen sind, so hat sich die Intensität der Nutzung prozentual deutlich gesteigert und liegt mit 65% bei den Zwölf bis 19jährigen, die mehrmals pro Woche online sind. Im Geschlechtervergleich liegen 2001 diesmal die Mädchen bei den intensiveren Nutzern gleichauf mit den Jungen. Bei den Befragten, die täglich/mehrmals in der Woche das Internet nutzen hat sich der Abstand zwischen den Bildungstypen verringert, wenngleich die Gymnasiasten mit 68% weiterhin vor den Realschülern mit 64% und den Hauptschülern mit 58% liegen.

### **8.3 Beschleunigte Selbstoffenbarung**

Menschen können bei der Online-Kommunikation ohne Gesichtsverluste sehr viel intimer werden und sich bei bestehender Distanz zum nicht sichtbaren Gegenüber schneller offenbaren als im wirklichen Leben. Dabei auftretende Missverständnisse klären sich, wenn überhaupt, vermutlich seltener auf bzw. werden thematisiert, als Missverständnisse, die zwischen Kommunikationspartner in Face-to-face-Situation auftreten und direkt sicht- und erfühlbar werden. Missverständnisse, die im/beim Austausch suizidaler Sehnsüchte im Internet für den einzelnen Betroffenen sicher noch schwerer wiegen werden, als es schon im geringer emotional belasteten kommunikativen Austausch in aller Regel der Fall ist. Hinzu kommt, dass die relative Distanz bei CMC die Sehnsucht nach Nähe, wie sie bei suizidgefährdeten Adoleszenten als präsuizidale Auffälligkeit mit einhergehender sozialer Isolierung beobachtet werden kann, gefördert wird. Die Schnelligkeit, die in der Online-Kommunikation stattfindet, begünstigt zudem ein Rauscherleben, wie es als Phänomen von BLEUEL (1998) in Anlehnung an die Kommunikationswissenschaftlerin ANDERSON (1979) als beschleunigte

Selbstoffenbarung (rapid intimacy) bezeichnet wurde. Sollte computervermittelte Kommunikation durch ihre scheinbare Isolation von den sozialen Kontexten zur Offenheit anregen, kann dies im Falle suizidgefährdeter Adoleszenter kontraproduktiv sein. Die sozialen Regeln, die bei Face-to-face-Beziehungen wirken, sind schwächer oder fehlen sogar ganz und tragen u.U. zur Forcierung bestehender suizidaler Absichten bei, wie Meldungen von 'Suizidverabredungen' über das Internet oder der Austausch über mögliche Suizidpraktiken in Newsgroups unterstreichen.

In diesen thematisch und inhaltlich relativ 'geschlossenen' Räumen können sich die Teilnehmer/Nutzer vor Kontrolle und Kritiken sicher fühlen, sie werden nicht mehr durch Standesunterschiede gehemmt und müssen nicht befürchten, negativ beurteilt zu werden. Die Vertrautheit der eigenen Umgebung und das Bewusstsein, jederzeit den Cyberspace verlassen zu können, verstärkt das aus sich Herausgehen zusätzlich, was für suizidgefährdete Adoleszenten, bei adäquatem Feedback, auch als Chance verstanden werden kann. Durch die relative Anonymität fühlen sich die Nutzer geschützt und sehen die CMC als etwas 'Vergängliches' an. Dies ist jedoch eine trügerische Wahrnehmung, da die Archivierung und Speicherung der Kommunikationsinhalte und Abläufe bei computervermittelter Kommunikation meist integraler Bestandteil des Mediums sind oder sehr einfach realisierbar sind.

CMC macht die Schaffung eines sozialen Umfeldes der Kommunikationspartner notwendig. Der Status in der Gesellschaft, das berufliche Umfeld, das Alter und das Geschlecht müssen explizit ausformuliert werden. Möglich, dass sich die Nutzer deshalb besser an Einzelheiten ihres Kommunikationspartners erinnern können und das Gefühl haben, mehr zu erfahren. Dies setzt dann natürlich auch die Richtigkeit des vermittelten Kommunikationsinhaltes voraus, was angesichts der Anonymisierungsmöglichkeiten im Internet aber als nicht zwingend anzusehen ist. Die Substitution von Ausdrucksmöglichkeiten ist durch Zeichenfolgen nur sehr eingeschränkt möglich. Die nonverbalen Signale, wie sie in Face-to-face-Kommunikation über Mimik, Gestik und Tonationen gegeben sind, bieten im Austausch weitaus feinere und effektivere Abstufungen. Die gewollte Selbstdarstellung erscheint mir durch das Fehlen nonverbaler Ausdrucksmöglichkeiten erschwert, und auch die ungewollte Selbstenthüllung, die bei direkter Kommunikation nie gänzlich verhindert werden kann, wird unbunden. Die meisten verlassen eines Tages den Cyberspace und treffen sich im

wirklichen Leben und bei diesen dann realen Zusammenkünften können sich leicht große Enttäuschungen einstellen. Der abwesende Körper bei der CMC lässt die Menschen nach BLEUEL (1998) ihre Träume in den virtuellen Partner projizieren. Dem wirklichen Leben aber können diese Träume oft nicht standhalten. Einige Nutzer verstellen sich online absichtlich. Ein persönliches Treffen würde sie sofort enttarnen und wird daher tunlichst vermieden.

CMC lässt Personen u.U. impulsiver und unberechenbarer werden, was suizidgefährdete Adoleszente zu den suizidalen Kurzschlusshandlungen veranlassen könnte, wie sie Pöldinger (1968) beschrieben hat. Das Internet mit seinen kommunikativen Möglichkeiten kann die Neigung zu extremen Entscheidungen begünstigen, und die Elemente, die an Kontexte und Personen erinnern, sind i.d.R. schwach oder fehlen ganz, und deshalb brauchen sich diejenigen, die Entscheidungen treffen, weniger an Konventionen gebunden zu fühlen und müssen weniger um die Konsequenzen ihrer Entscheidungen besorgt sein.

Bei allen Befunden zur computervermittelten Kommunikation ist davon auszugehen, dass Nutzer der CMC nicht getrennt von anderen Kommunikationsformen leben und daher direkte Kommunikationen denkbar und grundsätzlich auch so wahrscheinlich vorkommen, wie bei anderen Menschen auch. Das soziale Verhalten ist im Menschen selber aktiv, auch wenn er alleine vor der Computertastatur sitzt. Es wirkt nicht nur von außen auf die Menschen ein. Der Kontext und der Bezugsrahmen, in dem die Menschen leben, sind für die Erklärung der Phänomene und daher auch für die suizidalen Phänomene relevant und wichtig.

## **8.4 Demokratisierungseffekt**

Bei der Face-to-face-Kommunikation haben soziale Bedingungen wie Klasse, Rasse, Geschlecht, Alter oder Kleidung einen dramatischen Einfluss auf Länge und Qualität der Interaktion. Bei computervermittelter Kommunikation spielen diese Faktoren keine Rolle. Sie sind nicht sichtbar und können von den Benutzern beliebig gewählt werden (z.B. 'gender switching'). Nach FAßLER (1997) stiften die Insignien der Wohlstandsgesellschaft in der virtuellen Welt keine Identität, da im Cyberspace Ideen, Wortwitz und Tempo zählen. Durch das Fehlen der Äußerlichkeiten besteht im Internet die Möglichkeit, nähere und persönlichere

Gesprächsbeziehungen auf einer Ebene entstehen zu lassen, die ohne Visualisierung des Gegenübers auskommen muss.

Der CMC wird ein gleichmachender Effekt (general equalization effect) unterstellt. Optimisten sprechen von neuen ungeahnten Möglichkeiten zur Kommunikation, die geographische, menschliche und gesellschaftliche Lebensmilieugrenzen überwinden. Die Wiedervereinigung der Menschheit im virtuellen Raum unter Aufhebung aller Gegensätze. Menschen aus unterschiedlichen Kulturkreisen, Zeitzonen und Erdteilen, die sich physisch, direkt und interaktiv nie begegnen werden (global localization), treffen zur Kommunikation und zum Gedankenaustausch aufeinander. Es entsteht die Möglichkeit, eine Vielzahl von Meinungen und Argumenten kennenzulernen. Vorschnelle Urteile können so vielleicht verhindert werden und mehr Toleranz und Offenheit entstehen.

Computervermittelte Kommunikation kann gerade denjenigen eine Stimme verleihen, die sonst keine haben. Auch Personen mit niedrigem Status können an jede mit dem Netz verbundenen Person eine Nachricht schicken und sicher sein, dass diese sie auch empfangen wird. Ob die Nachricht aber auch gelesen wird, wissen sie nicht. Durch die Nachrichtenschwemme werden unerwünschte oder für unwichtig erachtete Nachrichten häufig aussortiert (vgl. MANTOVANI, 1994). Hier besteht bei suizidgefährdeten Adoleszenten dann eben auch die Gefahr, kein bzw. kein adäquates Feedback auf gegebene suizidale Appelle zu bekommen. Nach MANTOVANI (1994) entsteht bei computervermittelter Kommunikation durch die fehlende Turnusalternanz, insbesondere in der E-Mail Kommunikation, ein größerer Spielraum für Entscheidungsfindungsprozesse, als dies in der direkten Kommunikation gegeben ist. Diese fehlende Turnusalternanz lässt in der CMC auch nicht so schnell eine Führerschaft (leadership) entstehen, die maßgeblich Einfluss ausüben kann, da computervermittelte Kommunikation mehrere erste Wortmeldungen unterschiedlicher Personen möglich macht und die Sprechzeiten sich gerecht aufteilen.

Insgesamt aber erscheint DÖRING (1997) CMC für die Überwindung von sozialen und hierarchischen Barrieren ungeeignet zu sein. Nach ihrer empirisch untermauerten Einschätzung tendiert sie eher dazu, herkömmliche Interaktionsmethoden zu verstärken, als neue zu schaffen. Das Medium wird zum Beispiel immer noch mehr von Männern als von Frauen genutzt auch wenn die untersuchte Annäherung der Geschlechter fortschreitend ist. In der Untersuchung

der Institutionen, die eine suizidale Klientel ansprechen, wird die Geschlechtergewichtung deshalb auch einen zu erfragenden Gesichtspunkt darstellen. BAACKE, FERCHHOFF und VOLLBRECHT (1997) sehen die neuen Kommunikationstechnologien für die Mehrzahl der Bevölkerung physisch, kulturell, technisch und auch finanziell noch für lange Zeit als sehr eingeschränkt oder gar nicht zugänglich an. Für sie ist eine globale wie nationale medienkompetenzbezogene Ungleichheit längst entstanden, und die Freiheit im Cyberspace ist empirisch sehr ungleich verteilt und wird es nach ihrer Einschätzung auch bis auf weiteres bleiben. Gegen diese Einschätzung sprechen die unter Punkt 8.2 bereits erwähnte JIM-STUDIE 2001 und die 14. SHELLSTUDIE 2002, die Ungleichheiten zwar weiter einräumen, aber auch eine stetige Annäherung zwischen den befragten Bildungstypen ausmachen konnten. Dabei darf kritisch, wie MANTOVANI (1994) auch erkannte, nicht außer Acht gelassen werden, dass jede Technologie auch ein Machtinstrument ist, das diejenigen favorisiert, die Kompetenz haben, auf Kosten derer, die sie nicht haben.

DÖRING (1996) hält in diesem Zusammenhang eine neue Demokratisierungswelle für unwahrscheinlich, denn durch Zugangsbarrieren bilden sich gesellschaftliche Strukturen auch in Computernetzen ab. Zwar ist Diskriminierung durch Aussehen, Alter oder Status unwahrscheinlicher, dafür sind Schreibstil, Eloquenz, technischer Kenntnisstand und technische Ausrüstung neue Machtressourcen, die auch nicht gleichmäßig oder gerecht verteilt sind.

Einer Demokratisierung des neuen Mediums steht auch die Tatsache entgegen, dass jeder Nutzer auf dem Netz Spuren hinterlässt. Diese können zur Kontrolle, Überwachung oder zur gezielten Verbreitung von Fehlinformationen genutzt werden, was suizidgefährdeten Adoleszenten, den Gebrauch des Mediums sicher nicht vereinfachen hilft und entsprechende Gefahren der Verstärkung suizidaler Tendenzen birgt. Das Medium Internet ist zudem nicht gefeit vor Einflussnahmen, wie sie bereits ältere Medien erfahren mussten, wo der öffentliche Diskurs zu Werbung zu einer immer 'seichter' werdenden Unterhaltung verkam.

Perspektivisch könnte auch die Nutzung bzw. der Einsatz von Instant Messengers für institutionelle Beratungs- und Hilfsangebote und ihre potentiellen Klienten, die über das Internet computervermittelt kommunizieren, bedeutsam werden. Dieser seit 1997 nutzbare Service bietet mittels kostenloser Programme die Möglichkeit, online Gespräche zu bestimmten und vorher definierten Personen zu führen. Die

Einrichtung und Führung von klar umgrenzten Selbsthilfegruppen ist dabei ebenso denkbar wie persönliche Unterhaltungen in Echtzeit. Damit ließen sich im Hinblick auf akut Suizidgefährdete Probleme des möglichst zeitnahen und situativen Reagierens auf suizidale Appelle im Internet lösen. Sollte sich der von dem jungen US-Unternehmen Visitalk.com ([www.visitalk.com](http://www.visitalk.com)) auf der Internet World Fall in New York Anfang Oktober 2002 vorgestellte Messenger durchsetzen, so ist über die Sprache hinausgehend noch der Einsatz von Videos und die Übertragung anderer multimedialer Daten vorgesehen. Dies wären Optionen, innerhalb und außerhalb des Internets, CMC den kommunikativen Face-to-face-Kontakten anzugleichen.

## **8.5 Informationsüberflutung**

Die sogenannte 'moderne Informationsgesellschaft', geprägt von rasch ansteigenden Wissensmengen, macht den Umgang und die Verarbeitung von Informationen zunehmend alltäglich, aber auch problematisch für die Informationsbeschaffung und Auswertung der eingeholten Informationen. Die Zunahme der Informationen und die daraus wachsende Bedeutung der möglichst effektiven Übermittlung stellt den Menschen vor die Schwierigkeit des Umgangs mit dem daraus resultierenden Wissen. Das Internet hält als Medium eine Fülle von ungefilterten und unsortierten Informationen bereit. Es ermöglicht sicher einerseits Verbesserung der Informationsbeschaffung, indem Nutzer leichter und schneller spezifische Informationen finden können, aber andererseits kann es nach SCHOLL und PELZ (1996) durch die relative Unstrukturiertheit des Netzes leicht zu einer Informationsüberflutung (information overload) kommen. Sie entsteht, wenn der Nutzer zuviel ungefragte Informationen an –bzw. aufnimmt. Er ist dann nicht mehr in der Lage, die Informationsmenge in einer angemessenen Zeit zu selektieren und zu verarbeiten. Die individuelle Lesegeschwindigkeit und die kognitive Komplexität begrenzen die Informationsverarbeitungskapazitäten. Weitere Ursachen für die Informationsüberflutung sind die vermehrte Kommunikation, die Asynchronität und die unbegrenzte Speicherung der Kommunikationsinhalte.

Wichtig für den Umgang mit dem Internet ist das Erlernen bzw. das Vorhandensein einer gewissen Entscheidungsfähigkeit. Die Informationen müssen schnell überflogen und nach Wichtigkeit gewertet werden. Große Mengen an

Informationen müssen übersprungen werden, wenn sie unwichtig erscheinen. Die Nutzer von elektronischen Diskussionsforen lesen gemäß SCHOLL und PELZ (1996) zum Beispiel nur 20 % der erhaltenen Beiträge. Zwar können mit der Hilfe von geeigneter Software Informationen einfach strukturiert, selektiert und sortiert werden, aber der selbstverantwortliche Umgang mit der Informationsflut muss dennoch erlernt sein, respektive erlernt werden. Strukturierung und Kanalisierung von Informationen, Evaluierung von Qualitäten, fachübergreifendes Denken und die Fähigkeit zur Bildung eigener Meinungen werden gewiss dazu gehören, und es bleibt fraglich, ob diese Fähigkeiten bei suizidgefährdeten Adoleszenten gegeben sind bzw. überhaupt noch eine gravierende Rolle spielen. In diesem Zusammenhang stellen SCHOLL und PELZ (1997) fest, dass bei seltenem Gebrauch des Mediums die Gefahr der Informationsüberflutung als wesentlich größer einzuschätzen sei, als dies mit zunehmender Medienerfahrung der Fall zu sein scheint. Sie gehen davon aus, dass bei zunehmender Erfahrung mit dem Internet die Anwendungskompetenz steigt und es zu einer geringeren Informationsschwemme kommt, da sich intensive Netznutzer durch negative Begleiterscheinungen nicht in ihrer Nutzungsintensität stören lassen. Es ist anzunehmen, dass eine positive Einstellung zum Medium und seiner Nützlichkeit auch die subjektive Toleranzschwelle erhöhen kann und dieses bei Adoleszenten, die selbstverständlich und ohne größere Berührungsängste mit den neuen Medien aufwachsen, der Fall sein dürfte.

## **8.6 Internetsucht**

Mit zunehmender Nutzung des Internets und der daraus entstandenen virtuellen Realität als Bestandteil gesellschaftlicher Realitäten erhoben Kritiker des Mediums und des Computers allgemein immer öfter die Frage, ob das Internet ein gefährdendes 'Suchtpotential' böte und 'Suchtgefahren' in sich berge. Der Begriff 'Internetsucht' (internet addiction bzw. Netaddiction), aufgeworfen von dem New Yorker Psychiater IVAN GOLDBERG, war zuerst nur als Witz gemeint, doch mit einem Artikel der New York Times im Februar 1995, der die Gefahr der 'Internetsucht' thematisierte und diesbezüglich Aufklärungsversuche unternahm, mehrten sich Untersuchungen zu diesem Thema.

In Deutschland führte die Berliner Humboldt-Universität (Lehrstuhl für



Pädagogische Psychologie und Gesundheitspsychologie) 1999 eine Pilotstudie als Online-Erhebung über einen Zeitraum von 3 Monaten durch. Die Stichprobe erwies sich bei mehr als 10.000 Teilnehmern mit dabei 9.000 vollständigen Daten als repräsentativ im direkten Vergleich mit 3 repräsentativen bundesdeutschen Studien, wenngleich der Altersdurchschnitt der Befragten etwas niedriger lag. Durch die Befragung wurde ein Instrument zur Erfassung der Verhaltensauffälligkeit 'Internetsucht' entwickelt, das aus fünf Subskalen zu folgenden Kriterien besteht: Kontrollverlust, Einengung des Verhaltensraumes, Entzugerscheinungen, Toleranzentwicklung und negative soziale Konsequenzen. Auf Grundlage dieser 5 Kriterien konnte ermittelt werden, dass 3,18 % der Teilnehmer dieser Online-Erhebung die Verhaltensauffälligkeit 'Internetsucht' aufwiesen. 34 Stunden pro Woche nutzten diese Personen das Internet, und vor allem Jugendliche, mit 6.0 % der Mädchen und 8,2 % der Jungen unter 18 Jahren, sind davon betroffen. Im Hinblick auf suizidgefährdete Adoleszenten sind dies äußerst bedenkliche Zahlen, und wenn es zutrifft, dass die suchtfördernde Nutzung des Internets Verhaltensauffälligkeiten, wie Einengung des Verhaltensraumes und negative soziale Konsequenzen begünstigt, dann könnten sich bei suizidgefährdeten Adoleszenten eben diese dort bereits ähnlich vorhandenen Auffälligkeiten verstärken.

Untersuchungsergebnisse, wie sie in der 14. Shellstudie (2002) mit einer durchschnittlichen Nutzung des Internets bei Jugendlichen im Alter zwischen 12-25 Jahren mit 7 Stunden pro Woche nicht bestätigt wurden. Einzig hinsichtlich der Geschlechterverteilung zeigten sich deutliche Unterschiede. „So sind es die männlichen Jugendlichen, die hier mit fast 9 Stunden pro Woche deutlich über den weniger als 5 Stunden der weiblichen Jugendlichen liegen“ (14. Shell Jugendstudie, 2002, S. 82). Weitere Ergebnisse legte SEEMANN, Betreuer der Internet-Ambulanz der Universität München, im Jahre 2000 vor. Er stellte einen Krisenkatalog auf, in dem sechs typische Abhängigkeitsmerkmale beschrieben werden:

1. Der Verlust des Zeitgefühls – Abhängige wissen nicht, wie viel Zeit sie im Internet verbringen,
2. ein übermächtiges Verlangen, ins Internet zu gehen,

3. das Auftreten von Entzugerscheinungen wie Nervosität, wenn die Verbindung unterbrochen wird,
4. Probleme mit der Familie, am Arbeitsplatz, mit dem Studium, weil so viel Zeit online verbracht wird,
5. Rückzug aus dem Leben und
6. die Fortsetzung des Verhaltens, obwohl die schädlichen Konsequenzen bewusst werden.

Ein zu diesen Kriterien geschaffener Fragenkatalog, der von 1000 Teilnehmern, einer nicht repräsentativen Stichprobe, beantwortet wurde, kristallisierte bei 46 Teilnehmern mindesten 5 dieser 6 Kriterien heraus, womit die „Süchtigen-Quote“ mit 4,6 % höher lag, als die der Berliner Studie (1999). Wissenschaftlich werden diese und weitere, hier nicht erwähnte Studienergebnisse allerdings nicht dahingehend beurteilt, dass das Internet als solches süchtig machen würde. Vielmehr scheint sich eine ohnehin schon beim Nutzer vorhandene Suchtproblematik und einhergehende Persönlichkeitsstörungen durch die Nutzung des Internets zu potenzieren. Darüber hinaus muss mit Blick auf Adoleszente verstärkt der Tatsache Beachtung geschenkt werden, dass diese Nutzergruppe des Internets ein Verhältnis zu dem Medium hat, dass sich mit dem der Erwachsenen nicht vergleichen lässt. SCHORB (1996, S.67) zitiert nach SCHWARZ (1999) hielt dazu fest: „Kinder und Jugendliche haben die Welt in ihrer Sozialisation als Medienwelt erfahren und internalisiert, weshalb auch die informationstechnischen Neuerungen nicht in dem selben Maße wie bei Erwachsenen als Veränderung der Lebenswelt verinnerlicht werden müssen. Als weiterer Begleiter der Sozialisation Jugendlicher treten Neugier und Aufgeschlossenheit gegenüber Neuem hinzu, was dazu führt, dass sie für informationstechnische Angebote empfänglicher sind“. Die Gefahr, die mit der Nutzungsmöglichkeit bzw. Nutzungsgewohnheit des Internets einhergehen mag, ist die wissenschaftlich nicht abgesicherte Vermutung, dass Menschen mit Störungen ihrer Persönlichkeitsstruktur, die in ihrem realen Umfeld nicht erlebten Anerkennungen, Erfolgserlebnisse, Gefühle von Macht und Kontrolle in den virtuellen Raum verlagern. Diese Verlagerung kann u.U. den bestehenden „emotionalen Erlebnismangel“ kompensieren helfen, es kann aber auch zu einem stärkeren Rückzug aus realen Lebenswelten führen. Die sicher zeitgemäße Beherrschung von Computern im allgemeinen und dem

Internet im speziellen kann gerade bei in ihrem Selbstwertgefühl geschwächten Menschen Macht und Überlegenheit bedeuten bzw. suggerieren. Dieses Streben nach Maschinenbeherrschung kann die Entwicklung von Suchtverhaltensweisen begünstigen bzw. Suchtcharakter annehmen, insbesondere dann, wenn Suchtgefährdete und/oder suizidgefährdete Adoleszente annehmen, dass der Computer und die damit verbundene computervermittelte Kommunikation echten sozialen Beziehungen vorzuziehen ist, weil sich das soziale Umfeld hypothetisch u.U. bereits als unkontrollierbar, vieldeutig und zu komplex erwiesen hat.

Eine Befragung, die DÖRING (1996) an 332 Internetnutzern bezüglich ihrer Einsamkeitsgefühle, der Anzahl von Freunden und Bekannten und der Häufigkeit fester Partnerschaften vornahm, ergab keine Unterschiede gegenüber einer Kontrollgruppe. Sie sind sozial gut integriert, und auch eine Realitätsflucht findet nicht statt. Schon rein zeitlich können nach DÖRING (1996) Netzaktivitäten das Alltagsleben nicht ersetzen, da für sie nur ein begrenztes Zeitpensum zur Verfügung steht, und problematische Nutzungsmuster mit Suchtcharakter und Isolation sind Minderheitenerscheinungen. Für die negativen Folgen ist wahrscheinlich nicht nur das Medium verantwortlich, sondern auch situative und differentialpsychologische Hintergrundfaktoren.

Geht man einmal von den beschriebenen Symptomen der Internetsucht, wie z.B. die zeitliche Dimension, aus, so gilt es zu berücksichtigen, dass Neueinsteiger in der ersten Zeit ihrer Nutzung intensiver und faszinierter vor diesem neuen Medium sitzen, wie dies bei anderen Medien, die zum Spielen, Tüfteln und Ausprobieren einladen, auch der Fall ist. Diese Faszination relativiert sich aber nach wenigen Wochen zeitlich und mit dem Zuwachs an Erfahrung und Vermögen. Hinweise auf ein verstärktes Internetsucht-Problem für Jugendliche ergab sich aus einem Forschungsprojekt, das HAHN und JERUSALEM (1997) an der Humboldt Universität in Berlin durchführten. Ausgehend von BANDURAS (1977/1986/1997) sozial-kognitiven Lerntheorie wurde in diesem Projekt die Bedeutung von Konsequenz- und Selbstwirksamkeitserwartungen im Hinblick auf das Phänomen Internetsucht untersucht. Gerade für die Gruppe der Jugendlichen (<20 Jahre) mit hohen positiven Nutzungserwartungen für das Internet konnten dabei substantiell höhere Internetsuchtwerte ausgemacht werden, als bei Teilnehmern mit geringeren positiven Konsequenzerwartungen. Ebenso wiesen Teilnehmer des Projektes, die eine geringere internetbezogene Verhaltensregulationskompetenz hatten, deutlich

höhere Abhängigkeitswerte auf, als diejenigen, die angesichts anderer Aufgaben ihre Internetaktivitäten zurückstellen konnten. Sowohl die Selbstwirksamkeits- als auch die Konsequenzerwartungen interagierten mit der Altersdifferenzierung und ergaben für die Gruppe der Jugendlichen eine höhere Bedeutung.

Nach HAHN und JERUSALEM (1997) spricht die höhere Bedeutsamkeit von Konsequenz- und Kompetenzerwartungen im Jugendalter für eine weitere Differenzierung der potentiellen Bedingungen der Internetabhängigkeit, die sich wiederum an entwicklungspsychologischen Aufgaben des Jugendalters orientiert. Einiges deutet darauf hin, dass dem Internet in der Phase des Übergangs vom Jugend- zum Erwachsenenalter eine funktionale Relevanz für die Bewältigung von Entwicklungsaufgaben zukommen kann.

Für HAHN und JERUSALEM (1997) ist es sogar denkbar, dass Jugendliche im Internet ein Instrument entdeckt haben, das sie bei ihrer Persönlichkeits- und Identitätsentwicklung unterstützt. Beide sehen das neue Medium als Chance, dass den Jugendlichen in einer Phase mit körperlichen, psychischen und sozialen Unsicherheiten ein 'Raum' offen steht, in dem sie gefahrlos neue Rollen und Identitäten ausprobieren können.

Ursächlich ist für die mögliche Entwicklung einer Internetsucht nicht das Medium Internet selbst anzusehen, sondern wohl eher die Persönlichkeitsstrukturen betroffener Menschen, deren latent vorhandenen Sucht- und Fluchtstrukturen sich mit bzw. bei Nutzung des Internets manifestieren können bzw. manifestiert haben.

## **8.7 Zusammenfassende Überlegungen zu den kommunikationstheoretischen Aspekten und Überleitung zur Untersuchungsmethode**

Unter besonderer Berücksichtigung einer adoleszenten, suizidgefährdeten Klientel, das sich u.U. bereits mit dem Kommunikationsmedium des Internet auseinandersetzt bzw. zukünftig auseinandersetzen wird, soll folgendes für die empirische Untersuchung festgehalten werden.

Da Kommunikation als Verhaltensweisen aller Art beschrieben wird, kann suizidales Verhalten auch eine bestimmte, extreme Form von Kommunikation darstellen und als solche auch über das Internet in angekündigter oder verschlüsselter suizidaler Selbstdarstellungsweise Ausdruck finden.

Computervermittelt zu kommunizieren, bedeutet in aller Regel, Nachrichten textbasiert zu vermitteln. Aus dieser Reduzierung auf nur einen Sinneskanal können sich eine Vielzahl von Veränderungen innerhalb der computervermittelten Kommunikationsszenarien und im Vergleich zur Face-to-face-Kommunikation ergeben, wie sie recht kontrovers in den angeführten theoretischen Ansätzen diskutiert werden.

Hinzu kommt, dass die Betrachtung des empirischen Forschungsstandes von CMC darauf hinweist, dass kein Modell erarbeitet werden konnte, das sämtliche Aspekte von CMC umfassend beschreibt, respektive erklärt.

So herrscht in der Literatur auch keine Einigkeit darüber, welche psychosozialen Auswirkungen computervermittelte Kommunikation auf bisherige Interaktionsformen und Kommunikationsstrukturen hat und im Hinblick auf Suizidalität diese vielleicht eher sogar noch begünstigt. Für die Fragestellung, ob das Internet Kommunikationsforum für den Personenkreis suizidgefährdeter Adoleszenten ist, sollen deshalb Institutionen befragt werden, die sich als Hilfs- und Beratungsangebot im Internet unter den Suchbegriffen Suizid und Beratung erfassen ließen. Diese Internetangebote sollen verglichen werden mit Institutionen, die als Hilfs- und Beratungsangebote u.a. auch den Personenkreis Suizidgefährdeter ansprechen, dabei aber den persönlichen Kontakt mit einer Face-to-face-Kommunikation praktizieren.

Da es u.a. aufgrund situativer und persönlicher Faktoren niemals nur 'den Netznutzer' gibt, noch 'den suizidgefährdeten Netznutzertyp', kann das Internet mit seinen Angeboten für ein suizidgefährdetes Klientel auch nicht als globales Konzept für suizidgefährdete Adoleszenten begriffen und eingesetzt werden. Wohl aber - und das gilt es zu ermitteln - als Medium der kommunikativen Möglichkeit und gemäß dem Simulationsmodell als Aspekt der erweiterten Handlungsspielräume. Dies müsste sich dann u.a. entsprechend im Nutzungsverhalten suizidgefährdeter Adoleszenter dem Medium Internet gegenüber widerspiegeln.

Nur im gesamten Interaktionsverlauf ist Verhalten und damit auch Kommunikation, zu verstehen. Kann eine suizidale Handlung - betrachtet man diese isoliert - als unangemessen erscheinen, so konstituiert sich möglicherweise aber gerade diese Handlung in kommunikationstheoretischem Zusammenhang als adäquat und als die einzig mögliche. Damit wird die Beschreibung eines suizidgefährdeten Menschen

als anormal nicht mehr zulässig, und der Krankheitsbegriff als Kategorisierung entfällt. Die Wahl bzw. das Phantasieren der Suizidmethode und die häufig daraus abgeleiteten Hinweise auf Ernsthaftigkeit verlieren ihre Gültigkeit und müssen sich auf ihren kommunikativen und nachrichtlichen Inhalt befragen lassen.

Betrachtet man die Kommunikation als zielgerichtet, dann ist auch eine suizidale Handlungsandeutung oder Äußerung, die im medialen Netz Ausdruck findet, als zielgerichtet zu verstehen und verlangt in diesem Rahmen von seinen Netz-Empfängern nach einem Feedback.

Unterstellt man dem Suizidversuch einen appellativen Charakter, dann kann die Appellfunktion ein mehr oder weniger starker, in performativer Absicht gestalteter, an bestimmte Zielpersonen gerichteter Code sein, der meist in verschlüsselter Form gesendet wird und der Einfluss nehmen soll auf das Denken und Handeln des Anderen. Die Reaktion des signifikant Anderen auf eine suizidale Handlungsankündigung als ein an ihn gerichteter Appell, der als gezielter Versuch verstanden werden kann, wert- und zielrichtungsfrei Einfluss zu nehmen, beschreibt bereits kommunikationstheoretisch das Feedback. Über das Feedback teilt der signifikant Andere dem Suizidanten mit, wie die suizidale Handlung von ihm decodiert wird.

Stellt der Suizidant fest, dass der mediale Code entweder aus Gründen kognitiver Dissonanz nicht verstanden werden kann, oder als nicht ernsthaft und/oder erpresserisch interpretiert wird, hat der Suizidant sein Ziel nicht erreicht. Er wird sein Verhalten verändern, um erfolgreicher zu kommunizieren. Dies könnte zu einer Verschärfung des Codes und schlimmstenfalls zum kommunikativen Ausstieg führen, der die Möglichkeit birgt, einen Suizidversuch oder einen weiteren zu unternehmen, dessen Letalitätswahrscheinlichkeit höher liegen wird, als beim möglichen ersten Suizidversuch.

Das Drama des unwirksamen Appells kann seine Ursachen auch darin finden, dass der signifikante Andere aus fehlendem Wissen über die Suizidgenese die suizidale Handlung bzw. Handlungsankündigung zwar zur Kenntnis nimmt, nicht aber sein praktisches Verhalten dementsprechend verändert (kognitive Dissonanz).

Im Rahmen des virtuellen Netzes sind dem praktischen Verhalten Grenzen gesetzt, die im Kommunikationsverhalten berücksichtigt werden müssen und u.U. eine Ausweitung des kommunikativen Angebotes auf direkt persönliche Begegnung

nach sich ziehen müsste. Institutionen könnten hier verstärkt Grenzen ihrer Einflussnahme sehen und auf dieser Erkenntnis ihr kommunikatives Angebot im Internet auf die Möglichkeit eines persönlichen Kontaktes hin ausweiten. Für suizidgefährdete Netznutzer dürfte das Medium Internet aufgrund der fehlenden Sinneskanäle die Freiheit in der Selbstdarstellung vergrößern, bei gleichzeitiger Gefahr, dass das Medium eben auch anregen kann zu Selbstdarstellungen, die mitnichten der Identität und Individualität der jeweiligen realen Welt des Nutzers entsprechen müssen. Institutionen, die im Internet aktiv ihre Hilfe anbieten, müsste die Differenzierung der Ernsthaftigkeit der Anfragen über das Netz dabei zunehmend schwerer fallen bzw. in Frage gestellt werden.

Wird die Vermittlung von Sachinhalten als Voraussetzung verstanden, dass ein Mensch sich orientieren und handeln kann, so erhält dieser Aspekt für die Suizidgenese besondere Relevanz.

Befindet sich ein Mensch in einer suizidalen Krise, wird sein gegenwärtiges und zukünftiges Handeln, d.h. ob er suizidiert oder nicht, u.U. auch davon abhängen, welche Informationen er zu diesem Thema erhalten kann. Da gesellschaftliche Normen in der Regel verhindern, zu diesem Themenbereich exakte Auskünfte zu erhalten, könnte sich das Internet als informelles Medium anbieten, in dem es Jugendlichen ermöglicht wird, an für sie verständliche Informationen über suizidale Gefährdung und deren Bewältigung zu gelangen. Im Hinblick auf den psychodynamischen Aspekt eines in seinem Selbstwertgefühl verunsicherten suizidgefährdeten Menschen, stellt sich die Frage, wie das Internet als emotionale Dimension auf der Beziehungsebene von Institutionen eingeschätzt wird und ob das Internet die Möglichkeit birgt, eine Sachinformation immer auch gleichzeitig unter Aspekten der Wertschätzung und einem weitgehenden Verzicht von Lenkung und Kontrolle zu verstehen.

Wird über das Internet Kontaktaufnahme und Kommunikation mit suizidalen Adoleszenten angestrebt, müsste allein deshalb um so empathischer verfahren werden, da ein Abbruch der Beziehung im Netz für den Angebotsnutzer, sofern keine persönliche Annäherung stattgefunden hat, erst einmal endgültig ist. Gelingt es aber, das Feedback wirksamer und verständlicher zu gestalten, neue Kommunikations- und Verhaltensformen zu erproben und einzuüben, die Fähigkeit

zur Konfliktbereitschaft zu entwickeln und Konflikte so auszutragen, dass die Lösung nicht die Niederlage des anderen bedeutet, dann könnte das Internet als Annäherung an das übergreifende Ziel einer Humanisierung der zwischenmenschlichen Beziehungen und ihrer Kommunikation verstanden werden. In diesem Zusammenhang soll auch eruiert werden, welche Suizidtheorien, respektive welche eigenen institutionellen Konzepte, der kommunikativen Arbeit der angeschriebenen Institutionen zugrunde liegen.

Geht man von dem Imaginationmodell aus, nach dem sich die durch CMC entstandenen Informationslücken analog zu dem psychoanalytischen Konzept der Projektion mit Wünschen, Phantasien und Befürchtungen füllen, sind auf dieser Grundlage Online-Beziehungen denkbar, die sich durch eine hohe Emotionalität und tiefe Verbundenheit auszeichnen und die einem möglichen suizidalen Verhalten entgegenwirken können.

Wird Kommunikation vor diesem Hintergrund verstanden, so werden Verhaltensänderungen oder sogar Persönlichkeitsentwicklungen denkbar, die derart strukturiert sind, dass auch der vermeintliche Verlust oder aber das Fehlen eines Lebenssinns, d.h. der Widerspruch zwischen dem Ist- und dem Sollzustand, mit Hilfe kommunikativer Kompetenz so bewältigt werden kann, dass suizidale Handlungen nicht mehr als einziger Ausweg gesehen werden.

Darin liegt die Herausforderung, die es zu verifizieren gilt, aber auch eine Verantwortung all derer, die im direkten Klientenkontakt in der pädagogischen oder psychologisch-therapeutischen Praxis stehen, losgelöst davon, ob sie sich in Arbeitsfeldern befinden, in denen sie mit als suizidal eingestuften Klienten arbeiten - oder eben nicht, und auch losgelöst davon, in welchem kommunikativen Rahmen sie ihrer Klientel begegnen.

Mit dem Internet ist ein Medium kreiert worden, das Menschen weltweit kommunikativ miteinander in Kontakt treten lässt und durch Zeit und Ort bestimmte Distanzen zu überbrücken hilft. Bestehende Forschungsansätze computervermittelnder Kommunikation und die für die Untersuchung relevant erscheinenden sind in Tabelle 5 dargestellt.



**Tabelle 5** Empirische Studien zur computervermittelnden Kommunikation

<b>Autoren/Design</b>	<b>Stichprobe/Methoden</b>	<b>Ergebnisse</b>
Kiesler/Siegel (1984) (Reduced Social Cues Modell) X01	Experimentaluntersuchung -mit Gruppen zu je 3 Personen; Gruppenaufgaben: Face-to-face, CMC, Kontrollgruppe	Gleiche Effektivität, aber CMC: weniger Konsens u. mehr Feindseligkeit
Wetzstein/Dahm/Steinmetz (1991-1994)  (Soziale Informationsverarbeitung)	N=469 (deutschsprachige Netznutzer Langzeitstudie Inhaltsanalyse Interview (N=38 telefonisch, N=53 persönlich mit qualitativer Auswertung); Gruppendiskussion Beobachtungen, schriftl. Befragungen	Defizite in nonverbaler Kommunikation werden mit Symbolen (Akronymen) od. expliziter Verbalisierung kompensiert. 84% erlebten das Internet als Bereicherung zur Kontakt und Kommunikationsaufnahme.
Döring (1994)  (Kanalreduktionstheorie) X01	N=332 Fragebogenstudie unter Netznutzern unter Zuhilfenahme der Einsamkeitsskala der Universität of California Los Angeles	Ergänzungshypothese, d.h. persönlicher Bekanntenkreis wird durch Netznutzung ergänzt. Widerlegt die Substitutionshypothese im Rahmen der Kanalreduktionstheorie.
Parks/Floyd (1996) (Rationale Medienwahl) X01	N=? Fragebogenstudie zur Intensität der Nutzung der Kommunikation im Netz	Widerlegten die Theorie der rationalen Medienwahl und kamen zum Ergebnis der Gleichwertigkeit von CMC zur Face-to-face-Kommunikation
Kraut et al. (1998)  Kanalreduktionstheorie	N=169 Längsschnittstudie Neu: automatisiertes objektiviertes Verfahren zur Messung der Internetnutzungsintensität	Reduzierung der sozialen Kommunikation auch bei geringer Nutzungsintensität und Erhöhung des Depressions- und Einsamkeitsempfindens. CMC ersetzt nicht Face-to-face

Zukünftige Möglichkeiten der Übertragung von Bild- und Toninformationen und die kostengünstiger werdenden Tarife für die Internetnutzung können einige Nachteile der derzeitigen CMC beseitigen. Die Face-to-face-Kommunikation wird aber auch durch sie sicher nicht gänzlich ersetzt werden können.

In der öffentlichen, aber auch in der sozialwissenschaftlichen Diskussion wird im Zweifelsfall lieber von negativen Konsequenzen ausgegangen und zur Vorsicht gemahnt. Das Problem der Kontaktarmut ist zum Beispiel nur ein Seitenaspekt der

Computerisierungs- und Vernetzungsfolgen und zudem empirisch widerlegbar. Eine Fehlattribution bei einem so wichtigen Thema wie Einsamkeit wäre auch nach DÖRING (1996) schädlich. Die Aufmerksamkeit könnte von politisch zu verantwortenden Isolationsrisiken wie Armut und Arbeitslosigkeit ablenken. Andere Aspekte wie die Anbindung der Entwicklungsländer, die Machtkonzentration oder die Gebührenstruktur blieben unberücksichtigt. Das Problem ist nicht der Ausschluss von Netznutzern aus dem 'normalen' sozialen Leben, sondern umgekehrt der Ausschluss von Bürgern aus der Netzwelt. Ihnen könnten dabei Qualifikationschancen und diverse Kontakt- und Freizeitmöglichkeiten entgehen. Selbst Vernetzungskritiker plädieren für den Zugang für alle zum Netz.

Menschen sind tagtäglich von den unterschiedlichsten Medien, dem Fernsehen, dem Videorecorder, dem Computer und/oder auch dem Internet u.a. umgeben, und es ist zu erwarten, dass sich diese schon vorhandene Medienvielfalt ausweiten wird. Von den Menschen wird dabei eine kompetente und zielgerichtete Nutzung gefordert. Das Erlernen von Medienkompetenz wird dadurch zu einer der wichtigen Fähigkeiten in unserer Kultur. Die Vermittlung dieser Kulturtechnik aber ist mitnichten derzeit in ein ganzheitliches und gesellschaftliches Erziehungsziel eingebettet. Der Erwerb von Medienkompetenz findet bislang im gesamten Bildungswesen nicht die Spiegelung, die angesichts einer rasant fortschreitenden Entwicklung als angemessen angesehen werden sollte.

Die Erkundung des Internets und seiner Dienste gleicht einem Probieren und Basteln mit den Möglichkeiten. Die Menschen lernen, Verknüpfungen zwischen den unterschiedlichsten Medieninhalten (Bild, Ton und Text) herzustellen. In einem schnellen Medium wie dem Internet ist das Erlernen von Stille und Innehalten wichtig. Nur so kann die nötige Distanz zu den erfassten Inhalten gewahrt werden, um eine Deutung des Wahrgenommenen vorzunehmen. Die aufkommenden Gedanken müssen verglichen und vertieft werden. Erst dann ist ein echtes Verstehen möglich.

Es ist davon auszugehen, dass CMC in immer mehr Bereiche des Lebens vordringen und für immer mehr Menschen zum Alltag gehören wird. Vermutlich werden sich pädagogische, sowie psychologische Fachbereiche zunehmend stärker mit den Auswirkungen computervermittelter Kommunikation beschäftigen müssen. Zu erwarten ist dabei das Auftreten folgender Fragen: Wie wirken sich die neuen

sozialen Erfahrungen und die Kommunikation über alle Grenzen und Kulturräume hinweg auf unsere Identität aus? Wie verändern sich Lebensentwürfe, Vorstellungen und Verhaltensmuster, wenn über das Internet eine umfangreiche Palette neuer/anderer kulturübergreifender Lebensentwürfe, Vorstellungen, Menschenbilder und Verhaltensmuster zur Verfügung, zur Auswahl steht? Welche Wirkungen hat das alles auf die Menschen, bestehende Menschenbilder und das Menschsein schlechthin? Wie wirkt es sich aus, wenn ein Mensch die im realen Leben lebensnotwendigen Abwehrmechanismen bei seiner Online-Identität fallen lässt? Was ist, wenn ein Mensch online emotional Erfolge, z.B. beim Flirten, für sich verbucht, diese ihm im realen Leben in Face-to-face-Situationen aber vorenthalten bleiben? Und welchen Einfluss kann/hat das Internet auf Menschen in Krisen? Welche Wirkung haben im Internet aktive Institutionen auf den Personenkreis von suizidgefährdeten Adoleszenten, und welchen Einfluss üben Informationsangebote, aber auch Suizidforen, auf eben diese Klientel aus. Die Technologie verändert uns als Menschen und sie verändert unsere Beziehungen. Welche Folgen und Wirkungen CMC letztlich mit sich bringen wird, kann sicher erst über einen längeren Zeitraum empirisch valide festgestellt werden. Zum jetzigen Zeitpunkt ist das empirische Datenmaterial für eine genaue Analyse noch zu dürftig. Gemäß WELZ (1994, S.53), von dem folgendes Zitat stammt: „Selbstmordhandlungen - ob vollendete Suizide oder Suizidversuche - sind menschliche Verhaltensweisen und unterliegen damit wie andere Verhaltensweisen auch normativen gesellschaftlichen Bewertungszusammenhängen“, soll in der empirischen Untersuchung deshalb auch den möglichen Bewertungszusammenhängen von Institutionen dem Medium Internet gegenüber nachgegangen werden. Dafür werden, sowohl Institutionen die bereits aktiv im Internet tätig sind, als auch solche, die den persönlichen und direkten Kontakt zu ihrer Klientel als Arbeitsausrichtung verfolgen und in Face-to-face-Kommunikationen praktizieren, befragt. Mit Blick auf den Personenkreis suizidgefährdeter Adoleszenter stehen dabei Fragen, nach den von beiden Institutionstypen gesehenen Chancen und Grenzen einer Arbeit im Internet bzw. Arbeits- Angebotsausweitung auf das neue Medium Internet, im Vordergrund.

## **Teil II: Empirischer Teil; Konzeption und Durchführung**

## **9. Fragestellungen und methodischer Ansatz der Untersuchung**

Wie aus dem kulturhistorischem Abriss dieser Arbeit zum Phänomen Suizid deutlich wird, haben soziale Normen und Bewertungen aus ethischen, juristischen, philosophischen, kirchlich-religiösen u.a. Gesamtzusammenhängen bis heute stets Einfluss auf die Umgangspraxis mit Suizidanten/Suizidversuchern. Tabuisierungen suizidaler Handlungspraxis gehören dabei ebenso dazu wie Sanktionierungen suizidaler Verhaltensweisen. Wie beschrieben, setzte mit der Zeit der Aufklärung in Europa eine langsam fortschreitende Gegenströmung zur Tabuisierung und Sanktionierung von Suizidhandlungen ein und damit ein wissenschaftliches Interesse am Suizid, das sowohl den Beginn empirischer Suizidforschung, als auch Bestrebungen zur Intervention nach sich zog.

Die zentrale Frage dieser Arbeit zielt neben der deskriptiven Datenerfassung der befragten Institutionen und ihrer Klientel darauf ab, zu einer Einschätzung zu kommen, ob das Internet als Kommunikationsforum von suizidgefährdeten Adoleszenten genutzt wird bzw. nach Einschätzung von Hilfs- und Beratungseinrichtungen als geeignetes Medium erscheint. Eine Differenzierung nach den Geschlechtern soll dabei ebenso berücksichtigt werden wie die Herauskristallisierung der den Kontaktaufnahmen zugrunde liegenden krisenbedingender Ursachen. Insgesamt soll eine interaktive Zuordnung der einzelnen herausgearbeiteten Theorien zum Suizid und zur (computervermittelten) Kommunikation erfolgen.

Befragt werden Institutionen, die im Internet vertreten sind, dies planen, oder aber mit ihrem institutionellem Angebot suizidgefährdete Adoleszenten, losgelöst vom Netz, ansprechen. Der Schwerpunkt der Befragung per versandten Fragebögen wird auf der Herausarbeitung der jeweils institutionell gesehenen Chancen und/oder Grenzen liegen, die das Internet als Kommunikationsforum über einen E-Mail-Austausch im Umgang mit Suizidgefährdeten bietet. Diese Daten sollen dann zwischen den Institutionen, die sich nach eigener Einschätzung aktiv dem Internet zugewandt haben und denen, die sich selbst als nicht aktiv im Internet agierende Institutionen bezeichneten, verglichen werden. Bei den Institutionen, die sich als aktiv im Internet bezeichneten, wird die jeweils praktizierte Nutzungsform des Internets in der Datenerhebung und Auswertung, unberücksichtigt bleiben.

## 9.1 Methodischer Ansatz

WOTTAWA (1984) kommt nach einer kritischen Auseinandersetzung mit gegenwärtig gängigen Forschungsstrategien und Modellen in der Psychologie zu dem Schluss, dass die noch vorherrschende Konzentration der Methodendiskussion auf Fragen der statistischen Signifikanzprüfung von Einzelhypothesen in keinem angemessenen Verhältnis zu deren tatsächlichen Nutzen für den wissenschaftlichen Fortschritt stehe. Vielmehr lege der entscheidende Nutzen der Forschung im Entwickeln von neuen, zur Beschreibung empirischer Regelmäßigkeiten *besser* als bisherige Vorschläge geeigneter Modelle, also in der Präzisierung, Erweiterung oder Neuschaffung von hypothetischen Ansätzen.

Im Hinblick auf vorliegende Forschungsstände zur computervermittelten Kommunikation und der Fragestellung der vorliegenden Arbeit, sollen WOTTAWAS (1984) Ausführungen verfolgt werden. Zur Gewinnung von Daten, die deskriptive und u.U. hypothesengenerierende Aussagen zur Fragestellung zulassen, wurde eine Fragebogenstudie konzipiert, die sich an Kriseninterventions-Institutionen richtet. Nicht sicher wissend, ob es sich bei den angeschriebenen Institutionen um im Internet vertretene und über dieses Medium agierende oder nicht im Internet vertretene/agierende handelte, wurden jeweils zwei unterschiedliche Fragebögen (s. Anhang 1 und 2) verschickt. Auch wenn derartige Befragungen, durch retrospektive Angaben und subjektive Einschätzungen, die nicht unbedingt den objektiven Verhältnissen entsprechen, die Gefahr von Verfälschungen mit sich bringen, ließen sich im Rahmen dieser Arbeit keine automatisierten und objektiven Aufzeichnungsverfahren oder Zeitreihenanalysen durchführen.

Die dieser Arbeit zugrundegelegten veröffentlichten Studien zum Forschungsstand der computervermittelten Kommunikation bleiben auch bei zeitlich oder technisch hohem Aufwand widersprüchlich (WETZSTEIN/DAHME/STEINMETZ, 1991-1994, KRAUT et al. 1998 u.a.) und spiegeln zudem explizit nicht die theoretischen Hintergründe wieder, die für suizidgefährdete Adoleszenten wichtig erscheinen. Die in Studien teilweise eingesetzten standardisierten Tests (vgl. DÖRING 1994) erschienen nicht übertragbar, so dass neue Fragebögen entwickelt werden mussten.

## 9.2 Bestimmung der Erhebungsinhalte

Die Gestaltung der Fragebögen wurde in folgende Relevanzbereiche gegliedert und den Erfassungs- und Bearbeitungsmethoden (vgl. Tab. 6) gegenübergestellt.

Tabelle 6 Relevanzbereiche des empirischen Teils

Relevanzbereiche	Erfassung und Untersuchungsmethoden
1.) Bestand der jeweiligen Institutionsangebote in Jahren	Deskriptive Erfassung; T-Test für unabhängige Stichproben
2.) Vertretung bzw. informelle Erwähnung im Internet	Quantitativanalytische Auswertung; T-Test für unabhängige Stichproben
3.) Institutionelle Klientenfrequentierung insbesondere durch Suizidgefährdete/Adoleszente	Deskriptive Erfassung; T-Test zwischen den im Netz aktiven und den nicht im Netz aktiven Institutionen
4.) Geschlechterverhältnis bei den Kontaktaufnahmen suizidaler/suizidgefährdeter Klienten	Deskriptive Erfassung; T-Test für unabhängige Stichproben
5.) Zeitpunkt des Internetzugangs der bereits im Internet aktiven Institutionen	Deskriptive Erfassung; Korrelation zw. Zeitpunkt institutionellem Bestand und Hinwendung ans Netz
6.) Altersgruppenvergleich der Klientenkontakte und deren Veränderung nach Aufnahme von Netzaktivität	Deskriptive Erfassung der Häufigkeitsverteilungen; Chi-Quadrat-Verfahren
7.) Krisenbedingende Ursachen der Kontaktaufnahmen mit den jeweiligen Institutionen	Deskriptive Erfassung; Auswertung der jeweils offenen Kategorien; Chi-Quadrat-Verfahren
8.) Institutionelle Arbeitsaktivitäten	Deskriptive Erfassung; Chi-Quadrat-Verfahren
9.) Diskutierte Gründe beider Institutionen, nicht aktiv ins Internet zu treten/getreten zu sein	Deskriptiv Erfassung; inhaltsanalytische Auswertung offener Kategorien, Näherungsmatrix zwischen den Institutionstypen
10.) Grenzen des Internets für institutionelle Arbeitsaktivitäten mit suizidalem/suizidgefährdetem Klientel	Deskriptive Erfassung; Vergleich mittels Chi-Quadrat-Verfahren
11.) Aspekte, die den Schritt ins Internet begünstigten	Deskriptive Erfassung, sowie offene Kategorie und inhaltsanalytische Auswertung
12.) Chancen des Internets für institutionelle Arbeitsaktivitäten der bisher nicht im Internet aktiven Institutionen	Deskriptive Erfassung sowie offene Kategorie und inhaltsanalytische Auswertung
13.) Berücksichtigung von Suizidtheorien	Deskriptive Häufigkeitserfassung verwandter Suizidtheorien; Chi-Quadrat-Verfahren
14.) Konzepte für Arbeit mit suizidalem bzw. suizidgefährdetem Klientel	Erfassung mittels offener Kategorie, inhaltsanalytische Auswertung

Die in Tabelle 6 dargestellten Relevanzbereiche der Untersuchung sollen daneben die ausführliche Analyse bisheriger Studien über Suizidtheorien, das Verhältnis von Suizidgeschehen/Suizidverhalten und der Adoleszenz, sowie dabei ablaufende kommunikative Prozesse und den Forschungsstand computervermittelter Kommunikation berücksichtigen.

### **9.3 Darlegung des Erhebungsinstrumentes**

Auf Grundlage erstellter Tabelle 6 und unter Berücksichtigung ihrer Inhalte wurden 2 Fragebögen konzipiert. Um Vergleiche zwischen beiden Fragebögen nach der Datenerhebung möglich zu machen, war es wichtig, inhaltlich vertretbare Übereinstimmungen zwischen beiden zu bewahren. Dabei sollte, wie bereits ausgeführt, eine soziodemographische Beschreibung der angeschriebenen Institutionen und ihrer Arbeit mit Suizidgefährdeten erfolgen. Im Hinblick auf den Forschungsstand der computervermittelten Kommunikation sollten die Faktoren aufgegriffen und verifiziert werden, die den Kriseninterventionsinstitutionen in ihrer Arbeit mit Suizidgefährdeten und dem Internet als interaktive Chancen bzw. Grenzen bedeutsam sind bzw. sein könnten. Hinzu kam die Erfassung der institutionellen Aktivitäten, deren jeweilige Häufigkeit ins Verhältnis zu den Aussagen der gesehenen Chancen und Grenzen des neuen Mediums Internet gesetzt werden sollte. Für den 'Untersuchungsgegenstand' Internet als Kommunikationsforum und suizidgefährdete Adoleszente erschien es angesichts der Dürftigkeit vorliegender empirischer Aussagen zudem notwendig, die krisenbedingenden Ursachen für die Kontaktaufnahmen mit den Institutionen zu erfassen und sie in Abgleich zu den von den Institutionen benutzten Suizidtheorien sowie eigenen institutionellen Konzepten für die Arbeit mit suizidgefährdeter Klientel zu bringen.

Ein besonderes Augenmerk soll den Institutionen, die bereits Erfahrungen im interaktiven Umgang mit dem Internet haben, gewidmet werden. Bei ihnen war es wichtig, bezogen auf die Nutzung des Internets, die möglichen Einstellungsveränderungen zu den angenommenen bzw. gesehenen Chancen und Grenzen zu erfassen. Bei den im Internet bereits vertretenen Einrichtungen kam noch der Gesichtspunkt der Veränderung der Kontaktaufnahmen für die unterschiedlichen Altersgruppen hinzu. Mit der dazu konzipierten geschlossenen Frage mit Alternativvorgabe sollte abgeschätzt werden, ob sich insbesondere bei



suizidalen bzw. suizidgefährdeten Adoleszenten die Häufigkeit des Kontaktaufnahmeverhalten veränderte.

Die Schwierigkeit bei der Fragebogengestaltung bestand in der komprimiert-fokussierten Zusammenfassung des multikausalen Bedingungsgefüges rund um bestehende Suizidtheorien, der Adoleszenz, der Verknüpfung mit den Forschungsständen computervermittelter Kommunikation und einer adäquaten Operationalisierung. Einige erwähnte Aspekte mussten dabei unberücksichtigt bleiben. Angesichts des deskriptiven, respektive explorativen Untersuchungsansatzes sollte eine Grundlage für neue Forschungsansätze rund um den beschriebenen Bereich geschaffen werden. Die Untersuchung, als empiriebasierte und quantitative Exploration, wurde so angelegt, dass sie durch die Darstellung und Aufbereitung erhobener quantitativer Daten, bislang unberücksichtigte Muster und Regelhäufigkeiten in Messwerten sichtbar werden ließ und dazu beitrug, Theorien und Hypothesen zu postulieren, die dann explanative Untersuchungen nach sich ziehen können. Ein angesichts des bestehenden Forschungsstandes zur computervermittelten Kommunikation wohl notwendiges und wünschenswertes Ziel.

## **10. Durchführung der Untersuchung**

Die Untersuchung, konzipiert als Fragebogenstudie, wurde in zwei zeitlich versetzten, Durchgängen durchgeführt. 2 Durchgänge deshalb, da der Rücklauf auf die ersten Mitte November 2000 versandten 150 ausgesandten Fragebögen mit knapp ca. 25 % als eher dürftig zu bezeichnen war und sich im zweiten zeitlich günstigerem (zum Jahresbeginn 2001) Durchgang mit ca. 52 % als erfolgreicher erwies. Zeitgleich mit der zweiten Verschickung verhalfen 'Erinnerungstelefonate' bei den erstangeschriebenen Institutionen zu einer Rücklaufsteigerung, so dass insgesamt ein Rücklauf von annähernd 38 % erreicht werden konnte.

Nach einem ersten Datenüberblick wurde deutlich, dass lediglich 7 im Internet vertretene Institutionen tatsächlich einen interaktiven und kommunikativen Kontakt via E-Mail mit ihrer Klientel unterhalten. Diese Tatsache führte zu einer 2. Untersuchung, die qualitativ, im Wege eines telefonischen explorativen Interviews, mit 6 dieser 7 Einrichtungen durchgeführt wurde (vgl. Punkt 12ff).

## 10.1 Beschreibung der Untersuchungsobjekte und der Datenerhebung

Die Untersuchung richtete sich an Institutionen, die mit einem informativen, beratenden, therapeutischen oder auch klinischen Angebot offen stehen für Menschen in Krisensituationen im Allgemeinen und Suizidgefährdete im Speziellen. Da suizidgefährdete Adoleszente zur Auswahlsgesamtheit aller zählen, die in Kontakt zu aufgeführten Institutionen treten, war bei der Auswahl der Institutionen auf solche zu achten, die insbesondere Adoleszente ansprechen. Im Hinblick auf das Medium Internet erfolgte die Recherche nach im Internet angezeigten, respektive aktiv vertretenen Institutionen über das Medium selbst. Dabei wurden deutsche Suchmaschinen und die Suchbegriffe Suizid und Beratung eingesetzt. Der Versuch, mit den Suchbegriffen Krisenintervention und Adoleszenz, zu operieren brachte keine zusätzlichen Ergebnisse, deshalb wurde die Frage im Fragebogen auf die Suchbegriffe Suizid und Beratung beschränkt. Darüber erschlossen sich 113 Institutionen, von denen gesichert gesagt werden kann, dass Sie als Institution über das Medium Internet und unter den beschriebenen Suchbegriffen angezeigt werden. 103 Institutionen wurden über Literaturrecherche erfasst, die nachfolgend aufgelistet ist, und die sich mit dem Thema Suizid und Krisenintervention im weitesten auseinandersetzt, sowie Hilfs- und Beratungsangebote im Anhang aufführte.

1. BIENER, K., Selbstmorde bei Kindern und Jugendlichen, Zürich 1990
2. DICKHAUPT, K.H., Selbstmord bei Kindern und Jugendlichen, Weinheim 1995
3. HÖMMEN, C., Mal sehen, ob ihr mich vermisst, Reinbek b. Hamburg 1994
4. POHLMEIER, H., Selbstmord und Selbstmordverhütung, München/Wien/Baltimore 1978
5. SCHÜTZ, J., Ihr habt mein Weinen nicht gehört, Frankfurt am Main 1994
6. SONNEK, G., Krisenintervention und Suizidverhütung, Wien 1997
7. WEBER, K. (Hrsg.), Nimm dir doch das Leben, Recklinghausen 1994
8. WIENERS, J., Handbuch der Telefonseelsorge, Göttingen 1995

## 10.2 Kategorisierung der Institutionen

Insgesamt sind 216 Institutionen angeschrieben worden, die wie folgt kategorisiert werden konnten.

- 31 Institutionen, die mit ihrem Angebot explizit Kinder und Jugendliche ansprechen.
- 11 Institutionen, die mit ihrem Angebot explizit Kinder und Jugendliche ansprechen und als Institution im Internet avancieren.
- 36 Institutionen, die im Internet informativ in Erscheinung treten.
- 7 Institutionen, die über das Medium Internet Beratung via E-Mail anbieten.
- 25 klinisch ausgerichtete bzw. eingebundene Angebote, die alle im Internet angezeigt werden.
- 34 Telefonseelsorgeeinrichtungen, die aktiv via E-Mail-Beratung übers Internet anbieten.
- Die 72 übrigen Institutionen sind Institutionen in privater oder öffentlicher Trägerschaft, die losgelöst vom Medium Internet entweder explizit als Angebot für Suizidgefährdete ausgewiesen sind bzw. als solche denkbar erschienen.

Von den 216 angeschriebenen Institutionen sind 17 Institutionen in Österreich und 9 in der deutschsprachigen Schweiz ansässig, die wiederum alle im Netz Erwähnung finden. Diese Ausweitung auf die beiden an Deutschland angrenzenden Länder wurde vorgenommen, um einen möglichst hohen und damit aussagekräftigen Stichprobenumfang zu erzielen und um der Grenzen übergreifenden Internetnutzungsmöglichkeit Rechnung zu tragen. Zudem können Österreich und die Schweiz von ihrem Beratungsangebot, den dazugehörigen Ausrichtungen und ihren landesweit prozentualen Internetzugängen als mit Deutschland vergleichbar angesehen werden.

Die angestrebte Grundgesamtheit aller im Internet vertretenen Institutionen und aller Institutionen, die u.a. mit Suizid bzw. Suizidgefährdeten und im speziellen mit suizidgefährdeten Adoleszenten arbeiten, relativierte sich auf beschriebene 216 Institutionen, die als Auswahlgesamtheit all der Institutionen, die sich unter den Suchbegriffen Suizid, Beratung über das Internet im deutschsprachigen Raum

finden ließen und all der Institutionen, die in der vorliegenden Literatur als Hilfseinrichtungen für Menschen in suizidalen Krisen ausgewiesen waren, bezeichnen werden können. Mit diesem Auswahlverfahren verbundene Fehler, dass z.B. angestrebte Untersuchungseinheiten nicht erfasst wurden, die nicht zur angestrebten Grundgesamtheit zählen, konnten dabei nicht gänzlich vermieden werden. Hinzu kam, dass von den angeschriebenen 216 Institutionen, 36 „Untersuchungseinheiten“, die unter der angeschriebenen Adresse nicht mehr gemeldet, also nicht mehr erreichbar waren und dass 98 Institutionen, überhaupt nicht oder in nicht adäquater und auswertbarer Form auf die Beantwortung des Fragebogens eingingen bzw. schriftlich begründet eingehen wollten.

Da nicht alle angeschriebenen Institutionen sicher dem aktiven bzw. inaktiven Umgang im bzw. mit dem Internet zugeordnet werden konnten, wurden jeweils zwei differierende Fragebögen (s. dazu Anlage 1 und 2) verschickt. Es blieb dann den Institutionen überlassen, den für Ihre Einrichtung passenden/richtigen Fragebogen auszufüllen. Im Anschreiben (vgl. Anlage 3) wurden die Institutionen bereits darauf hingewiesen.

Insgesamt konnte bei 216 der jeweils versandten 2 Fragebögen ein Rücklauf von insgesamt 82 Fragebögen erzielt werden, wie nachfolgende Auflistung dies veranschaulicht. Nur 8 der 82 Institutionen nahmen die Möglichkeit der anonymen Rücksendung wahr.

- Verschickte Fragebögen: 216
- Rücklauf an Fragebögen insgesamt: 82 (dies entspricht ca. 38 %)
- Fragebogenrücklauf der ‚aktiv‘ im Internet vertretenen Institutionen: 22
- Fragebogenrücklauf der nicht aktiv im Internet vertretenen Institutionen: 60

## **11. Auswertung und Ergebnisse der Fragebögen**

Gemäß dem methodischen Ansatz, der durchgeführten Fragebogenstudie und dem explorativen Interview bleibt vor der Datenanalyse anzumerken, dass Befragungen stets die Gefahr von Verfälschungen in sich bergen. Zum einen, weil es sich zum Teil um retrospektive Angaben aus dem Gedächtnis der Befragten handelt, die zu Verzerrungen und Lücken führen können, und zum anderen, weil es sich bei den

erhobenen Daten um subjektive Einschätzungen handelt, die nicht zwingend den objektiven Verhältnissen entsprechen müssen. Die Auswertung wird sich unter Punkt 11.1 ff mit den Fragebögen auseinandersetzen und unter Punkt 12 ff die explorativen Interviews inhaltsanalytisch bearbeiten. Eine Zusammenfassung der Ergebnisse wird zurückgestellt und erfolgt erst nach der Auswertung des explorativen Interviews in der Diskussion aller dann vorliegenden Ergebnisse.

### **11.1 Analytische Auswertung des Bestandes, der jeweiligen Bezüge zum Internet und des Kontaktverhaltens der Klientel der angeschriebenen Institutionen**

Die Auswertung der Fragen der beiden Fragebögen, die sich mit dem Internetnutzungsverhalten der Institutionen und der Klientel der Institutionen befassen, erfolgt in chronologischer Reihenfolge der in den jeweiligen Fragebögen erhobenen Daten. Nutzungsunterschiede zwischen denen, die sich als aktiv im Internet tätig ansehen, und denen, die nicht aktiv im Internet tätig sind, sollen dabei herauskristallisiert bzw. untersucht werden. Zudem die Frequentierungen der Institutionen im Allgemeinen und von Suizidalen bzw. Suizidgefährdeten, dabei auch differenziert nach den Geschlechtern und Altersgruppen, im Speziellen.

#### **11.1.1 Bestand der Beratungs- und Hilfsangebote**

Der zeitliche Bestand der 22 Institutionen, die im Internet aktiv vertreten sind, zeigt mit einem Mittelwert von rund 15 Jahren und einer Standardabweichung von 10, wie in Tabelle 7 verdeutlicht, insgesamt ein zeitlich jüngeres Bestehen dieser Institutionen auf. Bei den 60 Institutionen, die nicht aktiv im Internet vertreten sind, liegt der Mittelwert bei gut 24 Jahren. Die Standardabweichung von annähernd 10 verdeutlicht die bei beiden Institutionstypen bestehende erhebliche Streuung der Messwerte.

Klarheit darüber, ob sich die Mittelwerte der unterschiedlich aktiv tätigen Institutionen nun allerdings tatsächlich signifikant bezüglich des institutionellen Bestandes in Jahren unterscheiden, soll, wie unter Punkt 11.1.2 beschrieben, ein T-Test für unabhängige Stichproben erbringen.

**Tabelle 7 Bestand des Beratungs- und Hilfsangebotes im Internet aktiven und der nicht aktiv vertretenen Institutionen in Jahren**

<b>Bestand des Beratungsangebotes in Jahren</b>	<b>N</b>	<b>min.</b>	<b>max.</b>	<b>AM</b>	<b>s</b>
Im Internet aktive Institutionen	22	2	44	14,9	10,2
Im Internet nicht aktive Institutionen	60	,00	50	24,4	9,9

### **11.1.2 Mittelwertsvergleich zum Bestand der im Internet aktiven und nicht aktiven Institutionen**

Bei dem durchgeführten T-Test für unabhängige Stichproben ergibt sich bei bestehender Varianzhomogenität- wie aus Tabelle 8 ersichtlich- mit  $p = ,000$  ein höchst signifikanter Unterschied, was den institutionellen Bestand der beiden untersuchten Gruppen in Jahren betrifft.

**Tabelle 8 Mittelwertsvergleich zum Bestand in Jahren zwischen Internet aktiven Institutionen und den nicht im Internet aktiven Einrichtungen**

	<b>N</b>	<b>AM</b>	<b>s</b>	<b>F</b>	<b>T</b>	<b>df</b>	<b>p</b>
<b>nicht im Internet aktive Institutionen</b>	60	24,4	9,9				
<b>im Internet aktive Institutionen</b>	22	14,9	10,2				
				,001	3,767	80	,000

### **11.1.3 Hinwendung der derzeit im Internet aktiven Institutionen an das Internet**

Mutmaßend, dass einige der im Internet aktiven Institutionen bereits vor ihrer Hinwendung an das Internet institutionell agierten, sind diese Einrichtungen nach dem Zeitpunkt ihrer Hinwendung an das Internet befragt worden. Die Befragung erbrachte für die im Internet aktiv tätigen/vertretenen Institutionen einen Mittelwert von ca. 2 Jahren, vgl. dazu Tabelle 9, bei einer zeitlichen Nutzungsbreite des Internets von 0,25 bis zu 5 Jahren. Die Standardabweichung von ca. 1,5 Jahren verdeutlicht die ermittelte Spannweite und die relativ große Streuung der Werte. Prozentual stellte sich heraus, dass die Hinwendung an das Internet aller befragten 22 Institutionen mit ca. 45 % bei bis zu einem Jahr liegt. Das Maximum von 5 Jahren und ein institutioneller Bestand von 3 Jahren liegt jeweils mit gut 13 % bei lediglich 3 Institutionen vor.

**Tabelle 9 Deskriptive Erfassung des Bestehens bzw. der Hinwendung der 22 im Internet aktiven Institutionen an das Internet in Jahren**

	<b>N</b>	<b>min.</b>	<b>max.</b>	<b>AM</b>	<b>s</b>
<b>Vertretung der Institutionen im Internet in Jahren</b>	22	0,25	5	1,96	1,47

#### **11.1.4 Qualitative Auswertung zur Anmeldung der im Internet aktiven Institutionen in den Suchmaschinen unter den Begriffen Suizid und Beratung**

Die Auswertung der freien Frage, „wie die 22 im Internet aktiven Institutionen unter den Suchbegriffen Suizid und Beratung bei den Suchmaschinen zur Anmeldung kamen“, führt bei 20 der 22 Institutionen zu recht unterschiedlichen Erläuterungen.

12 Institutionen gaben an, eine Homepage bzw. Web-Seite eingerichtet bzw. gestaltet zu haben. Gründe und Zielsetzungen dafür variieren zwischen:

- „angemessen erscheinende Reaktion auf die zunehmende Bedeutung des Mediums Internet“,
- „Notwendigkeit, möglichst vielfältige Medien im Rahmen von Öffentlichkeitsarbeit einzusetzen und auf Hilfsangebot hinzuweisen“,
- Anmeldung bei den Suchmaschinen „im Rahmen der Erstellung einer Homepage des Beratungszentrums“;
- „es werden nur Informationen weitergegeben, keine Internetberatung“;
- mit der Hinwendung an das Internet einer bestimmten Klientengruppe, „die sehr um Anonymität bemüht ist und sich schwer tut, Beratung aufzusuchen, Zugang zu Beratung/Therapie zu erleichtern“;
- „Anreiz für Jugendliche in betreuter Selbsthilfegruppe zu sein, selber etwas zu tun und selber etwas beizutragen“.

3 Institutionen hoben hervor sich als telefonseelsorgerische Einrichtung als Beratungsangebot via E-Mail auch unter den Suchbegriffen Suizid und Beratung bei den Suchmaschinen angemeldet zu haben.

Für eine Institution gilt die Hinwendung an das Internet und die Anmeldung bei den Suchmaschinen

- als Forschungsprojekt, unter interaktiver Auseinandersetzung als „Krisenberatung im Internet“.

5 Institutionen lassen durchblicken, dass es persönliches Interesse, ein Vereinsmitglied, oder die eigenständige übergeordnete institutionelle Anmeldung war, die zur Anmeldung bei den Suchmaschinen führte.

Eine dieser 5 Institutionen weist darauf hin, dass sie sich selbst angemeldet hätten und es danach zur

- „selbständigen Verbreitung durch die Suchmaschinen“ gekommen sei.

Es lässt sich festhalten, dass es einen Grundkonsens darüber gibt, dass das Medium Internet ein für die Hilfs- und Beratungstätigkeit bedeutsames Medium ist und vorrangig als Informationsmedium genutzt wird.

#### **11.1.5 Quantitative Auswertung hinsichtlich der Kenntnis der nicht im Internet aktiven Institutionen darüber, ob diese im Internet dennoch unter den Suchbegriffen Suizid und Beratung Erwähnung finden**

Der quantitativen Auswertung liegt die Frage „Findet Ihre Institution im Internet unter den Suchbegriffen Suizid und Beratung namentliche Erwähnung?“ zugrunde, die ausschließlich den nicht im Internet aktiven Institutionen gestellt wurde.

Vorausschicken möchte ich an dieser Stelle, dass von den 216 ursprünglich angeschriebenen Einrichtungen die Adressenanschrift von 56 der 60 nicht im Internet aktiven Institutionen, aus dem Internet erfasst war. Dies macht von den, unter Punkt 10.2. beschriebenen realen 180 Empfängern dieser Anfrage, einen Prozentsatz von ca. 31% aus. Aus Tabelle 10 wird ersichtlich, dass es lediglich 15 Institutionen sind –dies entspricht 25%-, die angaben, Kenntnis über ihre Internet Erwähnung zu haben.

**Tabelle 10 Häufigkeitstabelle in Prozentwerten hinsichtlich der Kenntnis der nicht im Internet aktiven Institutionen in Suchbegriffen im Internet Erwähnung zu finden**

<b>Kenntnis darüber, dass die Institution im Internet unter den Suchbegriffen Suizid und Beratung Erwähnung findet</b>	<b>Häufigkeit</b>	<b>Prozent</b>
Ja	15	25,0
Nein	31	51,7
Nicht bekannt	14	23,3
Gesamt	60	100,0



Fast 52% verneinten diese Frage und bei gut 23% bestand keine Kenntnis darüber, als Institution Erwähnung unter den Suchbegriffen Suizid und Beratung im Internet zu finden.

## **11.2 Klientenkontakte mit/zu den Institutionen**

Mehrere Fragen der beiden Fragebögen beschäftigen sich mit den Kontakten, die Menschen zu den angeschriebenen Institutionen eingehen. Die Einrichtungen sollten prozentuale Einschätzungen des Anteils bestimmter Gruppen, ausgehend von den absoluten Kontaktaufnahmen, abgeben. Dies betrifft den Anteil suizidaler bzw. suizidgefährdeter Menschen, die Geschlechterverteilung, sowie den Anteil suizidaler bzw. suizidgefährdeter Adoleszenter. Auch hier soll ein Vergleich zwischen den erhobenen Daten der im Internet aktiven Institutionen und der nicht im Internet aktiven stattfinden.

Da mit den prozentualen Angaben der Institutionen u.a. Aussagen über die einzelnen Institutionen, ihren Geschlechterverteilungen, sowie den Kontakten suizidaler bzw. suizidgefährdeter Adoleszenter vorliegen, dabei aber die Relation zu den Größenunterschieden der Institutionen unberücksichtigt bleibt, wird aus den prozentualen Schätzungen des jeweiligen Anteiles bestimmter Gruppen und der Angabe der absoluten Zahl von Kontaktaufnahmen hochgerechnet, was diese Prozentangaben in jeweiligen absoluten Kontakten bedeutet. Damit wird gewährleistet, dass alle Kontaktaufnahmen, unabhängig von der jeweiligen Institutionsgröße, gleich gewichtet werden. Dort, wo große Streuungen vorliegen, wird zu den Mittelwerten, die die Grundlage für die Mittelwertsvergleiche zwischen den Institutionen bilden, zur besseren Einschätzung der erhobenen Daten der Median angegeben.

In Bezug auf die Geschlechterverteilung interessiert, wie sich die Kontaktaufnahmen bei Männern und Frauen absolut unterscheiden, losgelöst von der durchschnittlichen Verteilung der unterschiedlich großen Institutionen.

Die absoluten Zahlen derer, die Kontakt zu den im Internet aktiven Institutionen aufnehmen, könnten den Anschein erwecken, die absoluten Kontaktaufnahmen seien alle in irgend einer Form über das Internet gelaufen. Dies ist aber nicht zwingend als gegeben anzusehen, so dass in Kauf genommen wird, dass eine

Aussage darüber, ob mehr Männer über das Internet Kontakt aufnehmen, nur relativiert möglich ist.

### 11.2.1 Absolute jährliche Kontaktaufnahmen zu den beiden Institutionstypen

Die Auswertung der Häufigkeiten, mit denen Menschen jährlich absolut Kontakt zu den befragten Institutionen aufnehmen, ergab bei beiden Institutionstypen eine große Spannweite zwischen 40 bzw. 50 und 20.000 Menschen. Bei einem Mittelwert, vgl. dazu Tabelle 11, von 2682 Menschen, die im Jahr Kontakt zu einer nicht im Internet agierenden Institution aufnehmen. Bei zugrunde gelegten 52 jährlichen Arbeitswochen, kann man von einer durchschnittlichen Tageskontaktaufnahme von ca. 10 Menschen ausgehen. Für die im Internet aktiven Institutionen ergibt sich bei einem Mittelwert von 1660 eine durchschnittliche Tageskontaktaufnahme von ca. 6 Menschen.

Die Standardabweichungen mit ca. 4585 und 4252 weisen auf die jeweilige große Streuung der Messwerte hin und unterstreichen die bestehende Spannweite beider Institutionstypen. Der in der vorliegenden, durch Extremwerte geprägten, linksteiligen Verteilung davon unabhängige Median, liegt bei den im Internet aktiven Institutionen bei jährlich 425 Kontaktaufnahmen im Vergleich zu jährlich 600 Kontaktaufnahmen bei den nicht im Internet aktiven und damit deutlich unter den Mittelwerten.

**Tabelle 11 Absolute Häufigkeiten hinsichtlich der jährlichen Kontaktaufnahmen von Menschen zu den nicht im Internet aktiven Institutionen**

<b>Jährliche Kontaktaufnahmen in absoluten Zahlen</b>	<b>N</b>	<b>min</b>	<b>max.</b>	<b>Md</b>	<b>AM</b>	<b>s</b>
Nicht im Internet aktive Institutionen	59	50	20.000	600	2682	4585
Im Internet aktive Institutionen	22	40	20.000	425	1660	4252

Nachfolgende Kategorienbildung der Kontaktaufnahmen (vgl. Tabelle 12) macht gemäß den ermittelten Medianen ersichtlich, dass 41, dies entspricht gut 69% der befragten 59 nicht im Internet aktiven Institutionen, und 17, dies entspricht 77%, der 22 im Netz aktiven Institutionen, lediglich eine Kontaktaufnahmehäufigkeit von unter 1001 Menschen pro Jahr aufweisen.

**Tabelle 12 Kategorienbildung für die absoluten jährlichen Kontaktaufnahmen von Menschen zu den nicht aktiven und den im Internet aktiven Institutionen**

<b>Kontaktaufnahmen zu den im nicht im Internet aktiven Institutionen</b>	<b>Häufigkeiten N=59</b>	<b>Kontaktaufnahmen zu den im Internet aktiven Institutionen</b>	<b>Häufigkeiten N=22</b>
50-300	16	40-300	10
301-600	16	301-600	7
601-1000	9	601-1000	0
1001-3000	6	1001-3000	3
3001-11000	5	3001-11000	1
11000-20000	7	11001-20000	1

Um zu verifizieren, ob sich die Mittelwerte der absoluten jährlichen Kontaktaufnahmen zwischen den beiden Institutionstypen unterscheiden, wird ein Mittelwertsvergleich durch- und unter Punkt 11.2.2 ausgeführt werden.

### **11.2.2 Mittelwertsvergleich zwischen den absoluten Häufigkeiten der jährlichen Kontaktaufnahmen**

Bei gegebener Varianzhomogenität ergibt der T-Test für unabhängige Stichproben zwischen den beiden Vergleichsgruppen, vgl. dazu Tabelle 13, mit  $p = 0.366$  keinen signifikanten Unterschied zwischen den beiden angeschriebenen Institutionstypen und ihren jeweiligen absoluten Klientenfrequenzierungen.

**Tabelle 13 Gruppenstatistische Gegenüberstellung und Mittelwertsvergleich in Bezug auf die jährlichen Institutionskontaktaufnahmen**

<b>Jährliche Institutionskontaktaufnahmen</b>	<b>N</b>	<b>AM</b>	<b>s</b>	<b>F</b>	<b>T</b>	<b>df</b>	<b>p</b>
zu den nicht im Internet aktiven Institutionen in Jahren	59	2682	4584				
zu den im Internet aktiven Institutionen	22	1660	4252				
				2,060	,909	79	,366

### 11.2.3 Kontaktaufnahmen suizidgefährdeten Menschen mit im Internet aktiven bzw. nicht aktiven Institutionen

Angeschriebene Institutionen sind im Allgemeinen als Beratungs- und Hilfsangebote ausgegeben und im Speziellen sogar explizit als Beratungs- und Hilfsangebot für Suizidale und Suizidgefährdete gekennzeichnet. Deshalb wurden auch die beiden Begriffe 'Suizidale' und 'Suizidgefährdete' im Fragebogen eingesetzt. In der Auswertung der erhobenen Daten wird zur Vereinfachung i.d.R. aber nur der Begriff der Suizidgefährdung Verwendung finden. Tabelle 14 zeigt die prozentualen Häufigkeiten für beide Institutionstypen auf. Bei einer Spannweite von 1-100% bei 59 der 60 nicht im Internet aktiven Institutionen und einem Mittelwert von rund 23 % liegt die durchschnittliche prozentuale Kontaktaufnahme einer suizidgefährdeten Klientel bei fast einem Viertel aller jährlichen Kontaktaufnahmen zu den nicht im Internet aktiven Institutionen, relativiert natürlich durch die große Streuung. Die prozentualen Anteile der institutionellen Kontaktaufnahmen bei 20 der 22 im Internet aktiven Institutionen durch suizidgefährdete Menschen liegt bei vergleichbarer prozentualer Spannweite von 3-95 % mit einem Mittelwert von gut 34% deutlich höher, aber auch hier, mit  $s=29,5$ , relativiert durch eine große Streuung.

**Tabelle 14 Prozentuale Häufigkeiten mit denen suizidgefährdete Menschen jährlich Kontakt zu den 60 nicht im Internet aktiven Institutionen aufnehmen**

<b>Kontaktaufnahmen Suizidgefährdeter in %</b>	<b>N</b>	<b>min.</b>	<b>max.</b>	<b>AM</b>	<b>s</b>
zu den nicht im Internet aktiven Institutionen	59	1	100	23,03	26,9
zu den im Internet aktiven Institutionen	20	3	95	34,28	29,6

Für die Berechnung der absoluten Häufigkeiten für die Kontaktaufnahmen von suizidgefährdeten Personen zu den nicht im Internet aktiven Institutionen wird die absolute Zahl der jährlichen Kontaktaufnahmen, vgl. dazu Punkt 11.2.1, zugrunde gelegt. Aus der Berechnung der absoluten Häufigkeiten der Kontaktaufnahmen von Suizidgefährdeten zu den nicht im Internet aktiven Institutionen ergibt sich, vergleiche dazu Tabelle 15, ein Mittelwert von ca. 270 Menschen pro Jahr, die nach Einschätzung von 59 der 60 nicht aktiv im Internet tätigen Institutionen als suizidgefährdete Menschen institutionellen Kontakt aufnehmen und für 20 der 22

im Internet aktiven Institutionen ein Mittelwert von rund 409 Menschen pro Jahr. Der in der vorliegenden, auch hier durch Extremwerte geprägten, linksteiligen Verteilung davon unabhängige Median, liegt bei den im Internet aktiven Institutionen bei jährlich knapp 93 Kontaktaufnahmen suizidgefährdeter Menschen im Vergleich zu jährlich 80 Kontaktaufnahmen Suizidgefährdeter bei den nicht im Internet aktiven und damit deutlich unter den Mittelwerten.

**Tabelle 15 Jährliche Kontaktaufnahmen zu nicht im Internet aktiven Institutionen durch suizidgefährdete Menschen in absoluten Häufigkeitswerten**

<b>Absolute jährliche Kontaktaufnahmen Suizidgefährdeter</b>	<b>N</b>	<b>min.</b>	<b>max.</b>	<b>Md</b>	<b>AM</b>	<b>s</b>
zu nicht im Internet aktiven Institutionen	59	3,5	3000	80	270,27	488,9
zu den im Internet aktiven Institutionen	20	5	4140	92,8	409,4	980,1

Ob es sich bei der Differenz der Mittelwerte beider Institutionstypen im Hinblick auf die Kontaktaufnahmen durch suizidgefährdete Menschen um einen signifikanten Unterschied handelt, soll der unter Punkt 11.2.4 behandelte Mittelwertsvergleich aufklären.

#### **11.2.4 Mittelwertvergleich der Kontaktaufnahmen durch suizidgefährdete Menschen**

Bei auch hier vorliegender Varianzhomogenität erbrachte der Mittelwertsvergleich, vgl. dazu Tab.16, mit  $p = 0,408$  zwischen den Kontaktaufnahmen von suizidgefährdeten Menschen mit im Internet aktiven bzw. nicht aktiven Institutionen keinen signifikanten Unterschied.

**Tabelle 16 Mittelwertsvergleich der Kontaktaufnahmen der im Internet aktiven und nicht aktiven Institutionen durch suizidgefährdete Menschen**

<b>Absolute Zahl der Kontaktaufnahmen von Suizidgefährdeten</b>	<b>N</b>	<b>AM</b>	<b>s</b>	<b>F</b>	<b>T</b>	<b>df</b>	<b>p</b>
mit im Internet nicht aktiven Institutionen	59	270,27	489				
mit im Internet aktiven Institutionen	20	409,4	980				
				3,143	-,833	77	,408

### 11.2.5 Prozentuale Einschätzung des Geschlechterverhältnisses bei den Kontaktaufnahmen von suizidgefährdeten Menschen

Gefragt wurden die Institutionen nach einer prozentualen Einschätzung des Verhältnisses der Geschlechter in Bezug auf ihr jeweiliges suizidgefährdetes Klientel. Es zeigt sich, vgl. dazu Tabelle 17, dass der durchschnittliche Anteil der suizidgefährdeten Frauen bei 57 der 60 nicht im Internet aktiven Institutionen mit einem Mittelwert von fast 60% deutlich höher liegt als die Anteile der männlichen Klientel mit gut 40%. Für die im Internet aktiven Institutionen liegt das prozentuale Verhältnis der Kontaktaufnahmen durch suizidgefährdete Frauen mit 55% und 45% für die Männer. Die Standardabweichungen, die sich für beide Institutionen ergaben, weisen mit  $s=15,45$  bzw.  $s=17,5$  eine relativ große Streuung der Messwerte auf.

**Tabelle 17 Prozentuale Häufigkeiten hinsichtlich der Geschlechterverteilung der suizidgefährdeten Klientel bei den Kontaktaufnahmen**

<b>Prozentuale Erfassung der Kontaktaufnahmen durch weibliche Suizidgefährdete</b>	<b>N</b>	<b>min.</b>	<b>max.</b>	<b>AM</b>	<b>s</b>
zu den nicht im Internet aktiven Institutionen	57	20	95	59,8	15,45
zu den im Internet aktiven Institutionen	20	10	73	55	17,5

Für die Berechnung der absoluten Häufigkeiten der Geschlechterverteilung bei den Kontaktaufnahmen von suizidgefährdeten Frauen und Männern wurde auch hier die absolute Zahl aller jährlichen Kontaktaufnahmen, vgl. dazu Punkt 11.2.1, zugrunde gelegt. Aus der Berechnung der absoluten Häufigkeiten der Kontaktaufnahmen von suizidgefährdeten Frauen und Männern ergibt sich, wie aus Tabelle 18 ersichtlich, eine Diskrepanz zwischen dem Mittelwert 163 bei den suizidgefährdeten Frauen, die Kontakt zu den nicht im Internet aktiven Institutionen aufnehmen, und dem Mittelwert von 272 für die suizidgefährdeten Frauen, die Kontakt zu den im Internet aktiven Institutionen aufnehmen.

Eine große Differenz tut sich im Vergleich der Institutionen bei den Standardabweichungen der absoluten Kontaktaufnahmen durch suizidgefährdete Frauen auf. Mit  $s = 292,1$  für die nicht im Internet aktiven Institutionen und  $s = 690$  für die im Internet aktiven Institutionen ist die Streuung der absoluten Werte für die beiden Geschlechtergruppen, als sehr hoch zu bezeichnen. Für die Gruppe der

Frauen liegt die Streuung bei den im Internet aktiven Institutionen im Vergleich zu den nicht im Internet aktiven Institutionen aber deutlich höher.

Die Berechnung des Median relativiert, wie aus Tab. 18 ersichtlich, die Differenzen der Mittelwerte in bezug auf die jeweilige Geschlechterverteilung bei den Kontaktaufnahmen durch eine suizidgefährdete Klientel.

**Tabelle 18 Gegenüberstellung der absoluten Häufigkeiten hinsichtlich der Geschlechterverteilung der Kontaktaufnahmen durch eine suizidgefährdete Klientel**

<b>Absolute Häufigkeiten der Kontaktaufnahmen</b>	<b>N</b>	<b>Md</b>	<b>AM</b>	<b>s</b>
suizidgefährdete Frauen zu den nicht im Internet aktiven Institutionen	57	56	163,2	292
suizidgefährdete Frauen zu den im Internet aktiven Institutionen	20	50	272,7	690
suizidgefährdete Männer zu den nicht im Internet aktiven Institutionen	57	29	115,7	210,19
suizidgefährdete Männer zu den im Internet aktiven Institutionen	20	33	135,1	291,7

#### **11.2.6 T-Test zur Geschlechterverteilung bei den Kontaktaufnahmen zu den im Internet aktiven Institutionen**

Auf Grundlage der Vermutung, dass eher suizidgefährdete Männer über das Internet Kontakt zu Beratungs- und Hilfsangeboten aufnehmen, soll mittels T-Test für unabhängige Stichproben geklärt werden, ob es tatsächlich mehr Männer als Frauen sind, die Kontakt zu den im Internet aktiven Institutionen aufnehmen.

Tabelle 19 veranschaulicht dies.

**Tabelle 19 Mittelwertsvergleich in Bezug auf die absoluten Kontaktaufnahmen von suizidgefährdeten Männern und Frauen zu den im Internet aktiven Institutionen**

	<b>N</b>	<b>AM</b>	<b>s</b>	<b>F</b>	<b>T</b>	<b>df</b>	<b>p</b>
Absolute Kontaktaufnahmen von suizidgefährdeten Frauen mit im Internet aktiven Institutionen	20	272,7	690,0				
Absolute Kontaktaufnahmen von suizidgefährdeten Männern mit im Internet aktiven Institutionen	20	135,1	291,7				
				2,488	,827	34	,414

Es wird ersichtlich, dass mit  $p = 0,414$  kein signifikanter Unterschied zwischen den Kontaktaufnahmen suizidgefährdeter Männer im Vergleich zu den Kontaktaufnahmen durch suizidgefährdete Frauen zu den im Internet aktiven Institutionen besteht.

### 11.2.7 Erfassung der nach Altersgruppen differenzierten Kontaktaufnahmehäufigkeiten für die beiden Institutionstypen

Hinsichtlich der Häufigkeitseinschätzung der Kontaktaufnahmen für 5 vorgegebene Altersgruppierungen (bis 11, 12-18, bis 30, bis 60 und ab 60 Jahre), mittels einer fünfstufigen Ratingskala (nie=1, selten=2, gelegentlich=3, oft=4 und sehr oft=5), zeigen beide Institutionstypen, dass die Spannweite je nach Altersgruppe unterschiedlich ausfällt. Durchschnittlich nehmen die Altersgruppen der bis 30jährigen, vgl. Tabelle 20, mit  $AM = 3,9$  für die nicht im Internet aktiven und mit  $AM = 4,31$  für die im Internet aktiven Institutionen jeweils am häufigsten Kontakt auf. Dicht gefolgt von der Altersgruppe der bis 60 jährigen, die mit  $AM = 3,85$  zu den nicht aktiven und mit einem Mittelwert von 4 zu den im Internet aktiven Institutionen Kontakt aufnehmen. Durchschnittlich selten tritt bei beiden Institutionstypen die Altersgruppe der bis 11jährigen mit 2,13 in Erscheinung. Die Altersgruppe der 12-18jährigen und die der über 61jährigen zeigt, wie aus Tabelle 20 ersichtlich wird, auch nur eine gelegentliche Kontaktaufnahme zu beiden Institutionstypen auf.

**Tabelle 20** Erfassung mittels fünfstufiger Ratingskala (1=nie, 2=selten, 3=gelegentlich, 4=oft, 5= sehr oft) der nach Altersgruppen differenzierten Kontaktaufnahmehäufigkeiten zu den Institutionstypen

Institutionstypus	Altersgruppierung	N	min.	max.	AM	s
Im Internet nicht aktive Institutionen	bis 11 Jahre	60	1,00	5,00	2,13	1,46
	12-18 Jahre	60	1,00	5,00	2,98	1,17
	bis 30 Jahre	60	1,00	5,00	3,9	1,18
	bis 60 Jahre	60	1,00	5,00	3,85	1,43
	ab 61 Jahre	60	1,00	5,00	2,75	1,11
Im Internet aktive Institutionen	bis 11 Jahre	22	1,00	3,00	1,54	,67
	12-18 Jahre	22	1,00	5,00	2,6	1,0
	bis 30 Jahre	22	2,00	5,00	4,31	,84
	bis 60 Jahre	22	2,00	5,00	4,04	1,04
	ab 61 Jahre	22	1,00	5,00	2,6	,96

Die Standardabweichungen sind bei den im Internet aktiven Institutionen durchschnittlich geringer als bei den im Internet nicht aktiven Einrichtungen. Angesichts der fünfstufigen Ratingskala weisen aber beide Institutionstypen mit Werten zwischen  $s=0,64$  - 1,46 für alle Altersgruppierungen auf eine nicht unerhebliche Streuung der jeweiligen Werte hin.



### 11.2.8 Gegenüberstellung der Kontaktaufnahmen Adoleszenter zu den im Internet nicht aktiven und den im Internet aktiven Institutionen mittels Chi-Quadrat-Verfahren

Da für diese Studie insbesondere die Altersgruppe der Adoleszenten im Fokus der Untersuchung liegt, wird für die Gegenüberstellung der Kontaktaufnahmen dieser Altersspanne, die Altersgruppe der 12-18jährigen und die Altersgruppe der bis 30jährigen, entgegen der Definition für diesen Zeitraum von 10-25 Jahren, zusammengefasst und in den Abbildungen 8 und 9 veranschaulicht.

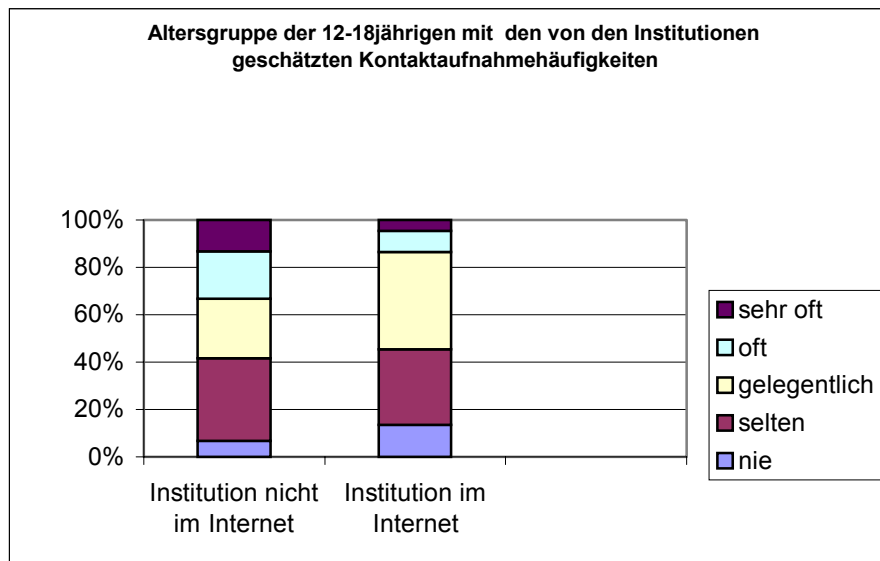


Abbildung 8 Säulendiagramm der von den Institutionen geschätzten Kontaktaufnahmehäufigkeiten für die Altersgruppe der 12-18jährigen

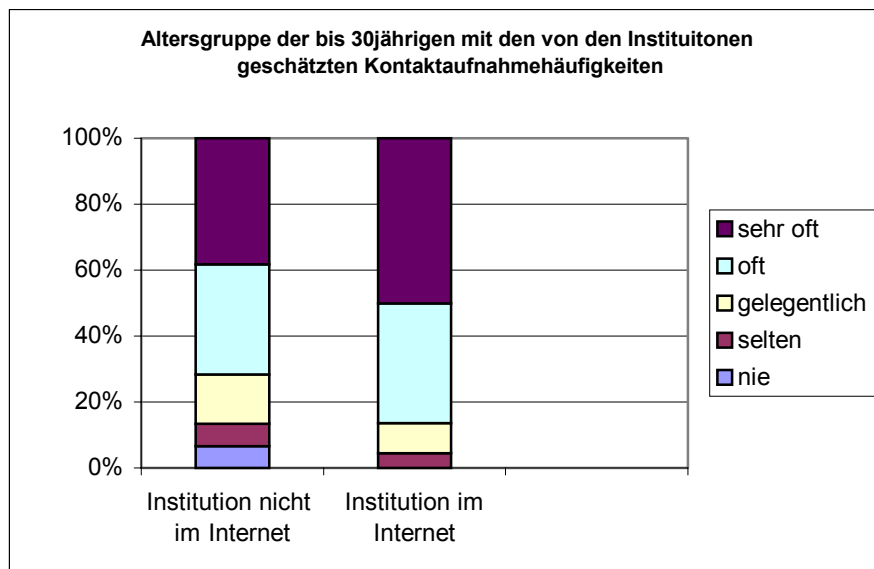


Abbildung 9 Säulendiagramm der von den Institutionen für die Altersgruppe der bis 30jährigen geschätzten Kontaktaufnahmehäufigkeiten

Um zu überprüfen, ob es zwischen den Institutionen einen signifikanten Unterschied hinsichtlich der Kontaktaufnahmen bzw. Kontaktfrequenzierungen für

die zusammengefasste Altersgruppe der Adoleszenten gibt, wird die fünfstufige Ratingskala in 2 dichotomisierte Variablen aufgeteilt, in denen die Antwortmöglichkeiten „nie“ und „selten“ zu „Nein“ und die Antwortmöglichkeiten „gelegentlich“, „oft“ und „sehr oft“, zu „Ja“ zusammengefasst werden. Dabei wird in Kauf genommen, dass die Eindeutigkeit der Aussage „keine Kontaktaufnahme“ durch die bewertende Erfassung der Antwort ‚selten‘ als Nein, nicht absolut gegeben ist. Allgemein wird aus Tabelle 21 deutlich, dass die Kontaktaufnahmen der 12- 18 jährigen zu den im Internet aktiven Institutionen mit 54,5% grundsätzlich nur gering unter den mit 58,3% erfassten Kontaktaufnahmen zu den nicht im Internet aktiven Institutionen liegen.

**Tabelle 21 Kreuztabelle zwischen den Institutionstypen und den absoluten und prozentualen Kontakten der Altersgruppe der 12-18jährigen**

	<b><u>Kontaktaufnahme</u> n Nein= nie bzw. selten in %</b>	<b><u>Kontaktaufnahme</u> n Ja = gelegentlich, oft bzw. sehr oft in %</b>	<b>Gesamt</b>	<b>N</b>
<b>Nicht im Internet aktive Institutionen</b>	41,7%	58,3%	100%	
Absolute Anzahl der Kontaktaufnahmen durch 12-18jährige	25	35		60
<b>Im Internet aktive Institutionen</b>	45,5%	54,5%	100%	
Absolute Anzahl der Kontaktaufnahmen durch 12-18jährige	10	12		22
<b>Gesamt</b>	42,7%	57,3%	100%	
Absolute Gesamtanzahl	35	47		82

Bei den bis 30 jährigen zeigt sich, vgl. dazu Tabelle 22, dass diese Altersgruppe zu den beiden Institutionstypen etwa gleichermaßen häufig Kontakt aufnimmt und insgesamt deutlich höher ausfällt, als bei den 12-18jährigen. Nach der dichotomisierten Häufigkeitseinschätzung ergibt sich bei den 30jährigen für die im Internet aktiven Institutionen eine prozentuale Kontaktaufnahmehäufigkeit von 95,5. Dies im Vergleich zu den nicht im Internet aktiven Institutionen, wo die prozentuale Kontaktaufnahmehäufigkeit bei 86,7 liegt.

**Tabelle 22 Kreuztabelle zur Kontakthäufigkeitseinschätzung der im Internet aktiven und nicht aktiven Institutionen für die Altersgruppe der bis 30jährigen**

	<b><u>Kontaktaufnahme</u> n Nein= nie bzw. selten in %</b>	<b><u>Kontaktaufnahme</u> n Ja = gelegentlich, oft bzw. sehr oft in %</b>	<b>Gesamt</b>	<b>N</b>
<b>Nicht im Internet aktive Institutionen</b>	13%	86,7%	100%	
Absolute Anzahl der Kontaktaufnahmen der bis 30jährigen	8	52		60
<b>Im Internet aktive Institutionen</b>	4,5%	95,5%	100%	
Absolute Anzahl der Kontaktaufnahmen der bis 30jährigen	1	21		22
<b>Gesamt</b>	11%	89%	100%	
Absolute Gesamtanzahl	9	73		82

Ob für die Altersgruppe der 12-18jährigen ein signifikanter Unterschied zwischen den jeweiligen gesamten Kontaktaufnahmehäufigkeiten zu den beiden unterschiedlichen Institutionstypen vorliegt, soll im folgenden jeweils mit dem Chi-Quadrat-Verfahren verifiziert werden. Bei der Altersgruppe der 12-18 jährigen kommt es dabei, wie aus Tabelle 23 ersichtlich, mit  $p=0,759$  ( $N=82$ ) zu keinem signifikanten Unterschied hinsichtlich der Kontaktaufnahmen zu den beiden unterschiedlichen Institutionstypen.

**Tabelle 23 Chi-Quadrat-Verfahren zur Überprüfung der Unterschiede bei den Kontaktaufnahmehäufigkeiten der 12-18jährigen in Bezug zu den im Internet aktiven und den nicht aktiven Institutionen**

	Wert	df	Asymptotische Signifikanz (2-seitig)
Chi-Quadrat nach Pearson	,094	1	,759

0 Zellen (,0%) haben eine erwartete Häufigkeit kleiner 5. Die minimale erwartete Häufigkeit ist 9,39.

Auch für die Altersgruppe der bis 30 jährigen ergibt sich mit  $p=0,259$ , wie aus Tabelle 24 ersichtlich, kein signifikanter Unterschied zwischen den jeweiligen Kontaktaufnahmehäufigkeiten zu den beiden unterschiedlichen Institutionstypen.

**Tabelle 24 Chi-Quadrat-Verfahren zur Überprüfung der Unterschiede bei den Kontaktaufnahmehäufigkeiten für die Altersgruppe der bis 30jährigen**

	Wert	df	Asymptotische Signifikanz (2-seitig)
Chi-Quadrat nach Pearson	1,272	1	0,259

1 Zellen (25,0%) haben eine erwartete Häufigkeit kleiner 5. Die minimale erwartete Häufigkeit ist 2,41.

Festzuhalten ist noch, dass mit 25% zwar ein hoher Prozentsatz gegeben ist, aber gemäß Bortz (1999, S.170) die Chi-Quadrat-Verfahren bezüglich der Größe der erwarteten Häufigkeiten relativ robust sind.

### **11.2.9 Veränderungen der Kontaktaufnahmehäufigkeiten für die 22 im Internet aktiven Institutionen nach ihrer Hinwendung an das Internet**

Für die im Internet aktiven Institutionen gab es eine Frage, die für die bereits bekannten 5 Altersgruppierungen nach Veränderung deren Kontaktverhaltens fragte, nachdem sich die Institution dem Internet zugewandt hatte. Aus der Bejahung bzw. Verneinung wird die Veränderung in Tabelle 25 in Prozenten anschaulich gemacht. Es zeigt sich, dass insbesondere bei der Altersspanne, die die Adoleszenz mit den Altersgruppen der 12-18jährigen und der Altersgruppe der bis 30jährigen einfasst, eine deutliche Veränderung der Kontaktaufnahmehäufigkeiten mit 31,6% und 36,4% von den im Internet aktiven Institutionen bejaht wurde. Bei den bis 60jährigen sind es immerhin noch 13,6%, wohingegen die bis 11jährigen überhaupt keine bejahten Veränderungen aufweisen und bei den ab 61jährigen die bejahte Veränderung der Kontaktaufnahmenhäufigkeit mit 4,5% gering ausfällt.

**Tabelle 25 Veränderung des Kontaktverhaltens zu den 22 im Internet aktiven Institutionen nach deren Hinwendung an das Internet durch die vorgegebenen 5 Altersgruppen in Prozentangaben**

Altersgruppen	N	<u>Veränderung des Kontaktverhaltens</u>	<u>Veränderung des Kontaktverhaltens</u>	Gesamt
		Ja	Nein	
bis 11 Jahre	22	0%	100%	100%
12-18 Jahre	22	31,8%	68,2%	100%
bis 30 Jahre	22	36,4%	63,6%	100%
bis 60 Jahre	22	13,6%	86,4%	100%
ab 61 Jahre	22	4,5%	95,5%	100%

### 11.2.10 Einschätzung der Suizidalität bei den Kontaktaufnahmen durch Adoleszente

Neben der Erfassung der Kontaktaufnahmen von suizidgefährdeten Menschen zu den beiden Institutionstypen sind die angeschriebenen Institutionen darüber hinaus aufgefordert worden, einzuschätzen wie viele der Adoleszenten, die Kontakt aufnehmen, als suizidgefährdet eingestuft werden. Dies wird für beide Institutionstypen in Tabelle 26 veranschaulicht.

Für die im Internet aktiven Institutionen lag die Spannweite der geschätzten prozentualen Kontaktaufnahmen von suizidgefährdeten Adoleszenten genau wie bei den „nicht aktiven“ zwischen 0-100%. Der Mittelwert ist bei den im Internet aktiven Institutionen mit 33 Prozentpunkten um 10% höher als bei den nicht im Internet aktiven Einrichtungen, die bei der Einschätzung der Suizidgefährdung von Adoleszenten einen Mittelwert von 23% erzielten. Beide Institutionstypen zeigen mit ihren hohen Standardabweichungen von 38% für die im Internet aktiven und mit  $s=30\%$  für die nicht im Internet aktiven eine große Streuung aller Messwerte auf.

**Tabelle 26 Prozentuale Einschätzung wie viele der Adoleszenten, die Kontakt zu den Institutionstypen aufnehmen, von diesen als suizidgefährdet gelten können**

<b>Prozentuale Einschätzung, wie viele der Adoleszenten, die Kontakt aufnehmen, suizidgefährdet sind</b>	<b>N</b>	<b>AM</b>	<b>s</b>
zu den nicht im Internet aktiven Institutionen	60	23%	30%
zu den im Internet aktiven Institutionen	22	33%	38%

**Tabelle 27 Absolute Häufigkeiten, wie viele der Adoleszenten, die Kontakt zu den Institutionstypen aufnehmen, von diesen als suizidgefährdet gelten können**

<b>Absolute Häufigkeiten der Adoleszenten, die als suizidgefährdet angesehen werden und Kontakt aufnehmen zu</b>	<b>N</b>	<b>Md</b>	<b>AM</b>	<b>s</b>
den im Internet nicht aktiven Institutionen	59	3,3	72	179,3
den im Internet aktiven Institutionen	21	15	271	824

Die absolute Spannweite liegt für die im Internet aktiven Institutionen zwischen 0-3726 Kontaktaufnahmen durch suizidgefährdete Adoleszente. Durchschnittlich

nehmen, vgl. dazu Tabelle 27, etwa 271 suizidgefährdete Adoleszente in Relation zu den jährlichen durchschnittlich 409 absoluten Kontaktaufnahmen Suizidgefährdeter zu den im Internet aktiven Institutionen Kontakt auf und der Median mit 3,3 für die im Internet nicht aktiven und mit 15 für die im Internet aktiven Institutionen unterstreicht die große absolute Spannweite. Der prozentuale Anteil für suizidgefährdete Adoleszente liegt bei rund 66% aller Kontaktaufnahmen durch Suizidgefährdete. Die absoluten Kontaktaufnahmen durch Adoleszente liegen im Vergleich zu den nicht im Internet aktiven Institutionen für die im Internet aktiven Einrichtungen um 39,4 Prozentpunkte höher. Ob dieser Unterschied ein signifikanter ist, klärt unter Punkt 11.2.11 der T-Test für unabhängige Stichproben.

#### **11.2.11 Mittelwertsvergleich zwischen den Kontaktaufnahmen der als suizidgefährdet eingeschätzten Adoleszenten**

Der durchgeführte T-Test für unabhängige Stichproben, wie auch aus Tabelle 28 ersichtlich, ergab mit  $p = 0,082$  einen signifikanten Unterschied hinsichtlich der Kontaktaufnahmen zwischen den im Internet aktiven bzw. den nicht im Internet aktiven Institutionen für die, als suizidgefährdet eingeschätzten Adoleszenten.

**Tabelle 28 Mittelwertsvergleich zwischen den Kontaktaufnahmen suizidgefährdeter Adoleszenter zu den jeweiligen Institutionstypen**

	N	AM	s	F	T	df	p
Im Internet nicht aktiven Institutionen	59	72	179,3				
Im Internet aktiven Institutionen	21	271	824				
				10,347	-1,760	78	,082

#### **11.2.12 Anzahl derer, die über das Internet an die 22 im Internet aktiven Institutionen herantraten**

Da davon auszugehen war, dass die angeschriebenen und im Internet aktiven Institutionen auch losgelöst vom Internet aktiv tätig sind, gab es eine Frage des Fragebogens für diese Institutionen nach Einschätzung der Anzahl derer, die über das Internet an die Institution geraten sind, ausgehend von 100 %.

Bei einer Spannweite zwischen 0-100% liegt die durchschnittliche Kontaktaufnahme bei lediglich 8 %; die Standardabweichung von rund 21 % weist auf die sehr große Streuung der Werte hin, vgl. dazu Tab. 29.

In absoluten Zahlen ergibt sich bei einer Spannweite von 0-230 Menschen eine durchschnittliche Kontaktaufnahme von 31 Personen und eine Standardabweichung von rund 63 Personen, die eine Streuung aufzeigt, die mit 63 doppelt so hoch wie der Durchschnittswert von 31 Personen ist. Gemessen an den absoluten jährlichen Kontaktaufnahmen von 1660 Personen macht der Anteil derer, die über das Internet Kontakt zu den im Internet aktiven Institutionen aufnehmen, lediglich einen sehr geringen Prozentsatz von rund 3,8 Prozentpunkten aus.

**Tabelle 29 Prozentuale und absolute Häufigkeiten hinsichtlich der Kontaktaufnahmen zu den 22 im Internet aktiven Institutionen, die tatsächlich über das Internet gelaufen sind**

<b>Einschätzung derer, die über das Internet an die im Internet aktiven Institutionen geraten sind</b>	<b>N</b>	<b>AM</b>	<b>s</b>
prozentual	22	8%	21%
absolut	22	31	63

#### **11.2.13 Einschätzung derer, die als Adoleszente über das Internet an die im Internet aktiven Institutionen geraten sind**

Basierend auf der Fragestellung „Wie viele Personen, die über das Internet an Ihre Institution geraten sind gehörten – ausgehend von 100 %- der Altersgruppe der Adoleszenten (12-25 Jahre) an“, kam es zu den in Tabelle 30 veranschaulichten Ergebnissen. Die prozentuale Einschätzung der im Internet aktiven Institutionen liegt für die Altersgruppe der Adoleszenten, die tatsächlich über das Internet an die Institution geraten sind, bei 25,5%. Die Standardabweichung von rund 39% zeigt die große Streuung aller Werte vom Mittelwert auf und unterstreicht, wie auch der in Tabelle 30 nicht angeführte Median von 5,8, die große Spannweite von 0-100%.

**Tabelle 30 Prozentuale und absolute Häufigkeiten hinsichtlich der Kontaktaufnahmen durch Adoleszente über das Internet zu den 22 im Internet aktiven Institutionen**

<b>Einschätzung derer, die als Adoleszente über das Internet an die im Internet aktiven Institutionen geraten sind</b>	<b>N</b>	<b>AM</b>	<b>s</b>
prozentual	22	25,5%	39%
absolut	22	313	953

In absoluten Zahlen ergibt sich, bei einer Spannweite von 0-4140 Menschen, eine durchschnittliche Kontaktaufnahme von rund 313 Personen. Bei einer Standardabweichung von rund 953 Personen ist die Streuung der großen Spannweite entsprechend. Gemessen an den absoluten jährlichen Kontaktaufnahmen von 1660 Personen macht der Anteil derer, die als Adoleszente über das Internet Kontakt zu den im Internet aktiven Institutionen aufnehmen, einen Prozentsatz von rund 19% aus.

### **11.3. Auswertung der krisenbedingenden Ursachen, die den Kontaktaufnahmen zu den befragten Institutionen zugrunde liegen**

Eine Frage beschäftigte sich in beiden Fragebögen mit den krisenbedingenden Ursachen derentwegen suizidgefährdete Menschen Kontakt zu den angeschriebenen Institutionen aufnehmen. Bei dieser Fragestellung waren Mehrfachnennungen, sowie eine freie Antwortmöglichkeit zur Nennung weiterer krisenbedingender Ursachen möglich. Die Auswertung sollte die jeweiligen Häufigkeiten der Nennungen von krisenbedingenden Ursachen erfassen und Unterschiede zwischen den Institutionstypen aufzeigen.

#### **11.3.1 Gegenüberstellung der krisenbedingenden Ursachen**

Für die 60 nicht im Internet aktiven und die 22 aktiven Institutionen ließen sich, wie aus Tabelle 31 hervorgehend, folgende prozentualen Werte für die jeweiligen krisenbedingenden Ursachen, mit denen suizidgefährdete Adoleszente Kontakt aufnehmen, ausmachen.



**Tabelle 31 Gegenüberstellung der prozentualen Häufigkeiten der krisenbedingenden Ursachen, mit denen suizidgefährdete Adoleszente Kontakt zu Institutionstypen aufnehmen**

<b>Krisenbedingende Ursachen</b>	<b>Prozentuale Häufigkeit der krisenbedingenden Ursachen/ im Internet nicht aktive Institutionen N=60</b>	<b>Prozentuale Häufigkeit der krisenbedingenden Ursachen/ im Internet aktive Institutionen N=22</b>
Ausbildungsprobleme	66,7	68,2
Psychische Erkrankungen	63,3	50,0
Reifungskrisen	61,7	54,5
Suizidabsichten	75,0	77,3
Generationskonflikte	46,7	40,9
Gewalt/Missbrauch	65,0	54,4
Isolation	53,3	45,5
Ungewollte Schwangerschaft	13,3	13,6
Liebeskummer	60,0	40,9
Sinn/Perspektivlosigkeit	81,7	77,3
Innerfamiliäre Konflikte	63,3	72,7
Psychosoziale Probleme	36,7	18,2
<b>Trennungsverluste</b>	<b>30,0</b>	<b>59,1</b>
<b>Schulden</b>	<b>76,7</b>	<b>18,2</b>
Psychosomabeschwerden	50,0	31,8
Krankheit/Tod	31,7	45,5
Partner/Beziehungsprobleme	85,0	81,8
<b>Suchtmittel</b>	<b>56,7</b>	<b>36,4</b>
Krankheit/Behinderung	26,7	36,4
Arbeitslosigkeit	33,3	31,8

Es wird deutlich, dass alle krisenbedingenden Ursachen als Kontaktaufnahmegrund von suizidgefährdeten Adoleszenten zu den beiden Institutionstypen genannt wurden und damit prozentual erfasst werden konnten. Für beide Institutionstypen sind es mit 85% bzw. 81,8% 'Partner- und Beziehungsprobleme', die bei der Kontaktaufnahme suizidgefährdeter Adoleszenter übereinstimmend die größte Rolle spielen. An zweiter Stelle wird von den Institutionen mit 81,7% für die im Internet nicht aktiven und 77,3% für die im Internet aktiven Institutionen 'Sinn und Perspektivlosigkeit' als krisenbedingenden Ursache für die Kontaktaufnahme suizidgefährdeter/suizidaler Adoleszenter genannt, dicht gefolgt von 'Suizidabsichten', 'innerfamiliären Konflikten' und 'Ausbildungsproblemen'. 'Ungewollte Schwangerschaft' fiel bei beiden Institutionen mit ca. 13% als krisenbedingende Ursache für die Kontaktaufnahme nur geringfügig ins Gewicht. Die 3 größten Diskrepanzen zwischen den Institutionen, vgl. dazu Tab.32 mit ihren jeweiligen prozentualen Differenzen, bestehen bei 'Schulden', 'Trennungsverluste' und 'Suchtmittel'.

**Tabelle 32 Krisenbedingende Ursachen, bei denen prozentual eine große Diskrepanz zwischen den Institutionen bestand**

<b>Krisenbedingende Ursache</b>	<b>Im Internet nicht aktive Institution</b>	<b>Im Internet aktive Institution</b>	<b>Prozentuale Differenz</b>
Schulden	76,7%	18,2%	58,5%
Trennungsverluste	30%	59,1%	29,1%
Suchtmittel	56,7%	36,4%	20,3%

Um zu verifizieren, ob es sich zwischen den beiden Institutionstypen um signifikante Unterschiede bei den hervorgehobenen krisenbedingenden Ursachen mit großer Differenz handelt, wird jeweils ein Chi-Quadrat-Verfahren angewandt und unter Punkt 11.3.2 beschrieben.

### **11.3.2 Chi-Quadrat-Verfahren zum Vergleich der den Kontaktaufnahmen zugrunde liegenden, krisenbedingenden Ursachen**

Das Chi-Quadrat-Verfahren ergibt, siehe dazu Tabelle 34, für die krisenbedingende Ursache der 'Schulden' mit  $p=0,000$ , für 'Trennungsverluste' mit  $p=0,016$  signifikante Unterschiede zwischen den im Internet aktiven (hier deutlich mehr Trennungsverluste) und den nicht aktiven Institutionen (hier deutlich mehr Schulden als krisenbedingende Ursache für die Kontaktaufnahme durch suizidale/suizidgefährdete Adoleszente). Mit  $p=0,103$  liegt für 'Suchtmittel' als krisenbedingende Ursache lediglich ein ganz geringer signifikanter Unterschied vor.

**Tabelle 33 Chi-Quadrat-Verfahren der krisenbedingenden Ursachen -, „Schulden, Trennungsverluste und Suchtmittel“- , mit denen suizidgefährdete/suizidale Adoleszente Kontakt aufnehmen**

	<b>Krisenbedingende Ursache</b>	<b>Wert</b>	<b>df</b>	<b>Asymptotische Signifikanz (2-seitig)</b>
Chi-Quadrat n. Pearson	Schulden	23,140	1	,000
0 Zellen (,0%) haben eine erwartete Häufigkeit kleiner 5. Die minimale erwartete Häufigkeit ist 8,59				
Chi-Quadrat n. Pearson	Trennungsverluste	5,794	1	,016
0 Zellen (,0%) haben eine erwartete Häufigkeit kleiner 5. Die minimale erwartete Häufigkeit ist 8,32				
Chi-Quadrat n. Pearson	Suchtmittel	2,656	1	0,103
0 Zellen (,0%) haben eine erwartete Häufigkeit kleiner 5. Die minimale erwartete Häufigkeit ist 10,73				

### **11.3.3 Weitere krisenbedingende Ursachen, mit denen suizidgefährdete Adoleszente Kontakt zu den beiden Institutionstypen aufnehmen**

Unterschiedlich wird das Angebot der freien Frage nach weiteren krisenbedingenden Ursachen von den beiden Institutionstypen genutzt. Lediglich eine der 22 nicht im Internet aktiven Institutionen nutzte die Möglichkeit zur freien Angabe einer weiteren krisenbedingenden Ursache, während bei den 60 im Internet nicht aktiven Institutionen 7 weitere krisenbedingende Ursachen genannt werden. Die eine Institution von den 22 im Internet aktiven unterstreicht mit der Nennung „Bündelung verschiedener Ursachen“ einerseits das Angebot der Fragestellung zur Mehrfachnennung der aufgelisteten krisenbedingenden Ursachen, andererseits kann die Aussage inhaltlich aber auch als neuer Gesichtspunkt betrachtet werden. Die 7 Nennungen der 60 nicht im Internet aktiven Institutionen erweitern das Ursachenfeld für die Kontaktaufnahme suizidaler bzw. suizidgefährdeter Adoleszenter um folgende weitere krisenbedingende Ursachen, die als eine Ausdifferenzierung der vorgegebenen krisenbedingenden Ursachen anzusehen sind.

- Kontaktaufnahme nach Suizidversuch bzw. Suizid von Angehörigen
- Persönlichkeitsstörungen
- Mobbing
- Straftaten
- Essstörungen/Selbstverletzungen
- Probleme mit psychiatrischen Institutionen
- Kulturelle Werteproblematik

### **11.4. Gründe bzw. diskutierte Gründe der jeweiligen Institutionstypen, nicht aktiv ins Internet zu treten**

In unterschiedlicher Weise gab es in den Fragebögen eine Frage nach Gründen der jeweiligen Institutionstypen, nicht aktiv ins Internet zu treten. Bei den 22 im Internet aktiven Institution weitete sich die Frage auf die in der Institution diskutierten Gründe - vor dem Eintritt in das Medium, während der Projektphase und nunmehr während der laufenden Arbeit - aus. Zudem kamen noch 14 weitere Gründe hinzu, die sich aus der aktiven Arbeit im Internet ableiten ließen.

Durch den unterschiedlichen Frageansatz, ist eine Vergleichbarkeit zwischen den Institutionen nicht mehr gegeben, und die Auswertung beschränkt sich auf die jeweilige Deskription und das Aufzeigen der möglichen Zusammenhänge zwischen den von den nicht im Internet aktiven Institutionen, genannten Beweggründen, sich nicht aktiv dem Internet zuzuwenden bzw. zugewandt zu haben.

#### 11.4.1 Gründe der 60 nicht aktiv im Internet vertretenen Institutionen, nicht ins Internet zu treten

Für die 60 nicht im Internet aktiven Institutionen sind in Tabelle 34 die prozentualen Häufigkeiten für die Bejahung der aufgelisteten Gründe zu erkennen. Der am häufigsten genannte Beweggrund ist mit 46,7% das 'Nicht-Vorhandensein personeller Kapazitäten'. Mit 43,3% wird die 'nicht gesehene Notwendigkeit, ins Netz zu gehen', von den befragten 60 Institutionen als Grund angegeben. Mit 40,0% dicht gefolgt von dem Grund der 'Unsicherheiten im Umgang mit dem Medium Internet'. Am wenigsten fielen die Gründe 'es besteht die Sorge vor einem Arbeitsplatzabbau' mit 1,7%, 'es besteht die Angst, den direkten Klientenkontakt zu verlieren' mit 6,7% und die Angabe des Grundes 'das kommt für unsere Arbeit nicht in Frage' mit ebenfalls 6,7%, ins Gewicht.

**Tabelle 34 Gründe der 60 Institutionen bewegten, nicht aktiv ins Internet zu treten (Angaben in %)**

<b>Gründe, nicht aktiv ins Internet zu treten</b>	<b>Prozentuale Häufigkeiten</b>
Personelle Kapazitäten nicht vorhanden	46,7
Keine Notwendigkeit gesehen	43,3
Unsicherheiten im Umgang mit dem Medium Internet	40,0
Es fehlt der nötige Internetanschluss/Serviceprovider	31,7
Fehlende Konzepte zur Erstellung von Internetseiten	30,0
Fehlende finanzielle Mittel	26,7
Bislang bestand kein Interesse	26,7
Zeitliche Aufwand zu hoch	25,0
Darüber wurde noch gar nicht nachgedacht	20,0
Internet nicht geeignet als Kommunikationsforum in der Krisenarbeit	13,3
Damit ist ein zu großer Arbeitsaufwand verbunden	11,7
Kostenfaktor erschien zu hoch	11,7
Internet macht keinen Sinn in der Beratungsarbeit	10,0
Kommt für unsere Arbeit nicht in Frage	6,7
Angst, den direkten Klientenkontakt zu verlieren	6,7
Sorge vor einem Arbeitsplatzabbau	1,7

Ob Ähnlichkeiten zwischen den Beweggründen auszumachen sind, verdeutlicht die unter Punkt 11.4.2 durchgeführte und in Tabelle 35 veranschaulichte Näherungsmatrix.

#### 11.4.2 Näherungsmatrix zwischen den Beweggründen der 60 nicht im Internet aktiven Institutionen, nicht ins Internet zu treten

Bei den gegebenen dichotomen Variablen wies die durchgeführte Korrelation auf dem Niveau von 0,01 (2-seitig) zwischen den Wertevektoren in einer Näherungsmatrix die bestehenden Ähnlichkeiten zwischen den genannten Gründen nach, die die 60 Institutionen veranlasst haben, bisher nicht im Internet aktiv zu werden. Die höchste ausgemachte Korrelation besteht mit  $r=0,614$  zwischen dem Grund 'bislang keine Notwendigkeit gesehen, ins Netz zu gehen' und dem Grund 'bislang bestand kein Interesse', ins Internet zu treten. Zwischen dem Grund 'Internet macht keinen Sinn in der Beratungsarbeit' und dem Grund 'Internet ist als Kommunikationsforum ungeeignet' zeigt sich mit  $r=0,523$  eine mittlere Korrelation.

**Tabelle 35 Näherungsmatrix mit den signifikanten Korrelationen zwischen erfragten Gründen nicht aktiv ins Internet zu treten**

	<b>Fehlende finanzielle Mittel</b>	<b>Unsicherheiten im Umgang mit dem Internet</b>	<b>Bislang keine Notwendigkeit gesehen ins Netz zu gehen</b>	<b>Noch nicht darüber nachgedacht</b>	<b>Fehlender Internetanschluss bzw. Serviceprovider</b>	<b>Internet macht keinen Sinn in der Beratungsarbeit</b>
<b>Fehlende Konzepte</b>	,345	,356				
<b>Kein Interesse</b>		,354	,614	,358		
<b>Kostenfaktor erschien zu hoch</b>	,368				,422	
<b>Internet als Kommunikationsforum ungeeignet</b>						,523

Die übrigen Zusammenhänge zwischen den Gründen sind, da alle unter  $r=0,5$ , nur noch als sehr schwache Korrelationen zu bezeichnen. Da alle Korrelationen positiv sind, kann festgehalten werden, dass es zwischen den erfragten Gründen aktiv ins Internet zu gehen, jeweils eine Übereinstimmung gibt.

### **11.4.3 Weitere Gründe der nicht im Internet aktiven Institutionen, ins Internet getreten zu sein**

Die 60 nicht im Internet aktiven Institutionen nannten insgesamt 21 weitere Gründe, die sie bewegten, nicht aktiv ins Internet zu treten. Die Nennungen der 60 nicht im Internet aktiven Institutionen erweitern das Feld der Beweggründe um folgende neu zusammenfasste Gesichtspunkte:

- Individuelle Vorbereitung/Auseinandersetzung auf die Arbeit im bzw. mit dem Internet, was in insgesamt 9 Aussagen wie „noch gewartet, um auch die klinik-externen Suizidpräventionsangebote zu integrieren“, „Diskussion rund ums Internet voll im Gange“ oder „Know-how fehlt noch, aber Internet-Beratung wird vorbereitet“ verdeutlicht wird und die Ausgangsvermutung der bewussten Abkehr vom Medium Internet relativiert. Aussagen, wie „Internet als Informationsquelle für Betroffene sinnvoll“ aber „nicht sinnvoll für die Beratung“ verdeutlichen darüber hinaus die differenzierten Überlegungen, die die Institutionen mit Blick auf ihr Klientel trafen.
- Dass das Internet nicht relevant für bestehende Institutionen bzw. Arbeitskonzepte sei, was in 7 Aussagen, wie z.B. „stationäre Institution, die lediglich telefonisch berät“, oder „Struktur der Offenen Tür, die auch keine telefonische Beratung anbietet und mit Internetaktivitäten nicht kompatibel ist“, oder „Setting ist das persönliche Gespräch“ zum Ausdruck gebracht wird.
- Bestehende Schwerfälligkeit staatlicher Institutionen wird in 2 Aussagen wie „im Rahmen staatlicher Institutionen dauert alles, also auch Internet, viel länger“ und „Behörden sind schwerfällig“ zum Ausdruck gebracht.
- Bestehende Regionalität und das Festhalten der Institutionen daran wird mit 2 Aussagen „Arbeit erfolgt ausschließlich regional“ und „Da andere Organisationen mit Internet-Arbeit diesen Bereich abdecken, soll die Institution weiter regional tätig bleiben und nicht von überall her ihre Anfragen erhalten. Damit sollen Krisen-Touristen abgehalten werden“, zum Ausdruck gebracht.
- Einer Aussage zufolge, war die nicht gegebene Sicherheit vor unbefugtem Datenzugriff im Netz Beweggrund, nicht aktiv ins Internet zu treten.

#### **11.4.4 Diskutierte Gründe der 22 im Internet aktiven Institutionen vor Hinwendung an das Internet, während der Projektphase und unter der nun laufenden Arbeit, nicht aktiv ins Internet zu treten**

Tabelle 36 zeigt für die 22 im Internet aktiven Institutionen die prozentualen Häufigkeiten für die in den drei Arbeitsphasen diskutierten Gründe auf, nicht aktiv ins Internet zu treten. Ausgangspunkt bilden dabei die jeweils prozentual am häufigsten genannten Gründe.

Von den erfragten 25 Gründen sind insgesamt 9 in keiner der drei Arbeitsphasen über 13,9% hinausgekommen und sind deshalb als wenig relevant zu bezeichnen. Positive prozentuale Veränderungen sind bei den eher sachbezogenen Gründen 'Zweifel an der Notwendigkeit' mit vorher 40,9% über 8,1 während der Projektphase und nunmehr 4,5% bei laufender Arbeit, bei 'Sorge vor Zuwachs an Arbeit' in der prozentualen Spanne von 31,8% über 9,1% bis 7,3% und bei den 'Unsicherheiten im Umgang mit dem Internet' mit 36,4% über 18,2% bis 13,6% zu verzeichnen. Eine negative prozentuale Verstärkung erfahren hingegen die Gründe, die eher das Arbeitsverhältnis zwischen Berater und Klient im Fokus haben und bei denen auch die Ausgangshäufigkeiten schon als höher zu bezeichnen sind. Bei 'Internet ist als Kommunikationsforum in der Krisenarbeit nicht geeignet' etwa ging es von 18,2% über 9,1% bis 27,3%; bei 'Beziehungsaspekte finden im Internet keine hinreichende Berücksichtigung' von 18,2% vor Hinwendung an das Internet über 13,6% bis zu 31,8% in der laufenden Arbeit und bei dem Grund 'Krisenintervention ist im Internet schlechter zu leisten' ging es von 27,3% über 13,6% bis zu 36,4%.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass die prozentualen Häufigkeiten in der Projektphase in aller Regel deutlich niedriger liegen, als dies vor Hinwendung an das Internet der Fall ist. Bei drei Gründen – 'fehlende personelle Kapazitäten'; 'emotional sind Menschen im Internet schlechter aufzufangen' und 'Emotionalität findet im Internet zu wenig Raum' – gibt es schließlich eine annähernde Gleichheit der Häufigkeiten zwischen der Phase vor der Hinwendung an das Internet und der Phase laufender Arbeit.

**Tabelle 36 Prozentuale Häufigkeiten der in unterschiedlichen Phasen diskutierten Gründe der 22 Institutionen**

<b>Diskutierte Gründe, nicht aktiv ins Internet zu treten</b>	<b>Vorher</b>	<b>Projektphase</b>	<b>Ifd. Arbeit</b>
Fehlende personelle Kapazitäten	40,9	27,3	40,9
Zweifel an der Notwendigkeit	40,9	8,1	4,5
Unsicherheiten im Umgang mit Medium Internet	36,4	18,2	13,6
Emotional sind Menschen im Internet schlechter aufzufangen	31,8	18,2	27,3
Zeitliche Aufwand erschien zu hoch	31,8	9,1	22,7
Sorge vor Zuwachs an Arbeitsaufwand	31,8	9,1	7,3
Fehlender Internetanschluss/adäquater Serviceprovider	27,3	13,6	4,5
Für die Arbeiten wichtige Empathie entfällt beim nicht direkten kommunikativen Kontakt	27,3	18,2	31,8
Krisenintervention im Internet schlechter zu leisten	27,3	13,6	36,4
Emotionalität findet im Internet zu wenig Raum	22,7	18,2	22,7
Kommunikation beschränkt auf reine Kognitivität	22,7	13,6	13,6
Beziehungsaspekte finden im Internet keine hinreichende Berücksichtigung	18,2	13,6	31,8
Internet als Kommunikationsforum nicht in der Krisenarbeit geeignet	18,2	9,1	27,3
Kostenfaktor erschien zu hoch	18,2	4,5	9,1
Fehlende Ausbildung/Schulung für therapeutische Arbeit im Internet	13,6	9,1	18,2
Es bestand intern kein Interesse	13,6	9,1	13,6
Mangel an Ideen/Konzepten zur Erstellung von Internetseite	9,1	13,6	4,5
Unbefriedigend, wenn Berater sein Gegenüber nicht sieht	9,1	4,5	4,5
Zweifel an Ernsthaftigkeit der Kommunikation im Netz	9,1	9,1	4,5
Im Internet gibt es unseriöse Anbieter	9,1	9,1	9,1
Angst, den direkten Klientenkontakt zu verlieren	9,1	0	13,6
Anonymität ist in therapeutischer Beratungstätigkeit problematisch	4,5	9,1	9,1
Frage der Bezahlung therapeutischer Arbeit im Netz stellte sich	4,5	4,5	4,5
Interaktive Prozess therapeutischer Beratung/Unterstützung unterliegt Versachlichung	0	4,5	4,5
Sorge vor möglichem Arbeitsplatzabbau	0	0	0



#### **11.4.5 Weitere Gründe, die innerhalb der 22 im Internet aktiven Institutionen vorher, in der Projektphase und mittlerweile in der laufenden Arbeit diskutiert wurden/werden**

Nur 3 der 22 im Internet aktiven Institutionen thematisierten weitere Gründe, die sie in den 3 Phasen „vorher“ – „Projektphase“ – „laufende Arbeit“ diskutierten.

##### **Vorher:**

- Datenschutzrechtliche Bedenken bei der Beratung über E-Mail.
- Arbeit im Internet stellt zusätzliche Belastung für die Mitarbeiter dar.

##### **Projektphase:**

- Datenschutzrechtliche Bedenken bei der Beratung über E-Mail.
- Arbeit im Internet stellt zusätzliche Belastung für ehrenamtliche Mitarbeiter dar.

##### **Laufende Arbeit:**

- Institution wurde ausschließlich für Internetberatung institutionalisiert. Nachdem die Medien (TV, Tag-Wochenzeitung keine Berichte mehr verfasste, ebten das Interesse und die finanzielle Unterstützung ab.
- Arbeit im Internet stellt zusätzliche Belastung für Mitarbeiter im Internet dar.

Die von einer Institution genannten datenschutzrechtlichen Bedenken in der Phase vor der Hinwendung an das Internet und der Projektphase sind in der laufenden Arbeit nicht mehr bedeutsam gewesen. Für eine Institution ist der diskutierte Grund 'Arbeit im Internet stellt eine zusätzliche Belastung für die Mitarbeiter dar' in allen drei Phasen bedeutsam gewesen bzw. geblieben. Für die dritte Institution zeigt sich in der laufenden Arbeit, dass das Interesse und die finanzielle Unterstützung mit

dem Wegfall von Werbeunterstützung abnimmt.

## **11.5. Angaben zu Grenzen und Chancen des Mediums Internet**

Für beide Institutionstypen lenkte jeweils eine Frage in beiden Fragebögen das Augenmerk auf die Grenzen des Mediums Internet. Bei dem Fragebogen, der sich an die im Internet aktiven Institutionen wendet, war auf den Hinweis auf die Personengruppe der suizidgefährdeten/suizidalen Menschen bewusst verzichtet worden, da bei der über das Internet getroffenen Auswahl der im Internet aktiven Institutionen bereits auf das Vorhandensein der Arbeit mit suizidgefährdeten Menschen geachtet wurde.

Auch wenn sich damit der Ansatz und hinzukommend die Sichtweisen aus den institutionell unterschiedlichen Arbeitsaufträgen unterscheiden, sollen die Grenznennungen beider Institutionstypen einander gegenübergestellt bzw. miteinander verglichen werden.

Die Frage nach den generellen Chancen des Mediums Internet wurde in dieser direkten Form nur an die 60 bislang nicht aktiven Institutionen gerichtet. Für die 22 im Internet aktiven Institutionen wurde nach generell den Interneteintritt begünstigenden Aspekten gefragt, die vorab gesehen wurden und die darüber hinaus nach dem Eintritt Bestätigung fanden. Bei der Auswertung wird es deshalb bei einer jeweiligen Beschreibung der Ergebnisse der beiden Institutionstypen bleiben.

### **11.5.1 Grenzen, die sich aus Sicht der Institutionen, bei der Arbeit im Medium Internet mit suizidalen bzw. suizidgefährdeten Menschen ergeben**

Für die 60 nicht im Internet aktiven Institutionen sind in Tabelle 37 die prozentualen Häufigkeiten für die Bejahung der aufgelisteten Grenzen, in Abgleich mit den Prozentwerten der im Internet aktiven Institutionen, zu erkennen. Die am häufigsten genannte Grenze, die die nicht im Internet aktiven Institutionen in Bezug auf ihre Arbeit mit suizidgefährdeten/suizidalen Menschen und das Medium Internet sehen, ist mit 51,7% der 'für die Arbeit wichtige Beziehungsaspekt', der im

Internet keine ausreichende Berücksichtigung findet. Von 48,3% der befragten 60 Institutionen wird die 'beim nicht direkten kommunikativen Kontakt im Netz' entfallende aber 'für die Arbeit wichtige Empathie', als Grenze angegeben. Mit 40% folgt der als Grenze angesehene Aspekt: 'Emotional kann man im Internet Menschen nicht auffangen'. Am wenigsten fielen mit 8,3%, die Grenze 'Internet stellt derzeit noch einen hohen Kostenfaktor dar' und die Grenze 'die Bezahlung unserer Arbeit ist im Netz schlecht zu gewährleisten' mit 11,7% ins Gewicht. Bei den insgesamt erfragten 14 Grenzen zeigt sich eine durchschnittliche Bejahung von 29,8%.

Für die 22 aktiv im Internet tätigen Institutionen sind ebenfalls, entsprechend Tabelle 37, die prozentualen Häufigkeiten für die Bejahung der aufgelisteten Grenzen zu erkennen. Die am häufigsten genannte Grenze, die die im Internet aktiven Institutionen in Bezug auf ihre Arbeit sehen, ist mit 77,3% die Bejahung der Aussage „Emotional kann man im Internet die Menschen weniger auffangen. Mit 68,2% wird die Aussage „Aktive Krisenintervention kann schlechter geleistet werden“, von den befragten 22 Institutionen bejaht. Mit genau 50% die Bejahung der Aussage 'der für die Arbeit wichtige Beziehungsaspekt findet im Internet weniger Berücksichtigung' und mit jeweils 40,9% die Aussagen 'es ist unbefriedigend für den Berater, wenn es sein Gegenüber nicht sieht' und die 'für die Arbeit wichtige Empathie entfällt beim nicht direkten kommunikativen Kontakt im Netz'.

Am wenigsten wurden die Aussagen 'die Ernsthaftigkeit der Kommunikation im Netz ist anzuzweifeln' mit 9,1% und die Angabe des Grundes 'Anonymität ist in der therapeutischen Beratungstätigkeit problematisch' mit 13,6%, ins Gewicht. Bei den erfragten 14 Grenzen zeigt sich bei den im Internet aktiven Institutionen eine durchschnittliche Bejahung von 35,7%, die damit insgesamt um annähernd 6% höher liegt als bei den nicht im Internet aktiven Institutionen.

Die Grenznennungen der beiden Institutionen, zwischen denen eine prozentuale Differenz über 20% ermittelt werden konnte, sind in der Tabelle 37 fettgedruckt hervorgehoben und werden dem nachfolgenden Chi-Quadrat- Verfahren zugrunde gelegt.

**Tabelle 37 Bejahung der Grenzen, die die beiden Institutionstypen, bezogen auf ihre Arbeit mit suizidgefährdeten/suizidalen Menschen, für das Medium Internet sehen**

<b>Grenzen des Mediums Internet für die Arbeit mit suizidgefährdeten/suizidalen Menschen</b>	<b>Prozentuale Häufigkeiten für die im Internet aktiven Institutionen</b>	<b>Prozentuale Häufigkeiten für die nicht im Internet aktiven Institutionen</b>
Der wichtige Beziehungsaspekt findet keine ausreichende Berücksichtigung	50	51,7
Die wichtige Empathie entfällt bei nicht direktem Kontakt	40,9	48,3
<b>Menschen kann man emotional nicht auffangen</b>	<b>77,3</b>	<b>40</b>
Emotionalität findet zu wenig Raum	45,5	38,3
Fehlende Ausbildung für therapeutische Arbeit im Internet	22,7	38,3
<b>Zweifel an der Ernsthaftigkeit der Kommunikation</b>	<b>9,1</b>	<b>33,3</b>
Interaktiver Prozess therapeutischer Beratung/Unterstützung unterliegt einer Versachlichung	27,3	30
Unbefriedigend für Berater, sein Gegenüber nicht zu sehen	40,9	26,7
Anonymität problematisch in therapeutischer Beratungstätigkeit	13,6	25
<b>Aktive Krisenintervention kann schlechter geleistet werden</b>	<b>68,2</b>	<b>25</b>
Kommunikation reduziert auf reine Kognitivität	31,8	21,7
Im Internet gibt es unseriöse Anbieter	27,3	20
Bezahlung der Arbeit im Netz schlechter zu gewährleisten	27,3	11,7
Internet stellt hohen Kostenfaktor dar	18,2	8,3

### **11.5.2 Ergebnisse aus dem Chi-Quadrat-Verfahren hinsichtlich der von beiden Institutionstypen benannten Grenzen des Mediums Internet**

Für die 3 Grenznennungen der beiden Institutionstypen mit den größten Häufigkeitsunterschieden ergibt das durchgeführte Chi-Quadrat-Verfahren auf dem 0,05 Niveau im Hinblick für die Grenzen „aktive Krisenintervention kann nicht geleistet werden“ und „die Ernsthaftigkeit der Kommunikation im Netz ist anzuzweifeln“, vgl. dazu Tab. 38, mit  $p = 0,000$  einen signifikanten Unterschied zwischen den Institutionen. Auch für die Grenznennung „emotional kann man im

Internet die Menschen nicht auffangen“ liegt mit  $p = 0,003$  ein signifikanter Unterschied vor.

**Tabelle 38 Chi-Quadrat-Verfahren nach Pearson hinsichtlich der absoluten Häufigkeitsunterschiede bei den Grenznennungen zwischen den im Internet aktiven und den nicht aktiven Institutionen**

Grenzen	Wert	df	Asymptotische Signifikanz (2-seitig)
Emotional sind Menschen im Internet schlechter aufzufangen	8,945*	1	,003
Aktive Krisenintervention ist im Internet nicht leistbar	12,938**	1	,000
Die Ernsthaftigkeit der Kommunikation ist im Netz anzuzweifeln	12,134***	1	,000

### 11.5.3 Weitere Grenzen, die die 60 nicht im Internet aktiven Institutionen für das Medium Internet sehen

Von den insgesamt 60 befragten und nicht aktiv im Internet tätigen Institutionen geben 18 Institutionen weitere Grenzen an, von denen die 3 folgenden Aussagen: „abstruse Idee: Suizidberatung im Internet“, „Beantwortung schwierig, da keine Erfahrung mit Internet besteht“, „Internet ist eine Kontaktmöglichkeit neben anderen und muss in Zukunft angeboten werden, nebst telefonischem direkten Kontakt“, unter der Fragestellung nach Grenzen für das Medium Internet als nicht relevant herausgenommen wurden. Die verbliebenen Grenznennungen differenzieren zum Teil die Grenznennungsvorgaben des Fragebogens aus und greifen dabei die jeweils unterschiedlichen Betrachtungsebenen (therapeutische Sichtweise, aus der Sicht des Klienten u.a.) auf, wobei einige neue Gesichtspunkte festgehalten werden (z.B. Datenschutz, rechtliche Probleme u.a.).

Folgende 14 Aspekte ließen sich aus den inhaltlich vorliegenden 26 Aussagen zusammenfassen:

- Datenschutz ist im Internet nicht gewährleistet; zudem können rechtliche Probleme entstehen.
- Es fehlt die Kontrolle der Auswirkung der über das Internet ablaufenden Beratungsprozesse.

- Bei gegebener niedriger Schwelle gestaltet sich die „Beratungsbeziehung“ eher locker, so dass diese im Hinblick auf suizidgefährdete bzw. suizidale Menschen bei leichter Besserung sehr schnell abbrechen kann.
- Es gibt relative Grenzen bedingt durch Zweifel an ernsthafter Kommunikation.
- Internet setzt nicht vorhandene Maschinenschreibkenntnisse voraus.
- Internet macht einigen Menschen eher Angst.
- Die Suche nach freiwilligen Mitarbeitern ist schwierig genug; man will die Schwelle durch eine Intensivierung der Internetarbeit nicht noch erhöhen.
- Aspekte nonverbaler Kommunikation - Ausdruck, Mimik, Tonfall - als wichtige Informationsquelle fallen weg. Das Internet lässt im Umgang mit suizidaler Klientel wichtige direkte Kontakte/Visualisierungen, Körpersprache außer acht. Analoge Kommunikation ist fast ausgeschlossen.
- Die Arbeit wurde als regional beschränkt bezeichnet; sie lässt sich im Netz so nicht fortführen.
- Internet beinhaltet ein „Nutzer-Risiko“, das vom jeweiligen Störungsbild abhängig ist, z.B. distanzierte Kommunikation bei Schizoiden/Borderlinern günstiger als bei Depressiven, die empathische Nähe suchen.
- Insgesamt weisen Klienten häufig gestörte Kommunikation auf, die die Arbeit im Medium Internet erschweren bzw. unmöglich machen kann.
- Arbeit im Internet bedeutet Verlust von Sinnhaftigkeit in sozialen Prozessen, mit Verlust von Konfliktlösungen, die eher durch individuellen und gesellschaftsbezogenen direktem Zusammenhalt zu gewährleisten sind.
- Internet scheinbare Druckknopflösung im Sinne konkurrierender Dienstleistungen mit der möglichen Konsequenz zunehmender intrapsychischer Isolation und „Schmerzen der Abstraktion“.
- Der Kontakt bleibt unverbindlicher, da das Internet Entfernungen schaffen kann zw. Klient und Berater; Hilfsmöglichkeiten werden eingeschränkter.

#### **11.5.4 Weitere Grenzen, die die 22 bereits im Internet aktiven Institutionen für ihre Arbeit im Internet noch sahen**

Von den 22 befragten aktiv im Internet tätigen Institutionen trafen 5 Institutionen eine Aussage zu weiteren Grenzen, die sie bezogen auf ihre Arbeit im Internet sahen. 2 von diesen 5 Aussagen -vgl. dazu folgende Zitate „lediglich Kontaktaufnahme über E-Mail, danach Krisenintervention über das Telefon oder bei persönlichen Kontakten“ bzw. „für die Telefonseelsorge ist der Vergleichspunkt Beratung am Telefon, niemals Face-to-face Beratung“- zeigen keine weiteren Grenzen auf und werden als Erklärung zur spezifischen Arbeitsituation gewertet. Die drei weiteren Grenzen, die genannt wurden, thematisieren folgende Aspekte:

- Durch die Reduktion der Kommunikation im Internet entsteht ein nicht kontrollierbarer, realitätsferner Raum, der dem Berater zu viel Platz für eigene Phantasien lässt.
- Massiver Verlust an Kontext-Information (Klang der Stimme/Wortwahl, Tonfall) führt zu einer extrem schwierigen und vagen Beratung.
- Internet stellt nur eine Erweiterung des Zugangs dar und kann den persönlichen Kontakt in suizidalen Krisen nicht ersetzen.

#### **11.5.5 Chancen des Mediums Internet, wie sie von den 60 nicht im Internet aktiven Institutionen gesehen werden**

18 mögliche Chancen wurden den 60 nicht im Internet aktiven Institutionen zur möglichen Bejahung, unter der Option auf Mehrfachnennung, genannt. Tab. 39 zeigt, nach ihrer prozentualen Häufigkeit, die bejahten Chancen chronologisch auf.

**Tabelle 39 Prozentuale Häufigkeiten für die Bejahung aufgeführter Chancen des Mediums Internet für die 60 bisher nicht im Internet aktiven Institutionen**

<b>Chancen des Mediums Internet</b>	<b>Zustimmung in %</b>
Internet begünstigt die Öffnung und Präsentation der Institution nach außen	71,7
Die zu überwindende Hemmschwelle der Kontaktaufnahme ist geringer	65
Klienten können über das Netz institutionelle Konzepte in Erfahrung bringen	65
Klienten fällt es leichter, sich anonym zu öffnen	58,3
Informationen können daran Interessierte schneller erreichen	58,3
Hinweise auf Selbsthilfegruppen könnten Klienten leichter zugänglich gemacht werden	58,3
Internet könnte zum Kommunikationsmedium der Zukunft werden und sollte zukunftssträchtig genutzt werden	53,3
Umgang mit dem Internet entspricht dem Zeitgeist, der aufgegriffen werden sollte	36,7
Über das Netz lassen sich leichter Querverbindungen zu anderen Institutionen herstellen	33,3
Akute, im Internet artikulierte Krisensituationen können sofort und ohne lange Terminabsprachen bearbeitet werden	30
Ein institutionelles Angebot im Internet kann zum Fortbestand der Einrichtung beitragen	23,3
Kommunikation kann ohne Einfluss äußerer sozialer Hinweisreize ablaufen	16,7
Über e-Mail hat der Berater mehr Zeit für sorgfältiges Feedback	15
Internet erweitert die Handlungsspielräume der therapeutischen Arbeit	15
Sympathie/Antipathie zwischen Klient und Berater fallen nicht ins Gewicht	13,3
Lösungsstrategien ließen sich im Netz darstellen	11,7
Suizidale Appelle ermöglichen eher ein prophylaktisches „Entgegenwirken“	8,3
Dem Berater/Therapeuten kann die Arbeit im Netz leichter fallen	3,3



Bei der Erfassung der prozentualen Häufigkeiten für die bejahten möglichen Chancen des Mediums Internet kristallisiert sich ein Zuspruch bei den genannten Chancen heraus, die sich im weitesten unter dem Themenaspekt „Information“ zusammenfassen lassen. Die im Hinblick auf eine Kontaktaufnahme für die Klienten gesehene Chance der 'geringer zu überwindenden Hemmschwelle' mit 65 Prozentpunkten und die Chance, dass es dem 'Klienten leichter fällt, sich anonym zu öffnen', mit 58,3 Prozentpunkten zählen, wie die bereits erwähnten, zu den mit einer prozentualen Häufigkeit über 50 Prozentpunkten bejahten Chancen. Chancen, die die Interaktion zwischen Klient und Berater/Therapeut im Fokus hatten, blieben alle unter einer prozentualen Häufigkeit von 30 Prozentpunkten. Hervorzuheben ist noch die mit Abstand geringste Bejahung der Chance 'dem Berater/Therapeuten könnte die Arbeit im Netz leichter fallen' mit lediglich 3,3 Prozentpunkten.

#### **15.5.6 Weitere Chancen, die die 60 nicht im Internet aktiven Institutionen für das Medium Internet sehen**

Den 60 nicht im Internet aktiven Institutionen stand in einer freien Frage die Möglichkeit offen, weitere Chancen in Bezug auf ihre Arbeit als Beratungs- und Hilfsangebot zu benennen. Davon machten lediglich 3 Institutionen Gebrauch, von denen die Aussage „gegenüber anonymer Telefonberatung bietet das Internet kaum neue Vorteile“ nicht als Chance zu bewerten ist. Die beiden weiteren Aussagen:

- „bestimmte Zielgruppen (Jugendliche, Ältere) mit PC-Kenntnissen können besser erreicht werden“ und
- „das Ansprechen bestimmter Zielgruppen (Männer, Jugendliche)“ ist eher möglich

sehen grundsätzlich das Erreichen bestimmter Zielgruppen als Chance des Mediums Internet an. Übereinstimmung bei dieser Chancenbenennung ist für die Zielgruppe der Jugendlichen gegeben.

### **11.5.7 Aspekte, die bei den 22 Institutionen den Schritt ins Internet begünstigten und darüber hinaus nach der Hinwendung Bestätigung fanden**

Tabelle 40 zeigt die prozentualen Häufigkeiten der Bejahung der 18 Aspekte auf, die die 22 im Internet aktiven Institutionen als begünstigende Aspekte für ihre Hinwendung an das Medium Internet werteten, sowie die Prozentwerte für die Bestätigung der als begünstigend eingeschätzten Aspekte nach der aktiven Hinwendung ins Internet. Zu einer Übereinstimmung der prozentualen Einschätzung der „Begünstigung“ und der „Bestätigung“ nach Hinwendung zum Internet ist es bei keinem Aspekt gekommen.

Deutlich wird aber, dass die Bestätigung der 8 am häufigsten genannten begünstigenden Aspekte nach dem „aktiv werden“ im Internet zur Hälfte bzw. über die Hälfte hinaus bestätigt werden.

Im Falle des Aspektes 'ein institutionelles Angebot im Internet könnte zum Fortbestand der Einrichtung beitragen' fiel die Bestätigung mit lediglich 4,5 Prozentpunkten deutlich ab von der Ersteinschätzung mit 59,1 Prozentwerten einen begünstigenden Aspekt vorliegen zu haben.

Die Aspekte, die sich im weitesten unter dem Themenaspekt „Information“ und „Zukunftsorientierung“ zusammenfassen lassen, schnitten mit Ausnahme des Aspektes 'die zu überwindende Hemmschwelle der Kontaktaufnahme ist geringer', in der Bejahung und Bestätigung in Prozentpunkten durchschnittlich deutlich besser ab, als Aspekte, die sich unter dem Gesichtspunkt „therapeutischer Arbeit“ und „Kommunikation“ zusammenfassen lassen.

**Tabelle 40 Die von den 22 im Internet aktiven Institutionen als begünstigend gewerteten Aspekte vor dem Schritt ins Internet- sowie die prozentualen Häufigkeiten der Aspekte, die nach dem Aktivwerden bestätigt wurden**

<b>Begünstigende Aspekte aktiv ins Medium Internet zu treten</b>	<b>Bejahung in %</b>	<b>Bestätigung in %</b>
Die zu überwindende Hemmschwelle der Kontaktaufnahme ist geringer	81,8	40,9
Umgang mit dem Internet entspricht dem Zeitgeist, der aufgegriffen werden sollte	77,3	40,9
Klienten können über das Netz institutionelle Konzepte in Erfahrung bringen	77,3	54,5
Hinweise auf Selbsthilfegruppen können Klienten leichter zugänglich gemacht werden	77,3	45,5
Internet könnte zum Kommunikationsmedium der Zukunft werden und sollte zukunftssträchtig genutzt werden	77,3	50
Internet begünstigt die Öffnung und Präsentation der Institution nach außen	72,7	45,5
Informationen können daran Interessierte schneller erreichen	63,6	50
Klienten fällt es leichter, sich anonym zu öffnen	59,1	31,8
Ein institutionelles Angebot im Internet könnte zum Fortbestand der Einrichtung beitragen	59,1	4,5
Über das Netz lassen sich leichter Querverbindungen zu anderen Institutionen herstellen	45,5	31,8
Akute, im Internet artikulierte Krisensituationen können sofort und ohne lange Terminabsprachen bearbeitet werden	36,4	13,6
Kommunikation kann ohne Einfluss äußerer sozialer Hinweisreize ablaufen	36,4	13,6
Über e-Mail hat der Berater mehr Zeit für sorgfältiges Feedback	36,4	9,1
Sympathie/Antipathie zwischen Klient und Berater fallen nicht ins Gewicht	31,8	18,2
Internet erweitert die Handlungsspielräume der therapeutischen Arbeit	18,2	4,5
Lösungsstrategien lassen sich im Netz darstellen	18,2	9,1
Suizidale Appelle ermöglichen eher ein prophylaktisches „Entgegenwirken“	13,6	4,5
Dem Berater/Therapeuten kann die Arbeit im Netz leichter fallen	13,6	0

### **11.5.8 Weitere begünstigende Aspekte, die von den 22 im Internet aktiven Institutionen genannt wurden**

Von dem Angebot in einer freien Frage weitere Aspekte zu benennen, die den Schritt ins Internet begünstigten, machten nur 2 Institutionen Gebrauch. Die folgenden, von einer Telefonseelsorge, genannten 2 Aspekte

- Theologisches Kriterium der Telefonseelsorge, nach der Seelsorge dort anzubieten ist, wo Menschen in Not sind,
- Telefonseelsorge als originär mediengebundene Beratungsarbeit, der das Kommunikationsmittel Internet unbedingt zugehört, wie die letzten 5 Jahre zeigten,

fanden nach Aussage der Institution nach der Hinwendung an das Internet ihre Bestätigung.

Eine zweite Institution nennt als weiteren begünstigenden Aspekt folgendes:

- Männer nehmen im Internet eher als sonst psychosoziale Hilfe in Anspruch, z.B. bei Beziehungskrisen.

Für den letztgenannten Aspekt ist von der Möglichkeit der Bestätigung nach dem Schritt ins Internet von der Institution kein Gebrauch gemacht worden.

### **11.6. Suizidtheorien und Konzepte, die bei der Arbeit der Institutionen mit suizidgefährdeten bzw. suizidalen Adoleszenten Berücksichtigung gefunden haben**

Um die jeweiligen Aussagen und Ergebnisse der beiden angeschriebenen Institutionstypen auf wissenschaftlicher Ebene der Suizidforschung eher einordnen zu können, bot die letzte Frage des Fragebogens beiden Institutionen die Möglichkeit, die Suizidtheorien zu benennen, die in der jeweiligen Arbeit der Institutionen mit suizidgefährdeten/suizidalen Adoleszenten Berücksichtigung finden und im theoretischen Teil dieser Arbeit ausgeführt sind. Darüber hinaus

bestand für beide Institutionstypen die Möglichkeit, die Konzepte frei niederzuschreiben, nach denen institutionell bei suizidaler bzw. suizidgefährdeter Klientel vorgegangen wird. Diese jeweiligen konzeptionellen Überlegungen beider Institutionstypen werden unter 11.6.3 aufgeführt, aber erst in der Diskussion einander vergleichend gegenübergestellt werden.

Im folgenden werden für beide Institutionstypen die prozentualen Häufigkeiten der berücksichtigten Suizidtheorien ermittelt und einander gegenübergestellt, um dann mittels Chi-Quadrat-Verfahren diesbezügliche Unterschiede zwischen den Institutionen herauszukristallisieren.

#### **11.6.1 Suizidtheorien, die bei der Arbeit der beiden Institutionstypen mit suizidgefährdeten bzw. suizidalen Adoleszenten Berücksichtigung gefunden haben**

Tabelle 41 zeigt eine Gegenüberstellung der von beiden Institutionstypen benannten prozentualen Häufigkeiten für die vorgegebenen Suizidtheorien, wie sie im theoretischen Teil dieser Arbeit Erörterung gefunden haben. Als wichtigste Suizidtheorie kristallisiert sich für die 60 nicht im Internet aktiven mit 81,7 Prozentpunkten und für die 22 im Internet aktiven Institutionen mit 90,9 Prozentpunkten das 'Suizidgeschehen, verstanden als Hilferuf' heraus. Eine weitere annähernde Übereinstimmung erzielt die von beiden Institutionstypen am zweithäufigsten genannte Suizidtheorie 'adoleszente Entwicklungskrisen, die die Ablösung vom Elternhaus, die Identitätsfindung und die Sexualität' betrifft, sowie die Suizidtheorie, die 'gestörte Familienverhältnisse' in den Mittelpunkt stellt.

Bei der Gegenüberstellung wird ersichtlich, dass bei 14 der angeführten 18 Suizidtheorien die 22 im Internet aktiven Institutionen die Berücksichtigung dieser Theorien in ihrer Arbeit prozentual mit Werten zwischen 3,3 Prozentpunkte bis 22,2 Prozentpunkte höher angeben, als dies bei den 60 nicht im Internet aktiven Institutionen der Fall ist. Die nicht im Internet aktiven Institutionen liegen lediglich bei 3 Suizidtheorien in einer geringen Spanne von 1,8 Prozentpunkte für die Suizidtheorie 'endogene oder psychogene Depressionsproblematik', von 3,8 Prozentpunkten für die Suizidtheorien, die 'den Suizid als extreme Form abweichenden Verhaltens sehen' und mit 4,1 Prozentpunkten für die Suizidtheorie 'erlernte Hilflosigkeit gemäß SELIGMAN u.a.' in ihrer Anwendung von diesen Suizidtheorien prozentual höher als die im Internet aktiven Institutionen. Ob die bei dieser Gegenüberstellung sichtbar gewordenen prozentualen

Häufigkeitsunterschiede nun aber einen signifikanten „Berücksichtigungs-Unterschied“ darstellen, soll unter Punkt 11.6.2 mittels Chi-Quadrat Verfahren geklärt werden.

**Tabelle 41 Gegenüberstellung der prozentualen Häufigkeiten von Theorieberücksichtigung in der Arbeit mit suizidalen bzw. suizidgefährdeten Adoleszenten bei beiden Institutionstypen**

<b>Suizidtheorien</b> , die bei der Arbeit mit suizidgefährdeten bzw. suizidalen Adoleszenten Berücksichtigung finden	<b>Häufigkeit</b> für die 60 nicht im Internet aktiven Institutionen <b>in %</b>	<b>Häufigkeit</b> für die 22 im Internet aktiven Institutionen <b>in %</b>
Suizidgeschehen als Hilferuf	81,7	90,9
Adoleszente Entwicklungskrisen, die Ablösung vom Elternhaus, die Identitätsbildung und die Sexualität betreffend	70	77,3
Endogene oder psychogene Depressionsproblematik	70	68,2
Gestörte Familienverhältnisse	60	72,7
Das präsuizidale Syndrom nach Ringel	58,3	68,2
Frustrations- und Aggressionsproblematik	46,7	50
„Erlernte Hilflosigkeit“ gemäß Seligman u.a.	45	40,9
Individualzentrierte Erklärungsansätze	38,3	45,5
Henselers Narzissmustheorie	36,7	54,5
Lerntheoretische Erklärungsansätze der Suizidgenese	36,7	45,5
Psychopathologische Erklärungsansätze	30	36,4
Das Phänomen des Folgesuizides (Werther-Effekt)	23,3	45,5
Freuds Triebtheorien	18,3	27,3
Durkheims Integrations- und Anomie-Theorie	8,3	18,2
Die parasuizidale Pause nach Linden und Feuerlein	10	22,7
Theorien, die den Suizid als extreme Form abweichende Verhaltens sehen	8,3	4,5
Stengels Appell- und Gottesfunktion	3,3	4,5
Todestrieb-Theorie nach Menninger	0	0

### 11.6.2 Chi-Quadrat-Verfahren zum Vergleich der Suizidtheorien, die in der jeweiligen Arbeit mit suizidalen bzw. suizidgefährdeten Adoleszenten bei den befragten Institutionstypen Berücksichtigung gefunden haben

Bei der Durchführung des Chi-Quadrat-Verfahrens nach Pearson zeigt sich beim Vergleich der als berücksichtigt angegebenen Suizidtheorien beider Institutionstypen lediglich bei der Suizidtheorie 'Das Phänomen des Folgesuizides (Werther-Effekt)' mit  $p=.051$  ein geringer signifikanter Unterschied, wie aus Tabelle 42 ersichtlich wird. Darüber hinaus zeigte sich keine weitere Signifikanz. Die größte Übereinstimmung der Berücksichtigung einer Suizidtheorie in der Arbeit beider Institutionstypen liegt mit  $p=.874$  bei der Suizidtheorie 'Endogene oder psychogene Depressionsproblematik' vor.

**Tabelle 42 Chi-Quadrat-Verfahren hinsichtlich der Häufigkeitsunterschiede zwischen den im Internet aktiven und den nicht aktiven Institutionen bei 2 genannten Suizidtheorien**

Suizidtheorie	Wert	df	Asymptotische Signifikanz (2-seitig)
Das Phänomen des Folgesuizides (Werther-Effekt)	3,805*	1	.051
Endogene oder psychogene Depressionsproblematik	.025**	1	.874

\* 0 Zellen (.0%) haben eine erwartete Häufigkeit kleiner 5. Die minimale erwartete Häufigkeit ist 6,44.

\*\*0 Zellen (.0%) haben eine erwartete Häufigkeit kleiner 5. Die minimale erwartete Häufigkeit ist 6,71

### 11.6.3 Ergebnisse zu den Konzepten, die nach eigener Angabe bei der Arbeit der 60 nicht im Internet aktiven Institutionen mit suizidgefährdeten bzw. suizidalen Klienten/Adoleszenten Anwendung gefunden haben

Von den 60 nicht im Internet aktiven Institutionen gaben insgesamt 14 Institutionen an, kein bestimmtes Konzept für die Arbeit mit suizidgefährdeten bzw. suizidalen Klienten/Adoleszenten zu haben. 32 Institutionen machten von der Möglichkeit Gebrauch, ihr Konzept für die Arbeit mit suizidgefährdeten bzw. suizidalen Klienten/Adoleszenten stichwortartig kurz auszuführen. 4 Institutionen nutzten die Möglichkeit zur Erläuterung, eigentlich kein explizites Konzept für die Arbeit mit „Suizidalen“ zu haben. Die restlichen 10 Institutionen nutzten weder die

Möglichkeit zur Niederschrift eines Konzeptes noch die Ankreuzmöglichkeit, kein Konzept zu haben. Aus insgesamt 55 getroffenen Aussagen ließen sich, gestaffelt nach ihrer Nennungshäufigkeit, inhaltlich folgende konzeptionelle und arbeitsinhaltliche Kategorien für die 32 der 60 nicht im Internet aktiven Institutionen bilden. Die Aussagen sind chronologisch nach ihrer institutionellen Nennungshäufigkeit als Zahl fettgedruckt hervorgehoben und werden, sofern erforderlich, im Einzelnen weiter differenziert.

- Bei **14** Institutionen ist vorrangiger konzeptioneller Arbeitsinhalt, über Anamneseerhebung und Exploration der akuten Auslösesituation zu diagnostischen Einschätzungen zu gelangen, die Grundlage für Krisenintervention unter Entwicklung konkreter Lösungsperspektiven bilden. 4 Institutionen bezogen dabei Angehörigenarbeit mit ein; bei 5 der 14 Institutionen beruht die diagnostische Einschätzung auf medizinisch-ärztlicher Basis.
- Konzept: Kontaktangebote nebst Kontaktherstellung durch den Aufbau bzw. die Stärkung tragfähiger (therapeutischer) Beziehungen in **12** Fällen; in 8 Fällen damit einhergehend grundsätzlich beratende Gesprächsangebote nebst Begleitung in bestehender Krisensituation.
- Konzept: Einleitung bzw. Hinleitung von/zu medizinisch-therapeutischen Maßnahmen. Genannt wird hier von insgesamt **9** Institutionen folgendes: kurzfristige Pharmakatherapie bzw. medikamentös-stationäre Behandlung bei Psychosen, Herausnahme aus Umfeld in stationäre Behandlung, hochfrequente Gruppentherapie, Einzel-Paartherapie, Familientherapie, Gesprächspsychotherapie und Gesprächsgruppen unter fachlicher Leitung, ambulante tiefenpsychologische und/oder verhaltenstherapeutische (Weiter-) Betreuung, Vermittlung in sozialtherapeutische Wohngemeinschaften.
- **5** Institutionen benennen folgende Konzepte/suizidtheoretische Ansätze: Dormanns lösungsorientierte Konzepte (vgl. dazu Homepage von Dr. phil. W. Dormann, Bamberg); der 4-fachen Einengung nach werden „Öffnungen“ entgegengesetzt durch jeweilige Beziehungsgestaltung; auf traumatische Erlebnisse achten und gemäss Henseler verbalisieren:



- Containingmodell nach Bion, Lazar;  
konzeptionelle Arbeit auf der Grundlage des Krisenbegriffes nach E. ERIKSON und V. KAST.
- 4 Institutionen gehen, auf Basis eines klientenzentrierten Ansatzes u.a. nach Rogers, von Ressourcen der Klienten/Adoleszenten aus. Dazu zählt das positive Umdeuten von Problemsituationen und die Erarbeitung von Lösungs- und Handlungsstrategien. Die ernstzunehmende Eigenverantwortlichkeit, die eine Verurteilung suizidalen Verhaltens ausschließt, ist in diesen Zusammenhängen explizit von 2 Institutionen benannt worden.
- 3 Institutionen gehen das Abschließen eines „Suizidvertrages“ mit dem Klienten/Adoleszenten an, der bei akuter Zuspitzung zur telefonischen Kontaktaufnahme anhalten soll und bei etwaiger Ablehnung durch eine Institution noch in Absprache mit dem Klienten zu ärztlicher Abklärung „zwingt“.
- 1 Institution leistet konzeptionell Aufklärungsarbeit für suizidgefährdete Jugendliche in Schulen, durch Peer-Group-Education und vermittelt Initiierung einer Jugendgruppe. Hinzu kommt die finanzielle Unterstützung von Jugendlichen zwecks deren therapeutischer Behandlung.

Nicht unerwähnt sollen abschließend 7 nicht eindeutig zu „clusternde“ Aussagen bleiben, die Ausdruck praktischer Arbeitsinhalte aus der Tätigkeit mit suizidalen bzw. suizidgefährdeten Klienten/Adoleszenten sind und in hier wiedergegebener knapper Form niedergeschrieben waren. Es sind dies: „Klären statt Verleugnen“, „Integration statt Isolation“, „Verzweiflung aushalten“, „Akzeptanz und Echtheit als Paradigma für Sinnhaftigkeit“, „Anrufende wenn möglich zum Weinen bringen“, „jederzeit erreichbar sein“, „Verstehen des suizidalen Impulses“.

#### **11.6.4 Konzepte, die nach eigener Angabe bei der Arbeit der 22 im Internet aktiven Institutionen mit suizidgefährdeten Klienten/Adoleszenten Anwendung finden**

Von den 22 im Internet aktiven Institutionen gaben insgesamt 6 Institutionen an, kein bestimmtes Konzept für die Arbeit mit suizidgefährdeten

Klienten/Adoleszenten zu haben. 9 Institutionen machten von der Möglichkeit Gebrauch, ihr Konzept für die Arbeit mit suizidgefährdeten Klienten/Adoleszenten stichwortartig schriftlich kurz auszuführen. 3 Institutionen nutzten die Möglichkeit zur Erläuterung, eigentlich kein explizites Konzept für die Arbeit mit „Suizidalen“ zu haben. Die restlichen 6 Institutionen nutzten weder die Möglichkeit zur Niederschrift eines Konzeptes noch die Ankreuzmöglichkeit, kein Konzept zu haben. Aus den insgesamt getroffenen 14 Aussagen der 9 Institutionen ließen sich inhaltlich folgende konzeptionelle Kategorien für die 22 im Internet aktiven Institutionen bilden:

- **4** der Institutionen nutzen das Internet als Informationsmedium zur Vermittlung von Hilfsmöglichkeiten, mit Verweisen auf die Homepages, sowie ggf. Vermittlung von Infos auf der Webseite und E-Mail-Beantwortung.
- **3** Institutionen bieten ausschließlich Beratung über E-Mail an. Bei einer Institution wird der Kontakt über E-Mail gehalten, es kann aber auch zur Herstellung von direktem Kontakt kommen.  
2 der 3 Institutionen fügten hinzu, dass bei sich abzeichnenden längerfristigen Prozessen ein Verweis an die Telefonseelsorge stattfinden kann bzw. die Informationen einvernehmlich an Kriseneinrichtungen vor Ort weitergegeben werden.
- Die „Herstellung von Beziehung“ und das nicht professionelle Beziehungsangebot „Freundschaft auf Zeit“ sowie „Ernstnehmen“, „Annahme“, „emotionale Entlastung“ stellen **3** Institutionen in den Vordergrund.
- Weitere **2** Institutionen legen ihren konzeptionellen Schwerpunkt auf die Klärung der Anliegen/Hilfsanfragen mit einhergehender Entwicklung von Lösungsstrategien, die auch in Form einer ‚Zuweisung zu fachlicher Hilfe‘ praktiziert wird.
- **1** Forschungsprojekt untersuchte mit 3 Beraterinnen, ob Krisenintervention im Internet möglich ist: Ein Jahr Off-line-Beratung und wissenschaftliche Begleitforschung. Theoretische Grundlage: Steve de Shazer.

- 1 Institution gibt an, ihren Klienten Anleitungen zu konkreten, kleinen eigenen Aktivitäten zu geben.
- 1 weitere Institution hat eine psychoanalytische Konzeption, beruhend auf der Annahme einer beim Klienten bestehenden engen Verschränkung zwischen auslösendem Ereignis und innerem Konflikt.
- Ausdrücklich wies 1 Institution auf ihr Konzept hin, das sich an hinterbliebene Angehörige von Suizidanten richtet: „An Trauernde mit dem Ziel, die Trauer zu erschließen, trauern zu lernen und Wege in die Lebendigkeit zu finden.“

## **12. Forschungsdesign, Durchführung und Auswertung der explorativen Interviews mit 6 der im Internet aktiven Institutionen**

*„Ein Verstehen von Äußerungen oder Handlungen bzw. das Verstehen der in ihnen implizierten Haltungen oder Orientierungen setzt voraus, dass wir die Alltagspraxis, den erlebnismäßigen Kontext, den Erlebniszusammenhang oder Erfahrungsraum kennengelernt haben, in den diese Äußerung hineingehört.“*  
(BOHNSACK, 2000, S.67)

Wie bereits unter Punkt 10 angeführt, lag nach der Datenerhebung über die Fragebögen im November 2000 bzw. Jahresbeginn 2001 lediglich bei 6 der im Internet vertretenen Institutionen zum einen eine Identifizierung vor, des weiteren aber auch die Tatsache, dass diese 6 Institutionen angaben tatsächlich einen interaktiven und kommunikativen Kontakt via E-Mail mit ihrer Klientel zu unterhalten. Dies war Veranlassung, in einer 2. Untersuchung im September 2001 ein telefonisches exploratives Interview mit eben diesen Einrichtungen durchzuführen. Das erschien gerade deshalb sinnvoll, weil ein exploratives Interview als Mittel der empirischen Forschung die Möglichkeit bietet, genau das zum Tragen kommen zu lassen, was in dieser Arbeit, insbesondere unter den kommunikativen Gesichtspunkten, thematisiert wird. LAMNEK (1988, S.30) selber schreibt dazu „Empirische Forschung ist immer auch *Kommunikation*, weshalb die alltäglichen Regeln der Kommunikation im Forschungsprozess zu beachten sind“.

## 12.1 Interviewleitfaden

Das Interview ist telefonisch als ein exploratives angelegt worden, das flexibel und reflexiv geführt werden sollte. Um die Spontaneität und Eigenaktivität der Befragten nicht zu sehr durch strikt geordnete Fragen zu bremsen, wurde ein fester Frage-Antwort-Rhythmus nicht vorgegeben. Diejenigen Fragen, die zum Zwecke der Vergleichbarkeit als „standardisierte Schlüsselfragen“ anzusehen, in möglichst gleicher Formulierung zu stellen und nicht auszulassen waren, sind im folgenden gering strukturiertem Leitfaden in Tabelle 43 aufgeführt.

**Tabelle 43 Gliederung des Interviewleitfadens**

- |   |
|---|
| <ul style="list-style-type: none"><li>• Intervieweinstieg/Problemaufriss der Fragestellung „Internet als Kommunikationsforum für suizidgefährdete Adoleszente</li><li>• Hinwendung zum Internet als interaktiv-kommunikatives Medium zur Klientenbetreuung/beratung → welche Beweggründe lagen diesem Schritt zugrunde</li><li>• Welche Erfahrungen wurden gemacht</li><li>• Wo werden die Perspektiven des Mediums Internet für die Arbeit mit Suizidgefährdeten gesehen</li></ul> |
|---|

Bei der ‘Konstruktion’ und Durchführung des informationsermittelnden Interviews wurde auf eine neutrale Haltung geachtet, die die informationssuchende Funktion betont und im Befragten einen gleichwertigen Partner sah. Die jeweiligen Einzelinterviews waren telefonisch durchzuführen, da die Institutionen bundesweit, bis nach Österreich und die Schweiz verteilt waren, und es sich prinzipiell um eine relativ kurze und schriftlich angekündigte Befragung ( siehe dazu Anhang 4) handelte.

## 12.2 Beschreibung der Stichprobe und der Durchführung

Tabelle 44 zeigt eine grobe Stichprobenübersicht und die Anonymisierung der Institutionen auf, die auch in der Auswertung fortgeführt werden wird. Darüber hinaus wird jeweils das Alter der Institutionen zum Zeitpunkt der Befragung im

November des Jahres 2000 bzw. Jahresbeginn 2001, in Relation zur bisherigen Dauer ihrer Internetnutzung gesetzt.

**Tabelle 44 Stichprobenübersicht der 6 Institutionen, mit denen explorative Interviews durchgeführt wurden**

<b>Institutionen Anzahl: 6</b>	<b>Institutioneller Arbeitsschwerpunkt</b>	<b>Bestand der Institution in Jahren</b>	<b>Dauer der Nutzung des Internets in Jahren</b>
A	Telefonseelsorge	44	5
B	Telefonseelsorge	2	2
C	Suizidprophylaxe und „Krisenintervention“	17	0,75
D	Suizidprophylaxe und „Krisenbegleitung“	13	1,25
E	suizidgefährdete Kinder und Jugendliche	3	2
F	„Krisenberatung im Internet“	3	3

Wichtig erschien bei dieser Exploration ein flexibles und reflexives Vorgehen, das die Frage nach dem Internet als Kommunikationsforum für suizidgefährdete Adoleszente im Blickpunkt hat. Mit Fragen an die Institutionen nach dem Warum der Nutzung des Internets, nach den bereits gemachten Erfahrungen, die sich aus der Nutzung ergaben, und nach den Perspektiven, die für die kommunikative Nutzung des Internets für suizidgefährdete Adoleszente gesehen werden, sollte die Fragestellung entsprechend fokussiert werden.

Das Interview war telefonisch angelegt und als problemzentriertes Interview zu verstehen. Alle 6 angeschriebenen Institutionen zeigten nach Erhalt einer vorausgegangenen schriftlichen Anfrage (vgl. Anlage 4) ein großes Interesse an dem explorativen Interview teilzunehmen. Infolge der Beantwortung des Fragebogens, die nicht länger als ein  $\frac{3}{4}$  Jahr zurücklag, war den Institutionen noch das Wesentliche präsent. Zudem wurde es bereits im Anschreiben und im Vorgespräch präzisiert auf die Kernfragen des Interviewleitfadens. Um die Spontaneität und Eigenaktivität der Befragten nicht zu sehr durch strikt geordnete Fragen zu bremsen, war ein fester Frage-Antwort-Rhythmus nicht vorgesehen.

Die schriftlich angekündigten Interviews wurden während der durchgeführten Telefonate über Tonbandmitschnitt protokolliert. Interviewmerkmale, aus denen die

Gesprächspartner, weitere Personen oder Institutionen identifiziert werden könnten, sind zum Schutze der Betroffenen bereits in der Transkription (vgl. Anlage 5-10) anonymisiert worden. Dabei fand die Zuordnung der 6 Institutionen in die Institutionsbezeichnungen A, B, C, D, E und F statt. Die weitestgehend wörtliche Transkription, die durch Sonderzeichen auch streckenweise als kommentiert anzusehen ist, erfolgte auf Grundlage der Richtlinien der Transkription, wie sie bei BOHNSACK (2000, vgl. S. 233-234) aufgeführt sind. Sie bildeten die Grundlage der Auswertung der vorliegenden problemzentrierten Interviews im Wege einer hermeneutischen Textinterpretation, in der auf eine systematische und theoriegeleitete Bearbeitung geachtet wurde. Gemäß FRÜH (2001, S.49) sollte bei dieser hermeneutischen Textinterpretation die Stimmigkeit des subjektiven Eindrucks bzw. die Stimmigkeit mehrerer perspektivisch stimmigen Interpretationsweisen bei der Rezeption dokumentiert werden. Auf die Gesamtzusammenhänge der institutionellen Aussagen wurde dabei ebenso Wert gelegt, wie auf die von den Institutionen getroffenen typologisch-detaillierten Aussagen. An den Stellen, wo aus den Interviews A, B etc. unter Nennung der Zeile zitiert wurde, sollte zur Vereinfachung möglichst auf ausgesprochene Füllwörter, wie „ähm, mhm“ u.a. und dialektartige Formulierungen verzichtet werden.

Im Forschungsdesign wurde auf vorformulierte Hypothesen und Variablen verzichtet, so dass die Gesichtspunkte, die vor Beginn der Fragebogenuntersuchung benannt wurden, auf Grundlage der explorativen Interviews und in Anlehnung an die Ergebnisse der methodischen Auswertung generiert und nicht falsifiziert wurden.

Gemäß den Gütekriterien qualitativer Forschung wurde auf eine argumentative Interpretationsabsicherung, Regelgeleitetheit, die Nähe zum Gegenstand der Untersuchung und auf Triangulation geachtet (vgl. MAYRING, 2000). Verzichtet wurde auf eine kommunikative Validierung, da die Sachlichkeit des Untersuchungsgegenstandes, die Absicherung der Rekonstruktion subjektiver Bedeutungen im Hinblick auf wichtige Argumente zur Relevanz der Ergebnisse nicht notwendig erscheinen ließ.

### **12.3 Auswertungsergebnisse der explorativen Interviews**

*„Verstehen als persönliches Einlassen auf den Text ist dabei unabdingbare Voraussetzung.“ (FRÜH, 2001, S.49)*

Gemäß den unter Punkt 12 ausgeführten Kernpunkten des problemzentrierten Interviews, wurden die institutionellen Aussagen strukturiert in die Bearbeitungsbereiche „Beweggründe, ins Internet zu treten“, gemachte Erfahrungen mit dem Medium“, „Perspektiven des Mediums“ (siehe dazu Punkt 12.3.1-12.3.3).

Der den Institutionen im Vorgespräch aufgezeigte Problemaufriss der Fragestellung war jeweils im Hinblick auf den Personenkreis der suizidgefährdeten Adoleszenten im Interview selbst vertieft worden und wurde deshalb nicht explizit bearbeitet.

Darüber hinaus trafen die Institutionen Aussagen, die unter dem Begriff „weitere Erklärungen“, siehe Punkt 12.3.4, zusammengefasst werden konnten.

Die Hinwendung zum Internet und deren Nutzung als interaktiv-kommunikatives Medium zur Klientenbetreuung bzw. -beratung war, neben den dabei gemachten Erfahrungen und den sich daraus ergebenden Perspektiven, wie unter Punkt 12.2 in Tabelle 44 ersichtlich, in 3 von 6 Fällen von den Institutionen erst 39 bis 13 Jahre nach dem Zeitpunkt des Bestandes der Institution erfolgt. Die zeitliche Dimension seit der Hinwendung an das Internet lag für diese 3 Institutionen zwischen 5 - 0,75 Jahren. Die drei anderen Institutionen bestanden zwischen 3 und 2 Jahren, und die Hinwendung ans Internet war bei zwei Institutionen zeitgleich zum institutionellen Bestehen; bei der dritten lag eine Differenz zwischen dem Bestehen und der Hinwendung von 1 Jahr vor.

### **12.3.1 Beweggründe der Institutionen sich dem Internet zuzuwenden**

Gemäß den unterschiedlichen arbeitstechnischen Ausrichtungen der 6 Institutionen variierten auch die Beweggründe sich dem Internet aktiv zuzuwenden und aktiv zu nutzen. Übereinstimmend war es aus Sicht der beiden Telefonseelsorgen naheliegend sich aktiv zum Internet hinzuwenden, da nach der Interviewpartnerin der Institution A bei der *„Telefonseelsorge, dadurch dass bereits von Anfang an Seelsorge und Beratung über ein Medium, nämlich das Internet gegangen ist (...) und nur in ganz seltenen Fällen es zu Face-to-face Kontakten kam, dass da zunächst einfach schon mal eine Nähe da war, in medialer Seelsorge und Beratung weiter zu gehen, dann war es schlichtweg so, dass von der Technik her natürlich das Telefon und das Internet auch zusammenhängen“* (vgl. Interview A, Z. 16-26). Diese Institution nannte als weiteren Beweggrund, dass *„(...) inzwischen ja ein recht hoher Anteil der Bevölkerung das Internet nutzt und das also dadurch dann auch es möglich ist Menschen mit dem Angebot der*

*Telefonseelsorge zu erreichen“ (vgl. Interview A, Z. 29-31).*

Diese globale Aussage über den als hoch eingeschätzten Bevölkerungsanteil, der das Internet nutzt, wurde im Hinblick auf das Angebot der Institution präzisiert auf Männer und jüngere Menschen, was wie folgt zum Ausdruck gebracht wurde:

*„(...), dass man sich auch überlegt hat, vielleicht ist das eine Möglichkeit, dieses Angebot auch Männern nahe zu bringen zu können und vor allen Dingen auch jüngeren Menschen“ (vgl. Interview A, Z. 39-41).*

Ein weiterer Gesprächspartner einer Telefonseelsorge sah in geführtem Interview B diese Nähe zwischen Telefonsseelsorge und Internet ebenfalls als gegeben an, die er auf der fachlichen Gesprächsebene und einer fachlichen Kompetenz im Hinblick auf Krisenberatung und Telefonseelsorge sah und die in aller Regel eben nicht Face-to-face abläuft. Zudem sah auch er als Personenkreis eine jüngere Klientel und Männer, die sonst mit dem Standardangebot Telefonseelsorge nicht erreicht werden. Wörtlich fasst er den Beweggrund, ins Internet zu gehen und ein aktives Beratungsangebot darüber anzubieten, so zusammen:

*„Ja ich denke wir sind einfach von der fachlichen Gesprächs – äh fachlichen Kompetenz her, sehr in der Nähe der Krisenberatung und überhaupt im Beratungsgeschehen und da bietet es sich einfach an, Seelsorge und Beratung auf diesen Personenkreis anzubieten. Mit diesem Personenkreis, also ich denke haben sich gemeldet Jüngere, jüngeres Klientel vorwiegend auch Männer, ein Personenkreis eben, den wir eben sonst mit unserem Standardangebot, sag ich mal Telefonseelsorge, nicht erreichen.“ (vgl. Interview B, Z. 18-26).*

Die dritte Institution C3, die sich selbst als Institution für „Suizidprophylaxe und Krisenintervention“ bezeichnet, gab als Beweggrund für Ihr Aktiv-Werden im Internet folgendes an:

*„Also, der Kernpunkt war, dass wir sagten, es ist wichtig für alle Personengruppen erreichbar zu sein. Alle Personengruppen, die z.B. sich mit Suizidalität auseinandersetzen und da hatten wir den Eindruck, dass das Internet ein Medium war und immer mehr wird, wo unter dem Schutz der Anonymität eben des manchen Leuten leichter fällt Kontakt aufzunehmen.“ (vgl. Interview C, Z.11-15).*

Damit wurde der schon genannte Beweggrund 'Personengruppe' auf die Kontaktform bzw. die Kontaktgestaltung im Internet ausgeweitet, die nach Aussage der Institution dort unter dem Schutze der Anonymität geführt werden kann und manchen Leuten eine leichtere Kontaktaufnahme ermöglichen hilft. Diese



Interviewaussage fand ihre Entsprechung in der mit 81,8 höchsten Prozentpunkteangabe, die in der methodischen Auswertung von den 22 im Internet aktiven Institutionen einem begünstigendem Aspekt der 'leichter zu überwindenden Hemmschwelle' genannt wurde. Auch diese Institution erwähnte als Zielgruppe ihrer Bemühungen, aktiv ins Internet zu treten, die Personengruppe jüngerer Menschen und formulierte für diese Altersgruppe folgende Überlegung aus:

*„(...) ein Grund, warum wir das verstärkt angeboten haben, aus dem Aspekt, dass wir erleben, (...) dass gerade Junge sich mehr dem Medium zuwenden und dann dem Medium aufgeschlossener gegenüberstehen, als vielleicht andere Altersgruppen und dann eben auch mit ihren Problemen vielleicht anders landen können, als das so unsere Wahrnehmung war in dem Sinne, das Heranwachsende ja so einen Ablösungsprozess durchmachen, wo sie sich eben dann unter anderem auch von den Eltern ablösen, aber auch von Erwachsenen, die meinetwegen in Beratungsstellen sind oder von Therapeutinnen oder Therapeuten und dadurch so 'n Autonomiebestreben haben, was vielleicht durch das Medium Internet zu stützen sein könnte“* (vgl. Interview C, Z. 91-104).

Der Interviewpartner der Institution D, die sich in ihrer Arbeitsausrichtung als suizidprophylaktisch und in der Krise begleitend bezeichnete, benannte als primären Beweggrund, sich dem Internet zuzuwenden, die Nutzung des Internets für die Öffentlichkeitsarbeit im Sinne eines informativen Mediums und drückte dies wie folgt aus:

*„Ja, uns ging es vor allen Dingen drum das Medium für unsere Öffentlichkeitsarbeit zu nutzen, also auf das Angebot aufmerksam zu machen und zu informieren, ja also im Sinne von Primärprävention wirksam zu sein, dann aber auch einfach Menschen aufmerksam zu machen, dass es so etwas gibt wie Kriseninterventionseinrichtungen, Hilfsangebote für Menschen in suizidalen Krisen“* (vgl. Interview D, Z. 15-20).

Auch in Bezug auf diese Interviewaussage fand sich eine Entsprechung in den von den 22 Institutionen gegebenen relativ hohen Prozentpunktwerten zu den im Fragebogen genannten begünstigenden Aspekten, aktiv ins Internet zu treten, mit 72,7 für den Aspekt „Internet begünstigt die Öffnung und Präsentation der Institution nach außen“, sowie mit 63,6 für den Aspekt 'Informationen können daran Interessierte schneller erreichen'.

Der Interviewgesprächspartner der Institution E, die als Projekt für suizidgefährdete

Kinder und Jugendliche agiert, war die einzige Einrichtung, in der die Betroffenen selber die Initiative bzw. den Impuls zur aktiven Hinwendung ans Internet betrieben, nachdem die Institutionsinitiatorin sich bereits mit dem Medium auseinandergesetzt hatte. Auf die Frage warum die Institution E sich dem Internet zuwendete, kam es zu folgender Äußerung:

*„Das kam aus der Gruppe selbst, weil sich Person X damit im Internet schon beschäftigt hat und wir wollten dann also in einer Homepage zeigen, dass es uns gibt und was wir eben hier an Möglichkeiten, lokalen Möglichkeiten haben und zu tun in der Lage sind“* (vgl. Interview E, Z.21-23).

Für die Einordnung dieser Aussage im Hinblick auf die angedeutete Gruppe, nachfolgend die Erklärung zu dieser Jugendgruppe, die der Interviewpartner auf Nachfrage abgab.

*„Die Selbsthilfegruppe, das ist im Rahmen unserer Stiftung eben die Jugendgruppe, die äh von Mitarbeiterinnen von uns betreut wird, die geschult sind und wo momentan also auch Jugendliche sich wöchentlich treffen“* (vgl. Interview E, Z. 26-29).

Unklar blieb, ob unter dem Begriff „wir“ im Zusammenhang der Aussage *„(...) wir wollten dann also in einer Homepage zeigen...“*, tatsächlich die Initiative und das aktive Engagement der Jugendgruppe zum Ausdruck kam, oder ob sich die aktive Umsetzung der Idee einer Homepagegestaltung durch Mitarbeiter des Projektes vollzog. Dies wurde auch aus folgender weitergeführten Äußerung (vgl. Interview E, Z. 33-39)

*„(...) es war bei der Erstellung der eigenen Homepage, da ist es fast zum Eklat gekommen, weil die Beiden, die hier diese Internetarbeit aufbauten mit Links gearbeitet haben, die auf suizidales Verhalten im Internet hinwiesen, was wir nicht so gut gefunden haben, so dass wir veranlasst haben, also diese Links wieder herauszunehmen, was bei dem Einen also zu einer fast beleidigten Verhaltensweise führte, aber wir haben ihnen klar zu machen versucht, dass das hier eben um Leben geht“* nicht eindeutig klar, aber die Formulierung und Ausdrucksweise *„(...) was bei dem Einen also zu einer fast beleidigten Verhaltensweise führte, aber wir haben ihnen klar zu machen versucht (...)“*

legte nahe, dass es sich bei 'den Beiden' wohl eher um Jugendliche, als um Mitarbeiter handeln dürfte.

Bei der letzten befragten Institution F handelte es sich um ein Forschungsprojekt,

das unter dem Thema „Krisenberatung im Internet“ über einen Zeitraum von 1 Jahr lief und sich zum Zeitpunkt des Interviews in der Auswertung befand. Die Interviewpartnerin bestätigte die aus dem Forschungsprojekt bekannten Gründe bzw. Vermutungen

*„(...) dass der Forschungsansatz zweierlei war, einmal ob es überhaupt geeignet ist das Internet für Beratung in Krisensituationen und zum anderen, ob die Kommunikationsform, die computervermittelte nicht vielleicht in solchen Situationen Vorteile bietet“* (vgl. Interview F, Z.26-29)

und nannte in dem Interview darüber hinaus weitere Hypothesen des Forschungsprojektes als Beweggründe, aktiv in Internet getreten zu sein:

*„Ja, es gab natürlich da drunter liegend noch bestimmte Hypothesen, also, des eine haben Sie grad glaub ich schon etwas antangiert. Uns geht es eben auch um die Niedrigschwelligkeit von dem Hilfeangebot, da besonders in Krisen ja die zeitliche Akutheit ein wichtiger Gesichtspunkt ist“* (vgl. Interview F, Z. 32-36). Interessant

ist an dieser Aussage der artikuliert gedankliche Zusammenschluss der ‘Niedrigschwelligkeit’ des Angebotes und der Ansicht, dass in Krisen eine ‘zeitliche Akutheit’ einen wichtigen Gesichtspunkt darstellt. Eine Verknüpfung, die damit zusammenhängen kann, sofern davon ausgegangen wird, dass bei Akutheit einer Krisensituation die Niedrigschwelligkeit des Hilfeangebotes von der Krise Betroffene eher zur Kontaktierung einlädt. Hypothetisch ging das Forschungsprojekt auch davon aus, dass mit einem Krisenberatungsangebot im Internet insbesondere jüngere Männer erreicht werden können, was die Gesprächspartnerin so formulierte:

*“(...) dass wir gucken wollten, welche Adressaten erreichen wir denn damit und unsere Hypothese war, das wir auch solche Adressaten mit dem Angebot erreichen, die sich jetzt in ner Krise nicht an traditionelle, klassische Dienstleistungen wenden würden, also sprich Männer und vor allem jüngeren Alters“* (vgl. Interview F, Z. 36-40).

Ein Gesichtspunkt, der bereits von den Institutionen A und B mit so klarer Adressatenausrichtung formuliert wurde und in der Aussage der Institution C *„(...) es ist wichtig für alle Personengruppen erreichbar zu sein“* (vgl. Interview C, Z. 11-12) implizit enthalten ist und in Zeile 95-98 des Interviews C spezifiziert wurde auf die Adressatengruppe jüngerer Menschen bis 25 Jahre *„(...) da hatten wir das Gefühl und die Information, dass gerade Junge sich mehr dem Medium*

zuwenden und dann dem neuen Medium aufgeschlossener gegenüberstehen, als vielleicht andere Altersgruppen (...)“.

### **Zusammenfassung:**

Tabelle 45 soll abschließend zur besseren Übersicht die Häufigkeiten der von den Institutionen genannten Beweggründe dokumentieren, wobei die Bezeichnung der Interviews in A, B, ... F für die Nennung der Institutionen in der Tabelle 45 übernommen wird. Die Ankreuzungen durch ein x zeigen die Bestätigung der jeweiligen Institutionen an, die für jeden genannten Beweggrund am rechten Spaltenende in ihrer Nennungshäufigkeit auf der Grundlage der 6 interviewten Institutionen aufsummiert sind.

**Tabelle 45 Genannte Beweggründe der Institutionen, sich aktiv dem Internet zuzuwenden, und deren Nennungshäufigkeiten**

<b>Beweggründe der 6 Institutionen, sich aktiv dem Internet zuzuwenden</b>	<b>A</b>	<b>B</b>	<b>C</b>	<b>D</b>	<b>E</b>	<b>F</b>	<b>Σ</b>
Wegen bestehender „Nähe“ zwischen Telefon und Medium Internet in Bezug auf bei beiden nicht bestehenden Face-to-face-Kontakten	X	X	/	/	/	/	2
Ein recht hoher Anteil der Bevölkerung nutzt das Internet	X	/	/	/	/	/	1
Hilfsangebot Männern (jungen u.a.) nahe zu bringen	X	X	/	/	/	X	3
Hilfsangebot jüngeren Menschen nahe zu bringen	X	X	X	/	/	X	4
Für alle Personengruppen erreichbar zu sein, u.a. mit dem Hinweis auf die Kontaktform und die Kontaktgestaltung (Schutz der Anonymität)	X	/	X	/	/	/	2
Internet stützt das Autonomiebestreben jüngerer Menschen, die sich in Ablösungsprozessen befinden	/	/	X	/	/	/	1
Gestaltung einer Homepage im Rahmen einer Selbsthilfegruppe für suizidgefährdete Jugendliche	/	/	/	/	X	/	1
Nutzung des Internets als Informationsweitergabe über bestehendes/bestehende Hilfsangebot/e	/	/	/	X	X	/	2
Niedrigschwelligkeit des Hilfsangebotes	/	/	/	/	/	X	1

Größte Übereinstimmung bei den genannten Beweggründen der Institutionen bestand mit 4 Nennungen im Hinblick auf die Personengruppe jüngerer Menschen, wobei für die Institution E, die in Form einer Selbsthilfegruppe für suizidgefährdete Kinder und Jugendliche agiert gemutmaßt werden kann, dass diese nicht explizit noch einmal diese Altersgruppe als Beweggrund angab. Die Personengruppe der

Männer, hier insbesondere Männer jüngeren Alters, wurde von der Hälfte der befragten Institutionen ebenfalls als Beweggrund, aktiv ins Internet zu treten, benannt. Insgesamt kam es zu 9 formulierten Beweggründen, die in Anbetracht der Fragestellung diese Altersgruppe als anzusprechenden Personenkreis hervorhoben, ebenso wie die als günstig eingeschätzten kommunikativen Formen, die das Internet bietet (Schutz der Anonymität, Niedrigschwelligkeit, Unterstützung im Autonomiebestreben u.a.).

### 12.3.2 Erfahrungen der Institutionen mit dem Medium Internet

Vorab ist an dieser Stelle noch einmal auf die unter Punkt 11.2 in Tabelle 44 aufgezeigten und vergleichsweise geringen Zeitverläufe hinzuweisen, in denen die Institutionen bei einem aktiven Bestehen ihrer Institution im Internet zwischen 5 - 0,75 Jahren bereits aktiv Erfahrungen in und mit dem Medium Internet sammelten. Die Gesprächspartnerin der Institution A beschrieb auf der Grundlage ihrer 5jährigen Arbeitserfahrung mit dem Medium Internet, dass *„zu Beginn der Arbeit im Jahre 1995, (...) , der Anteil der Männer, die das Internet genutzt haben, noch sehr hoch war, der Frauenanteil entsprechend geringer und das man sich auch überlegt hat, vielleicht ist das eine Möglichkeit, dieses Angebot auch Männern nahe bringen zu können und vor allen Dingen auch jüngeren Menschen“* (vgl. Interview A, Z. 34-41) noch einmal den bereits unter Punkt 12.3.1 genannten Beweggrund, aktiv ins Internet zu gehen, um verstärkt den Personenkreis jüngeren Menschen und Männer erreichen zu können. Die mit dieser Annahme verbundene Erfahrung der Institution A bestätigte sich im Hinblick auf das Alter:

*„Des mit dem Alter hat sich voll und ganz bewahrheitet, mit der Geschlechterverteilung, da hat sich inzwischen zwar das Verhältnis geändert, inzwischen sind es etwas mehr Frauen als Männer, auch im Netz, aber der Anteil der Männer ist nach wie vor wesentlich höher als am Telefon“* (vgl. Interview A, Z. 44-47).

Im Hinblick auf die Geschlechterverteilung zeigte sich, dass der Anteil der Männer im Vergleich zwischen Seelsorge übers Telefon und Seelsorge übers Netz bei letzter wesentlich höher lag, ferner dass sich das Geschlechterverhältnis Männer und Frauen, die über das Internet für sich Hilfe suchen, etwas zugunsten der Frauen

verschoben hatte. Deutlich dramatischer formulierte die Institution C ihre Empfindungen zu den nicht vermuteten Erfahrungen mit dem Alter und insbesondere jüngeren Männern, die von dieser Einrichtung als spezielle und prekäre Altersgruppe für Suizidalität bezeichnet wurde:

*„(...) unser Eindruck, dass das nicht aufgegangen ist die Rechnung, das also gerade Junge sich eher nicht melden. Also gerade dann ab 30 vielleicht, die melden sich dann eher, aber nicht die ganz Jungen unter denen wir eigentlich die Anmeldungen vermutet hatten und eben auch zum Beispiel nicht Männer, also junge Männer, die ja so ne ganz spezielle prekäre Altersgruppe ist, ja was Suizidalität anbelangt, auch die melden sich eben nicht mit dem Medium. Das hat uns also ein bisschen frustriert“* (vgl. Interview C, Z. 104-113).

Eine Erfahrung, die sich mit der aktiven Hinwendung ans Internet und daran geknüpfte Erwartungen und Hoffnungen der Institution C, die als Einrichtung der Suizidprophylaxe und Krisenintervention agiert, aber nicht einstellte. Die Frustration darüber kommt hier wohl deutlich zum Ausdruck. Im Rahmen eines Forschungsprojektes stellte die Institution F in diesem Zusammenhang die Hypothese auf, dass

*„(...) wir auch solche Adressaten mit dem Angebot erreichen, die sich in einer Krise nicht an traditionelle, klassische Dienstleistungen wenden würden, also sprich Männer und vor allem jüngeren Alters“* (vgl. Interview F, Z. 37-40).

Dies bestätigte sich nach Aussage der Gesprächspartnerin aber *„(...) nur hälftig (...)“* (vgl. Z.41); sie führte dies wie folgt weiter aus:

*„Es haben in der Tat überproportional viele Männer unser Hilfsangebot in Anspruch genommen, aber nicht jüngeren Alters (..) .zunächst mal war es erstaunlich, dass es nicht überproportional viele Menschen jüngeren Alters waren, die dieses Angebot genutzt haben, sondern so das Gros lag durchaus im Bereich, sag ich mal so zwischen so, Ende 20 bis Anfang 50“* (vgl. Interview F, Z. 41-47).

Für diese Erfahrungswerte machte die Gesprächspartnerin der Institution F die Form der Werbung – *„(...) , dass es die Jugendlichen oder jüngeren Menschen nicht so erreicht hat, lag an der Form der Werbung“* (vgl. Interview F, Z. 47-49) verantwortlich, die bundesweit über Medien verbreitet wurde, von der die Gesprächspartnerin selber sagte:

*„(...) unser Angebot hat eben besonders dann einen starken Zulauf erfahren in dem Moment wo, weil es ja innovativ war damals, des in der Presse und in den Medien*

*dann drüber berichtet wurde und ich denke, eben diese Medien die haben vor allem Leute angesprochen, die mehr dieser älteren mittleren bis älteren Altersgruppe zuzurechnen waren“ (vgl. Interview F, Z. 51-56).*

Nach Aussage der Gesprächspartnerin der Institution waren es überwiegend Männer mittleren und älteren Alters, die die Krisenberatung im Internet aufsuchten; für diese Personengruppe „Männer“ hielt sie aus den gemachten Erfahrungen noch bezeichnender Weise fest:

*„Eben gerade dieses Klientel, das wir auch fanden, Männer, Männer, die dann eben auch sehr stark mit Beziehungsproblemen, mit Partnerkrisen und so weiter sich an uns gewendet haben..“ (vgl. Interview F, Z. 137-139).*

Im Hinblick auf die im Internet ablaufende Kommunikation, beschrieben die Institutionen folgende Erfahrungen bzw. die jeweiligen kommunikativen Ablaufprozesse. So informierte die Institution A die Absender eingehender E-Mails über den kommunikativen Ablaufprozess bereits auf ihrer Homepage:

*„(...) also wir sagen auf der Homepage, eine erste inhaltliche Antwort innerhalb von 48 Stunden und allerdings ist es so, dass möglichst nah am Eingangszeitpunkt ne Eingangsbestätigung an die Mailer kommt, das heißt, sie bekommen ne Antwort, die Mail ist da und innerhalb diese und dieses Zeitraumes können Sie mit 'ner Antwort rechnen. Auf dieser Eingangsbestätigung steht, wenn wir die 48 Stunden nicht einhalten können, was inzwischen immer wieder passiert, der Hinweis auch auf die Möglichkeit sich über das Telefon an die Telefonseelsorge zu wenden, das heißt sozusagen einfach auch ein Netz anzubieten, wo ein Auffangen möglich ist“ (vgl. Interview A, Z. 53-70).*

Auf die Nachfrage, ob es ein Feedback von den Ratsuchenden gibt (vgl. Interview A, Z. 71/72), antwortete die Gesprächspartnerin:

*„Ja, also es gibt Feedback als viele, ganz kurz zurückschreiben, „danke, dass Sie so schnell geantwortet haben, jetzt kann ich in Ruhe warten“ (...) und das auch immer wieder kommt, -, der Hinweis aufs Telefon ist gut, aber mir fällt das Schreiben leichter, ich warte lieber“ (vgl. Interview A, Z.73-77).*

Die von der Gesprächspartnerin der Institution A zitierten Feedbacks der Ratsuchenden selber dokumentieren die unmissverständliche Entschlossenheit, mit der die Hilfesuchenden diese Kontaktform übers Internet für sich ausgewählt hatten, an ihr ausdrücklich auch festhalten wollten und angebotene zeitüberbrückende Hilfsangebote für sich deshalb ausschlugen. Der kommunikative

Erstkontakt ist so gestaltet, dass er nicht als rein automatisches Geschehen abläuft; zwar basiert er auf einem 'Textbaustein', wird aber nach Aussage der Gesprächspartnerin der Institution A mittels einer persönlichen und namentlichen Ansprache variiert, sofern der Name des Absenders vorliegt. Die Interviewpartnerin drückte diesen Vorgang so aus:

*„(...) also derzeit mach ich des noch von Hand, das heißt ich hab dann auch die Möglichkeit, in die vorgefertigte, also es gibt schon `nen Textbaustein, aber ich hab die Möglichkeit den entsprechend zu variieren (...) also z.B. eben mit Namen, soweit aus der Erstmail bekannt“ (vgl. Interview A, Z. 80-87).*

Auch der Gesprächspartner der Institution B beschrieb den kommunikativen Ablauf zwischen seiner telefonseelsorgerischen Institution und den Hilfesuchenden übers E-Mail. Dabei präzisierte er die, nach seinen Erfahrungen, bei den Ratsuchenden offensichtlich vorliegenden Bedürfnisse nach einem häufigerem Agieren, das nach der laufenden Praxis derzeit aber nicht möglich ist und auch nicht unbedingt sinnvoll erscheint. Er sagte dazu:

*„Also unsere Erfahrungen sind, dass die Anrufer bzw. die Schreiber gerne öfter schreiben möchten, als das der Fall ist. Wir machen das ja nur sozusagen einmal die Woche rufen wir den Briefkasten ab“ (vgl. Interview B, Z. 36-38).*

Diese Praxis, lediglich 1x die Woche die Mailbox abzurufen, muss wohl im Hinblick auf akute Krisensituationen Suizidgefährdeter, als äußerst bedenklich und problematisch angesehen werden. Der Gesprächspartner führte an anderer Stelle den übergeordneten kommunikativen Ablaufprozess wie folgt weiter aus

*„In Deutschland ist das so organisiert, dass der Erstbrief an eine zentrale Stelle nach Konstanz geht (...) und von dort wird es auf die beteiligten, das sind 10-15 Stellen von den 106 Stellen, das sind ja relativ wenig (...) und dann wird innerhalb von 24 Stunden wird dieser Erstkontakt beantwortet, so und wenn dieser Erstkontakt beantwortet ist, dann können die sich ja sofort praktisch hinsetzen und wieder schreiben, also am gleichen Tag noch und da sagt man aber und das teilt man eben am Anfang mit, wie das funktioniert, teilt man ihnen mit und sagt:*

*„meinen nächsten Anruf können sie frühestens dann und dann erhalten“ (vgl.*

*Interview B, Z. 52-63), was die Erstinformation dazu dann doch etwas relativiert.*

Die Aussage des Gesprächspartners der Institution B stellt zudem einen ersten Hinweis auf die Schwierigkeit dar, die sich bei einer nicht zeitgleich ablaufenden computervermittelten Kommunikation zwischen Hilfesuchenden und Institutionen



ergeben kann und den potentiellen Zwang der „E-Mail Schreiber“ zu Schreibwiederholungen aufzeigt. Ein Problem, das auch vom Gesprächspartner der Institution C thematisiert wurde, und dem nach seiner Aussage durch geschildertes Reagieren entgegen zu wirken versucht wird:

*„Bei uns, wir machen es bis jetzt so, dass jemand, der das annimmt dann relativ schnell d.h. an dem Tag noch antwortet und das jetzt auch bei Folgeanfragen, also wenn dann wieder ne Antwort kommt, dann relativ schnell, d.h. eigentlich noch an dem Tag, wo es ankommt und des kann man natürlich nur machen, wenn es wenige sind, also wenn es 20 wären, dann würd' es einfach nicht mehr gehen“* (vgl. Interview C, Z. 29-36).

Inhaltlich gab Institution C den Ratsuchenden in ihrer Antwort folgende Hinweise, tritt damit aber in erster Linie gerade nicht in einen direkten kommunikativen Beratungs-Mail-Kontakt ein:

*„Also es ist so, dass die erste Möglichkeit, dass wir also Hinweise machen, das ist die häufigste, wir sagen da und da ist das, probieren Sie es dort, es scheint für Sie das Richtige zu sein und es bleibt dann nicht bei uns“* (vgl. Interview C, Z.40-42).

Auch wenn an dieser Stelle nicht klar wurde, auf welche Institutionsformen bzw. Kommunikationsformen die Institution C verweist, führte sie ihre eigenen diesbezüglichen Erfahrungen wie folgt aus (vgl. Interview C, Z. 44-52):

*„Eine zweite sinnvolle Sache, die ich dabei anmerken kann ist das z.B. Klienten von uns, sich irgendwo anders im Internet gemeldet haben und dann den Hinweis auf uns kriegen, weil wir regional hier ganz sinnvoll liegen für diese Personen ja und das klappt dann auch und es kommt zu einem Prozess und das ist dann auch gut so, aber dann von Mensch zu Mensch und nicht mehr über das Internet. Dann hat sich das rausgelöst“.*

Damit weist die Gesprächspartnerin auf regional übergeordnete Vernetzungen hin, die voraussichtlich mit Links im Netz mithelfen, dass Hilfesuchende auf diesem Wege für einen persönlicheren Face-to-face-Kontakt Institutionen aufsuchen. Recht kritisch berichtete Institution C über ihren Eindruck vom kommunikativen Austausch und sprach offen die bestehenden kommunikativen Probleme an (vgl. Interview C, Zeile 57-65):

*„Wo ich am meisten Bauchweh hab, diese konkreten E-Mail Hin- und Herschickerei, ich sag des jetzt mal auch ruhig so ein bisserl negativ, wo dann die Möglichkeit sich überhaupt nicht wirklich einzulassen immer wieder gegeben ist*

*und des so ein Eiertanz wird und der Andere eigentlich nicht wirklich rüberbringt, was er eigentlich will, was ihm fehlt, was er braucht und wir dann hier stehen und zwar immer wieder antworten, aber eigentlich den Eindruck haben, das es eigentlich nicht das ist, was den anderen weiterbringt, obwohl wir das natürlich nicht entscheiden können für den Anderen“;*

er führte dieses offensichtlich unbefriedigende Erleben noch weiter aus, indem er sagte:

*„Also ich denk, das die Gesamtsituation des Menschen nicht einschätzbar, also nicht in dem Maße einschätzbar ist, wie es von Mensch zu Mensch von Angesicht zu Angesicht möglich ist. Und das führt dann zu Schleifen zu, ja Redundanzen, die also uns die Zeit kosten und wir dann das Gefühl haben, es geht nicht weiter in die Richtung, wo es eigentlich gehen könnte und dem Anderen bietet es die Möglichkeit, diese Schleifen endlos zu ziehen und so das Gefühl zu haben, irgendwas krieg ich schon und es scheint so, dass die Wenigen, die wir da haben, sich damit zufrieden geben. Aber aus unserer Sicht ist es unbefriedigend“ (vgl. Interview C, Zeile 70-78).*

Offenkundig sieht der Gesprächspartner der Institution C hier einen Vorteil in einer Kommunikationsform, die Face-to-face stattfindet und der institutionell beratenden Seite eher die Möglichkeit zur Einschätzung der Gesamtsituation des Anfragenden ermöglicht. In einer quantitativen Einschätzung spricht der Gesprächspartner der Institution hier sogar von einem besseren Maß der Einschätzung in Face-to-face-Kommunikationen.

Der von Institution D beschriebene kommunikative Prozess weist große Ähnlichkeiten mit den schon vorliegenden Beschreibungen auf. Auch Institution D verwies die eingehenden E-Mails weitestgehend an weitere Institutionen und erklärte auf die Frage „(...) es ist so, dass Sie aber auch Mail-Austausch haben“:

*„Sehr wenig, wir verweisen, also wenn, wir machen die Erstbeantwortung sozusagen der eingehenden Mails, verweisen dann aber auf die Telefonseelsorge im wesentlichen“ (vgl. Interview D, Zeile 23-25).*

Der Gesprächspartner der Institution D beschrieb dann die Vernetzung der einzelnen Institutionen und ihre arbeitstechnische überregionale, aber auch regionale Zusammenarbeit (vgl. Zeile 28-32), um dann auch inhaltlich eingehender auf Erfahrungen einzugehen, die im E-Mail Kontakt mit Erstanfragen bzw. Rat- und Hilfesuchenden gemacht wurden. Der Gesprächspartner der Institution D hielt

dazu fest:

*„Ja also, wir werden relativ selten, sag ich mal, genutzt als Erstansprechpartner was Mail-Anfragen betrifft. Ich würde mal sagen etwa monatlich 5 Anfragen gehen bei uns ein, also das ist ein durchaus geringer Umfang, würde mal so schätzen und die Anfragen die sind da sehr unterschiedlich, zum Teil geht es ausschließlich darum zu erfahren, ob es in einer bestimmten Region Deutschlands eine ähnliche Einrichtung wie die Krisenhilfe gibt, dann vermitteln wir, wenn wir von einer jeweiligen Einrichtung wissen, also nennen einfach die Adresse bzw. vermitteln an die Seite oder machen aufmerksam auf die Seite der Deutschen Gesellschaft für Suizidprävention, die ja so eine Einrichtungsseite führt“ (vgl. Institution D, Zeile 35-45).*

Darüber hinaus gibt es aber auch Mails, die inhaltlich bereits kritische Lebenssituationen schildern und mit denen die Institution dann, bevor sie wieder auf andere Institutionen verweist, erst einmal versuchte folgendermaßen umzugehen:

*„Zum Teil geht es aber auch inhaltlich eben so um die Darstellung einer persönlich kritischen Lebenssituation und wir bemühen uns dann um eine erste Antwort, so schnell wie möglich und dann aber wie gesagt, wie ich gerade schon sagte, geht es um den Verweis zu einer anderen Beratungsmöglichkeit über das Internet, also Telefonseelsorge“ (vgl. Institution D, Zeile 46-50).*

Die Institution D hielt, - auf die Nachfrage nach einer Differenzierung der Antworten, ob es also besser ist einen Internetkontakt, einen telefonischen oder einen Face-to-face-Kontakt anzubieten (vgl. Interview D, Zeile 51-56), - abschließend fest:

*„Ja, das ist abhängig eben von der Anfrage, deutlich machen wir eigentlich die ganze Palette von Hilfsangeboten, so dass sich die Betroffenen selbst dann auswählen können, welchen Weg sie gehen wollen“ (vgl. Interview D, Zeile 57-59).*

Nach dieser Aussage der Institution D liegt der Schluss nahe, dass, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die Institution in erster Linie eine Informationsweitergabe über das bzw. mit dem Internet praktiziert. Diese differenzierte Informationsweitergabe wird insofern sehr ernst genommen, als das in Fällen, wo auf Nachfrage (vgl. Interview D, Zeile 91-93) aus der Erstanfrage ein deutlicher Appell herauszulesen ist, die Institution bemüht ist, möglichst zeitnah über das Internet zu reagieren. Der Gesprächspartner brachte dies so zum Ausdruck:

*„Ja, in jedem Fall, also bei uns, das gilt sicher für alle Kriseninterventionseinrichtungen, auch für die Telefonseelsorge, uns geht es darum dann schon möglichst schnell zu reagieren, ja also möglichst schnell zu signalisieren, es ist angekommen ja, es wird ernstgenommen, wir machen uns Gedanken was hilfreich sein könnte in der jeweiligen Situation. Manchmal sind das umfangreichere Schilderungen, ebenso der problematischen Lebenssituation, manchmal halt nur ganz knapp ‚ich brauche Hilfe‘ ja“ (vgl. Interview D, Zeile 94-101).*

Einen klaren Vorzug gab die Institution E der Face-to-face- Kommunikation, von der der Gesprächspartner sagte:

*„(...) wenn ich Face-to-face hab, dann kann ich ganz anders mit dem Menschen umgehen. Es bleibt meines Erachtens in der Anonymität immer die Schwierigkeit, wie ernst ist das. Es gibt ja schon Neurotiker, die einfach sich hier aufteilen, indem sie sich in eine andere Rolle begeben, (...)“ (vgl. Interview E, Zeile 101-105).*

Inhaltlich spricht hier Institution E die bereits von anderen Institutionen besonders deutlich hervorgehobene Problematik der nicht eindeutig zu verifizierenden Ernsthaftigkeit der Kommunikation an.

Institution F versuchte, wie andere bereits beschriebene Institutionen auch, ihren kommunikativen Prozess möglichst zeitnah zum Eingangszeitpunkt der Erst-Mail zu gestalten. Aufgrund zwischenzeitlich großer Frequentierung wurde die eingangs praktizierte Rückantwort binnen 24 Stunden auf 48 verzögert. Die

Gesprächspartnerin beschrieb diese Veränderung so:

*„Wir haben den Leuten gesagt innerhalb von 24 Stunden bekommen Sie ne Meldung zurück. Als wir dann so viele Anfragen hatten zu einer bestimmten Zeit, mussten wir diesen Zeitraum leider auf 48 Stunden erhöhen, weil wir einfach nicht nachkamen“ (vgl. Interview F, Zeile 77-80).*

Den kommunikativen und vor allem inhaltlichen Prozess beschrieb die Gesprächspartnerin der Institution F folgendermaßen:

*„(...) wie der Kommunikationsprozess sich entwickelt, da waren wir uns ja am Anfang auch nicht sicher ob wir jetzt, was weiß ich, in so einen Beratungsprozess einsteigen werden, sprich die Leute dann ein ½ Jahr immer wieder beraten – und da haben wir erstaunlicher Weise gefunden, dass von all den 160 Fällen, die wir beraten und ausgewertet haben, waren es vielleicht, wenn es hochkommt 10 Personen, die mehrmals Kontakt mit uns aufgenommen haben, sprich, die noch*

*einmal Rückfragen hatten oder die nach 2 Wochen noch mal wieder ne Beratung von uns wollten“ (vgl. Interview F, Zeile 83-91).*

Diese Äußerung präzierte die Gesprächspartnerin wie folgt noch weiter und ging dabei inhaltlich auf die dem zumeist situativen Kontakt zugrunde liegenden akuten Probleme bzw. Anfragen, ein:

*„Für die allermeisten war das punktuell, des sie jetzt akut eine Krisenberatung wollten und sich dann aber auch nicht mehr gemeldet haben“ (vgl. Interview F, Zeile 91-93).*

Auf Nachfrage, ob in den Anfragen inhaltlich eher die Stoßrichtung Information gefragt gewesen sei (vgl. Interview F, Zeile 94/95), brachte sie deutlich zum Ausdruck, dass nicht das Einholen von Informationen im Vordergrund der Anfragen stand, sondern vielmehr das Begehren einer psychosozialen Beratung in der beschriebenen Krisensituation. Sie sagte:

*„Überhaupt nicht, des war vielleicht, ich schätz mal in 10 Prozent der Fälle, als die Leute sagten ‚können Sie mir da irgend jemanden nennen in meiner Umgebung‘, wo wir dann eben auch mehr aufs allgemeine verwiesen. Die Leute haben wirklich um psychosoziale Beratung für die Krise nachgefragt (...), die wollen, dass wir uns wirklich mit ihren Problemen auseinandersetzen und ihnen dazu ein Feedback geben, wie kann ich aus dieser Situation rauskommen“ (vgl. Interview F, Zeile 96-106).*

Auf die weitere Frage, ob es nach der Gabe eines Feedbacks noch einmal ein Feedback von der anderen Seite gab (vgl. Interview F, Zeile 107/108) erwiderte die Gesprächspartnerin der Institution F:

*„Also in den meisten Fällen brach es dann in der Tat ab, aber es gab natürlich einzelne, die uns dann zurückgeschrieben haben „das war schön“ oder „das hat mir geholfen, was sie mir gesagt haben“, aber das war eigentlich eher die Ausnahme“ (vgl. Interview F, Zeile 111-114).*

Da es sich bei den beschriebenen Feedbacks aber laut Aussage um Ausnahmen handelt, bleibt an dieser Stelle rein spekulativ, welchen messbaren persönlichen Nutzen der Mailer über die institutionelle Antwort für sich und seine Krise erfährt.

Zum Thema des Feedbacks erweiterte der Gesprächspartner der Institution B die Erfahrungswerte seiner Einrichtung um den Aspekt der Supervision, die auf der Grundlage der Textausdrucke der Mails einen Vorteil für den Nutzer darstellt, „(...) weil er ja doch einen qualifizierteren Gesprächspartner hat“ (vgl. Institution B,

Zeile 98ff).

Ein Aspekt, der für die computervermittelte Kommunikation im allgemeinen und die Gesprächspartner im besonderen einen Vorzug bietet, der sich auf die Qualität der Kommunikation günstig auswirken dürfte.

Da Institution F ihre Krisenberatung im Internet als Forschungsprojekt betrieb, erfolgte auch eine Evaluation mittels eines mitgeschickten Fragebogens. Dazu führte die Gesprächspartnerin folgendes aus:

*„Wir hatten ja allerdings diesen Fragebogen mitgeschickt, wo die Leute uns eben diese Beratung evaluieren sollten, daraus konnten wir dann eben am meisten was rausziehen und es gab dann eben manchmal, es gab auch noch Platz drin, wo die Leute noch so ne offene Frage beantworten konnten, da hat man dann manchmal auch noch so was mitgekriegt“* (vgl. Interview F, Zeile 114-119).

Konkretes ist aus dieser Aussage, was die Evaluation anbelangt, nicht zu ziehen, aber gesehen im Zusammenhang der Aussage mit den getroffenen Feedbacks scheint diese Frage im Evaluationsbogen Raum gehabt zu haben, in dem Feedbacks im Sinne genannter Statements oder Dankesbekundungen zum Ausdruck gebracht wurden (vgl. Interview F, Zeile 107-109). Abschließend ging die

Gesprächspartnerin der Institution F noch einmal auf das möglichst zeitnahe Reagieren auf die eingehenden Mails ein und hielt aus ihren Erfahrungen und insbesondere mit Blick auf eine mögliche Suizidgefährdung fest, dass

*„(...) die meisten Leute, die uns geschrieben haben, haben gesagt, das ist kein Problem gewesen, weil des haben wir auch nachgefragt, wie war das für sie, zeitlich die Präsenz, aber ich glaub da muss man einfach differenzieren und ich glaub je mehr das in Richtung Suizidgefährdung geht, denk ich schon das es da schneller gehen muss“* (vgl. Interview F, Zeile 163-168).

In Anbetracht des Personenkreises suizidgefährdeter Adoleszenter liegt hier die Vermutung nahe, dass das Medium Internet mit dem praktizierten Verständnis eines möglichst zeitnahen Reagierens, das in aller Regel nach Eingang der Mail im zeitlichen Rahmen zwischen 24-48 Stunden liegt, für akute suizidale Krisen als nicht zwingend hilfreich angesehen wird bzw. anzusehen ist. Geht man bei den hilfesuchenden Adoleszenten im Internet von narzisstisch beeinträchtigten und in ihrer Kommunikation eher unsicheren Menschen aus, dann liegt es nahe, dass 24-48 Stunden für Betroffene eine zeitlich lange Dimension darstellen, suizidgefährdete Adoleszente überfordern und bestehende Unsicherheiten und

Selbstwertprobleme forcieren dürften. Dieser möglichen Problemforcierung bei Suizidgefährdeten wirkt sicher die von einigen Institutionen beschriebene Praxis der Eingangsbestätigung mit der Zusicherung in einem bestimmten zeitlichen Rahmen mit einer Antwort zu reagieren entgegen.

Explizit wurden die Institutionen, im Zusammenhang mit den Schilderungen zu den gemachten Erfahrungen im kommunikativen Prozess im bzw. über das Internet, nach dem Personenkreis Suizidgefährdeter bzw. suizidgefährdeter Adoleszenter gefragt. Dazu kam es zu folgenden Aussagen: Institution A berichtete nach bereits 5 jähriger Aktivität computervermittelter Kommunikation im Internet über folgende Erfahrung:

*„Wir haben gerade jetzt in diesem Jahr die Erfahrung gemacht, dass der Anteil Mails, die das Thema Suizid zum Inhalt haben, wesentlich angestiegen ist. Also da lässt sich, wir hatten im Jahresbericht des letzten Jahres einen Anteil von 6% dieses Themas Suizid am Themenaufkommen der Besagten insgesamt und es ist dieses Jahr angestiegen über 14% im Frühjahr (...), ja 13% waren es im März, im April 17%, im Juni und August waren es 20% zum Teil 21%, also das ist ein enormer Anteil und ich denke es hängt auch damit zusammen, dass z.B. bei der Spiegel-Geschichte die Telefonseelsorge genannt wurde und dass auch in den Foren immer wieder auf die Telefonseelsorge hingewiesen wird und dass auch in den Newsgroups und in einigen Mails kommt es dann auch, 'die haben mich zu Euch sozusagen geschickt'“ (vgl. Institution A, Zeile 90-106).*

Eine Erklärung, die kritische Äußerungen der Institutionen zu den Suizidforen und Newsgroups relativiert und darüber hinaus einen positiven medialen

Wirkungseinfluss auf die institutionelle Frequentierungsquote, deutlich werden lässt. Ein medialer Einfluss, der sich aber im Hinblick auf Suizide auch negativ auswirken kann, wie eine Studie über sogenannten Folgesuizide von SCHMIDTKE und HÄFNER (1988) nachweisen konnte (vgl. unter Punkt 4.7 dieser Arbeit). Dies veranlasste Institution E bei der Herstellung der eigenen Homepage, zunächst vorhandene Links, die auf suizidales Verhalten im Internet hinwiesen, wieder herauszunehmen, da es der Institution nach eigener Aussage: *„(...) hier eben um Leben geht“* (vgl. Institution E, Zeile 33-39).

Institution A bestätigte auf Nachfrage (vgl. Institution A, Zeile 110-112) noch einmal ihre Erfahrung, dass aus den Mails eine gut funktionierende institutionelle Vernetzung abzulesen war, und betonte dabei mit folgender Aussage die

individuelle Freiheit der im Internet Ratsuchenden, Hilfsangebote anzunehmen oder nicht: „*Ja und eben auch die Freiheit lässt, des nun zu tun oder auch nicht zu tun*“ (vgl. Institution A, Zeile 113).

Darüber hinaus wies sie mit nachfolgender Äußerung auf die enge Zusammenarbeit mit der Deutschen Gesellschaft für Suizidprävention hin:

„*(...) ja für uns von der Telefonseelsorge ist es natürlich auch eine wichtige Erfahrung, dass die Gesellschaft für Suizidprävention immer wieder auch bereit ist zu einer engen Zusammenarbeit*“ (vgl. Institution A, Zeile 115-118).

Institution C formulierte im Hinblick auf den Personenkreis Suizidgefährdeter und junger Menschen, dass die Erwartungen, gerade diesen Personenkreis über das Internet ansprechen zu können, nicht aufgingen und drückte dies wie folgt aus:

„*(...) unser Eindruck, dass das nicht aufgegangen ist die Rechnung, das also gerade Junge sich eher nicht melden. Also gerade dann ab 30 vielleicht, die melden sich dann eher, aber nicht die ganz Jungen unter denen wir eigentlich die Anmeldungen vermutet hatten und eben auch zum Beispiel nicht Männer, also junge Männer, die ja so eine ganz spezielle prekäre Altersgruppe ist ja, was Suizidalität anbelangt, auch die melden sich eben nicht mit dem Medium. Das hat uns also a bisserl frustriert*“ (vgl. Institution C, Zeile 104-113).

Der naheliegende Schluss, der im Hinblick auf die Fragestellung dieser Arbeit und unter Bezugnahme auf die Aussage der Institution C gezogen werden kann, ist, dass das Internet nach dieser einen institutionellen Erfahrung offensichtlich entgegen den Erwartungen, nicht als Kommunikationsforum von suizidgefährdeten Adoleszenten genutzt wurde. Unberücksichtigt bleiben bei dieser Erfahrungsmitteilung aber die dafür möglichen Begleitfaktoren, wie sie von anderen Institutionen u.a. im Hinblick auf Werbung eben für diese Klientel angesprochen wurden (vgl. dazu Interview mit Institution F, Zeile 51-59 bzw. Interview mit Institution A, Zeile 100-106).

Ein letzter und weiterer Erfahrungswert wurde von einigen Institutionen unter dem Gesichtspunkt vorhandener/fehlender personeller Kapazitäten thematisiert, und weitere arbeitsorganisatorische Erfahrungswerte wurden aufgezeigt. So berichtete die Gesprächspartnerin der Institution A zur arbeitsorganisatorischen Entwicklung ihrer Institution:

„*(...) da sind wir inzwischen ein Stück weit aus dem Amateurstatus rausgekommen. Am Anfang war es so, dass Dr. F. einfach aufgrund seines Psychologiestudiums*



*und seiner Dissertation, diese Arbeit initiiert hat und dann auch begleitet hat, die die Maßstäbe auch gesetzt hat, es zunächst auch eine Sache, eine Arbeit war, die von Hauptamtlichen getan wurde. Je mehr Stellen hinzu kamen, desto höher wurde auch der Anteil ehrenamtlicher Mitarbeiter. Dadurch hat sich die Arbeit auch noch mal ein Stück verändert, also bis hin zum Titel der Homepage, wir bieten keine psychologische Beratung mehr an, sondern es ist eben Telefonseelsorge im Internet, Begleitung, Beratung und Seelsorge“ (vgl. Institution A, Zeile 122-132).*

Deutlich wird hier gemacht, dass die Auseinandersetzung mit dem Medium Internet seinen Ausgang mit hauptamtlich Tätigen nahm und unter ‚professioneller‘ Begleitung stand, was sich offensichtlich auch auf die durch einen Psychologen initiierte psychologische Beratung und Arbeit bezieht. Eine Änderung dieser psychologisch orientierten Arbeitsausrichtung scheint für diese Institution zu dem Zeitpunkt stattgefunden zu haben, als mit einem Stellenzuwachs der Anteil ehrenamtlich Mitarbeiter anstieg und der ursprüngliche Arbeitsansatz der „psychologischen Beratung“ in „Telefonseelsorge im Internet, Begleitung, Beratung und Seelsorge“ qualitativ abgemildert wurde. Ein Eindruck, den Institution A aber in einer weiteren Aussage relativierte, als sie von der derzeitigen Ausbildung ihrer Mitarbeiter berichtete, wobei nicht klar wird, ob es sich um hauptamtliche oder ehrenamtliche Mitarbeiter handelt. Sie sagte:

*„Es ist inzwischen so, dass die Mitarbeitenden in den Stellen, die ja zunächst mal die Ausbildung für die Arbeit am Telefon hinter sich haben und mindestens 2 Jahre Erfahrung am Telefon mitbringen müssen, dass die dann noch mal eine spezielle Ausbildung für die Arbeit im Internet bekommen, das ist ein kleines Stück Technik, dann geht es einfach auch um, ja um kreatives Schreiben, auch um vertieftere Kenntnisse bei den Einzelthemen, also z.B. haben wir dieses Jahr für die Internetmitarbeitenden das Thema Suizid in den Fortbildungen gehabt“ (vgl. Interview mit Institution A, Zeile 135-142).*

Aufgezeigt wird hier, dass mit der Arbeitsausrichtung auf das Internet spezielle Mitarbeiterschulungen stattfanden/finden, die als spezielle technische Ausbildung für die Arbeit im Internet bezeichnet wurden/werden und bislang sowohl Einzelthemen wie das Thema Suizid behandelten, als auch kreatives Schreiben, für die Gestaltung der beratenden, begleitenden und seelsorgerischen Antworten auf die E-Mail Sendungen lehren. Auf die Grenzen institutioneller Arbeitskapazitäten, die entstehen könnten, wies der Gesprächspartner der Institution C hin. Ausgehend

von der institutionellen Ausweitung auf das Medium Internet, um für alle Personengruppen erreichbar zu sein; insbesondere für die Personengruppen, die „(...) unter dem Schutz der Anonymität (...) leichter Kontakt aufnehmen“ (vgl. Interview mit Institution C, Zeile 12-15), hielt er fest, dass sich obige Annahme in gewisser Weise bestätigte:

*„(...) wenn es die Masse wäre, dann wären wir auch überfordert muss ich sagen, dann müssten wir gucken, wo wir Geld herkriegten um neue Stellen zu schaffen, weil das was auch in dem kleinen Umfang, den wir jetzt Internetberatung machen doch merken, dass es doch eine ganze Menge an Zeit kostet“* (vgl. Interview Institution C, Zeile 21-25).

Ein direkter Hinweis auf gegebene personelle und finanzielle Grenzen, die einem mengenmäßigen Zuwachs an Anfragen über das Internet nicht standhalten würden. Präzisiert wurde diese Aussage, als der Gesprächspartner der Institution C auf die Arbeitspraxis der möglichst zeitnahen Beantwortung eingehender Mails bzw. Folgeanfragen einging. Er sagte:

*„Wir machen es bis jetzt so, dass jemand der das annimmt dann relativ schnell, d.h. an dem Tag noch, antwortet und das jetzt auch bei Folgeanfragen, also wenn dann wieder ne Antwort kommt, dann eigentlich so schnell wie möglich, das heißt eigentlich noch an dem Tag, wo es ankommt, also wenn es 20 wären, dann würde es einfach nicht mehr gehen“* (vgl. Interview Institution C, Zeile 29-36).

Leider wird nicht deutlich, wie viele Anfragen nun tatsächlich täglich in der Institution C, einer Einrichtung, die sich selbst als Institution für Suizidprophylaxe und Krisenintervention bezeichnet, eingingen und wie viele Mitarbeiter zum Zeitpunkt der Befragung mit der Arbeit über das Medium Internet beschäftigt waren. Auch die Gesprächspartnerin der Institution F deutet mit Ihrer Aussage *„(...) als wir dann so viele Anfragen hatten zu einer bestimmten Zeit, mussten wir diesen Zeitraum leider auf 48 Stunden erhöhen, weil wir einfach nicht nachkamen, wir waren dann auf einmal überschwemmt mit Anfragen“* (vgl. Interview mit Institution F, Zeile 77-81) einen Mangel an Personal/Mitarbeitern an, um der Fülle der eingehenden Mailanfragen im zeitlich zuvor angestrebten Rahmen von 24 Stunden gerecht zu werden.

Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang die Erklärung des Gesprächspartners der telefonseelsorgerischen Institution B, in der er auf den Zusammenhang zwischen gegebenen institutionellen Kapazitäten und der zentralen Verteilung

eingehender E-Mails bei der Telefonseelsorge im Internet hinwies. Er sagte auf die Frage nach welchem Schlüssel die Zentrale in Konstanz E-Mails verteile (vgl. Interview Institution B, Zeile 112), folgendes:

*„Je nachdem, die einzelne Stelle kann angeben, welche Kapazitäten sie frei hat, also wir nehmen zum Beispiel 2 pro Woche“* (vgl. Interviewe Institution B, Zeile 113-114).

Der Gesprächspartner der Institution E wiederum räumte personelle Kapazitätsmängel als Grund für die nicht praktizierte Arbeitsausweitung auf eine aktive Betreuung ein, was dazu führte, das man es institutionell bei der Gestaltung einer eigenen Homepage bewenden ließ (vgl. Interview Institution E, Zeile 47-49). Auf dieser Homepage aber wird eine Verbindung zu der betreuten Selbsthilfegruppe suizidgefährdeter Jugendlicher geknüpft, und darüber hinaus wird über diese Homepage noch auf folgendes hingewiesen:

*„(...) den Hinweis also auf unsere Homepage von der Stiftung, in der so ziemlich viel Material drinnen ist, das wir im Laufe der Jahre hier gesammelt haben, das wir auch verwenden zum Beispiel bei unseren Schuleinätzen und so, die eben dann viel umfangreicher ist“* (vgl. Interview Institution E, Zeile 54-57).

Dieser Homepage ist das umfangreiche Angebot der Stiftung zu entnehmen, das u.a., über die direkte Begleitung und Betreuung suizidgefährdeter Kinder/Jugendlicher und ihrer Angehörigen hinausgehend, auch intensive Öffentlichkeitsarbeit betreibt, vernetzte Hilfeleistungen zu Behörden und weiteren Hilfsorganisatoren anbietet, Peer-Group-Education betreibt und sich sogar mittels eines speziellen Merkblattes um Medienkontrolle in Bezug auf Suizidberichte bemüht.

Auf die Frage nach Überlegungen zu ethischen Problemen, die sich aus der Arbeit im bzw. mit dem Medium Internet ergeben könnten, ging der Gesprächspartner der Institution B mit folgender Aussage ein:

*„(...) wir bemühen uns um den höchstmöglichen Datenschutz, das ist ganz klar und sichern die Daten ab, also deswegen werden diese Arbeiten ja auch nicht von zuhause aus gemacht, sondern von der Dienststelle und, aber die User selber wissen ja, dass das durch alle Rechner läuft, was sie da schreiben und da haben wir eigentlich keine Probleme mit“* (vgl. Interview Institution B, Zeile 106-111).

Mit dieser Einschätzung unterstreicht der Gesprächspartner der Institution B die Aussagen der 3 von insgesamt 22 im Internet aktiven Institutionen, die im

Fragebogen auf die Frage nach möglichen diskutierten Gründe, nicht aktiv ins Internet zu treten, und zwar zu den drei Zeitpunkten vor der Hinwendung ans Internet, während der Projektphase und mittlerweile bei der laufenden Arbeit gemacht wurden. Diese 3 Institutionen hatten vor der Hinwendung und während der Projektphase datenschutzrechtliche Bedenken geäußert, aber für die laufende Arbeit diesen Gesichtspunkt nicht mehr erwähnt, was seine Entsprechung in der Aussage des Interviewgesprächspartners der Institution B fand, wenn er, wie schon ausgeführt, abschließend sagte:

*„(...) und da haben wir eigentlich keine Probleme mit“* (vgl. Interview Institution B, Zeile 110/111).

Eine Aussage, die indirekt auch der Gesprächspartner der Institution D teilte, wenn er in Bezug auf den Datenschutz festhielt, dass

*„(...) derjenige, der anfragt bei uns, geht letztendlich dann auch das Risiko ein, dass seine Information möglicherweise, wo auch immer abgelegt, von wem auch immer, dann irgendwie eingesehen werden kann. Also, da mach ich mir jetzt speziell weniger Gedanken drüber, da denke ich, das ist ein Weg den ein Betroffener gewählt hat und es gibt für uns dann nur die Möglichkeit über diesen Weg dann auch Kontakt zu halten oder wiederum herzustellen von unserer Seite aus, also insofern würd' ich da keine Bedenken, oder Bedenken zwar insofern, als das mir natürlich die Problematik bewusst ist, aber ich das Risiko größer finde, dann seine Information unbearbeitet, unbeantwortet zu lassen, das Risiko erscheint mir zu groß zu sein“* (vgl. Interview Institution D, Zeile 80-90).

Festhalten lässt sich aus dieser Aussage, dass die Wichtigkeit der Gewährung des Datenschutzes zwar gesehen und ihr, soweit wie möglich auch Rechnung getragen wird, diese aber im interaktiven Prozess des Mitarbeiters der Kriseninterventionseinrichtung zu seiner Klientel deutlich hinter die Wichtigkeit eines ernsthaften kommunikativen Reagierens auf die Informationen der E-Mail-Anfragen tritt.

### **Zusammenfassung:**

Grob sind die Aussagen zu den Erfahrungen der Institutionen in folgende 4 Bereiche zu gliedern:

1. Aussagen über den **Personenkreis der Nutzer** des Angebotes, insbesondere **unter dem Gesichtspunkt Alter und Geschlecht,**

2. über Erfahrungen der **kommunikativen Gestaltung** und zum **Kommunikationsprozess**,
3. über Erfahrungswerte im Hinblick auf das **Thema Suizid bzw. Suizidalität**,
4. über Erfahrungswerte zur **institutionellen Arbeitsorganisation und personellen Kapazitäten**.

Insgesamt kam es zu einer Fülle bisweilen recht unterschiedlicher Aussagen der Institutionen zu ihren Erfahrungswerten in Bezug auf die genannten vier Bereiche. Tabelle 46 zeigt die Summe der Nennungshäufigkeiten dieser Erfahrungswerte bzw. die daraus resultierende thematische Auseinandersetzung, verzichtet aber auf eine Ausdifferenzierung und Spezifizierung der jeweils getroffenen Aussagen, d.h. die Differenzierung und die institutionelle Bewertung der Aussagen wird über die bereits erfolgte Auswertung nicht mehr erfolgen.

**Tabelle 46 Erfahrungswerte der Institutionen im/mit dem Medium Internet**

<b>Nennungshäufigkeiten der Erfahrungen der 6 Institutionen in ihrer aktiven Arbeit mit dem Medium Internet</b>	<b>A</b>	<b>B</b>	<b>C</b>	<b>D</b>	<b>E</b>	<b>F</b>	<b>Σ</b>	<b>AM</b>
1. zum Personenkreis der Netznutzer, insbesondere unter dem Gesichtspunkt Alter und Geschlecht	3	2	3	/	/	3	11	2
2. zur Kommunikationsgestaltung (zeitlich/inhaltlich/werbetechnisch u.a.) und zum Kommunikationsprozesses (bei Institution E ‚nur‘ Homepage) und mit einer Aussage von Institution B zur Bearbeitung eingehender Mails in der Supervision	5	5	8	5	2	7	32	5
3. im Hinblick auf Erfahrungswerte zu dem Themenkreis Suizid/Suizidalität/Suizidenten und psychosoziale Krisen/Appell (je 1x)	3	1	1	3	1	3	12	2
4. zur institutionellen Arbeitsorganisation, Schulungen und zu den gegebenen personellen Kapazitäten	4	2	2	/	2	1	11	2

Wie aus Tabelle 46 ersichtlich, schilderten die Institutionen am häufigsten Erfahrungen, die sie im Hinblick auf die Gestaltung und den Ablauf des aktiven

Kommunikationsprozesses im und mit dem Internet gemacht hatten. Bis auf eine Ausnahme durch die Institution E, die über die Gestaltung einer Homepage nicht direkt aktiv im Internet agiert hat, es aber über diese Homepage häufig zu persönlichen oder telefonischen Kontaktaufnahmen kam, trafen alle anderen Institutionen Aussagen zu einem möglichst zeitnahen Reagieren auf eingehende E-Mails. Ein Bestreben, dass einer Institution insbesondere im Hinblick auf Suizidgefährdete, auch äußerst wichtig erscheinen muss. In diesem Zusammenhang gab es bei 5 der 6 Institutionen Aussagen zeitliche Verzögerungen bei der Erstbeantwortung eingehender E-Mails, entweder durch eine zu große „E-Mail-Flut“ und/oder mangelnde personelle Kapazitäten zur Bearbeitung der Mails. Durchschnittlich nennt jede der 6 Institutionen fünf Erfahrungen zu dem grob umrissenen Bereich der Kommunikation via E-Mail. Dazu zählten folgende weitere, bisweilen unterschiedlich ausdifferenzierte, Aussagen:

- Einfluss von Werbung auf die kommunikative Arbeitsgestaltung,
- Auswirkungen von informativen Vernetzungen auf kommunikative Ablaufprozesse im Internet,
- verbesserte Möglichkeiten in der Supervisionsarbeit, insbesondere in Bezug auf qualifiziertere kommunikative Feedbacks,
- Beschreibungen problematischer und unbefriedigender kommunikativer Prozesse mit Redundanzen und Schleifen, die bei vielfacher E-Mail-Hin- und Herschickerei entstehen und nicht zwingend als eindeutig ernsthafte Anfragen auszumachen sind,
- Feedbacks von den Rat- und Hilfesuchenden zu und nach den E-Mail-Kontakten,
- Angaben zu den Inhalten der Mails; benannt werden Appelle, psychosoziale Krisen, Partnerkrisen und Beziehungsprobleme bei Männern bzw. problematische Lebenssituationen, sowie
- individuelle Beantwortung der Mails mit differenzierter Informationsweitergabe zusätzlicher Hilfseinrichtungen, die regional günstig liegen oder als adäquat für die Problemschilderungen, auch mit Empfehlungen, eine Beratungsmöglichkeit aufzusuchen, die Face-to-face stattfinden kann, angesehen werden.

Im Hinblick auf die Fokussierung dieser Arbeit auf suizidgefährdete Adoleszente lässt sich festhalten, dass keine der Institutionen, mit Ausnahme der Institution E, die aber nicht übers Internet agiert, diesen Personenkreis mit seinem Angebot herausragend erreicht hat. Der Personenkreis von Männern wurde von 4 Institutionen angesprochen, aber entgegen den institutionellen Vermutungen, waren es bei 2 der 4 Institutionen auch da nicht die erwarteten jungen Männer. Eine Institution berichtete von einem deutlichen Anstieg von Mails, die das Thema Suizid zum Inhalt hatten, und führte diesen Anstieg auf Hinweise auf die Institution in der Medienberichterstattung zurück, die im Zusammenhang mit Suizid standen.

Ein Zusammenwirken von Werbemaßnahmen und das Darüber-Erreichen bestimmter medial angesprochener Personengruppen wurde dabei ebenso erwähnt, wie von 3 weiteren Institutionen Aussagen gemacht wurden zu tatsächlich erfahrenen, positiven, aber auch negativen Einflüssen und Auswirkungen der Medien auf Suizidgefährdete.

Bis auf eine Institution machten alle übrigen 5 Einrichtungen Angaben zu ihrer Arbeitsorganisation. Hierbei kamen insbesondere Mängel bei den personellen Kapazitäten zur Sprache, die dem Ausbau der Aktivitäten im Internet Grenzen setzten. Dabei spielten in einer Institution die nicht vorhandenen finanziellen Ressourcen erklärtermaßen eine Rolle. Eine Institution schilderte den Prozess der Gestaltung, Entwicklung und Veränderung der aktiven Arbeit im Internet. Hier wurde die Hinwendung zur aktiven Arbeit im Netz aus psychologisch-therapeutischer Sicht professionell gestaltet. Entwicklungen hin zu mehr und intensiver ausgeübten Professionalität zeigen sich auch bei anderen Institutionen im Hinblick auf den Personalausbau und Schulungs- wie Fortbildungsmaßnahmen (besonders im Hinblick auf den Themenkreis Suizid). Ethische Probleme in Bezug auf die kommunikative Arbeit im Internet und einen zu gewährleistenden Datenschutz sind auf Nachfrage angesprochen, aber nicht als ausschlaggebend bezeichnet worden. So wurde in der praktizierten Form des Datenschutzes eine für beide Seiten ein- und abschätzbare Problematik (vgl. die Telefonseelsorge, die auf dieses Problem bereits auf ihrer Internet-Seite hinweist) eingeräumt, die aber in der Arbeitspraxis offensichtlich nicht von Relevanz war für den kommunikativen Austausch zwischen den Institutionen und den Rat- und Hilfesuchenden.

### 12.3.3 Perspektiven des Mediums Internet

Hinzuweisen ist an dieser Stelle noch einmal auf die vergleichsweise geringen Zeiträume, aus denen heraus die Institutionen bei einem aktiven Bestehen ihrer Institution im Internet, nämlich zwischen 0,75 - 5 Jahren, die Perspektiven beschrieben, die sie für das Medium Internet sehen.

So wies die Gesprächspartnerin der Institution A vor ihren Ausführungen zu den Perspektiven auch darauf hin, dass „(...) *das jetzt auch was mit Spekulationen zu tun hat*“ (vgl. Interview A, Z. 145/146).

Als Einrichtung innerhalb der Telefonseelsorge mutmaßte die Gesprächspartnerin der Institution A, dass

*„(...) innerhalb der Telefonseelsorge die Endgeräte immer näher zusammenwachsen werden, d.h. wir werden vermutlich in 10 Jahren gar nicht mehr so genau differenzieren können zwischen Telefon, Ted und E-Mail Beratung, sondern werden einfach gucken, wer wendet sich wie an uns und dementsprechend dann auch reagieren“* (vgl. Interview A, Z. 147-151).

Auf die Frage nach einer Einschätzung, ob das Internet die Telefonseelsorge nach dem klassischen Konzept ablösen könnte, wurde folgendes gesagt:

*„(...) ich würde keinen Gegensatz konstruieren. Zumindest für einen absehbaren Zeitraum nicht. Und zwar deswegen, weil vielen Menschen, die sich über das Telefon melden, das Internet noch gar nicht zur Verfügung steht. Deswegen denke ich, hat jedenfalls beides seine Berechtigung und Notwendigkeit“* (vgl. Interview A, Z. 154-158).

Aus dieser Aussage wird deutlich, dass aktive Beratung und Krisenhilfe über das Internet nicht als ausschließliche Alternative zu bestehendem institutionellem Angebot telefonischer Beratung gesehen wird, sondern vielmehr als zusätzliches Angebot.

Institution B, ebenfalls eine Einrichtung telefonseelsorgerischer Ausrichtung, sprach perspektivisch von einem Ausbau der Internet-Telefonseelsorge:

*„Wir haben jetzt einen eigenen Raum, wollen extra Computer dafür anschaffen und eine eigene Mannschaft dafür anwerben und ausbilden, weil da doch ein großer Bedarf ist“* (vgl. Interview B, Z. 76-79).

Die angesprochene Schulung und Ausbildung der bzw. neuer Mitarbeiter, wurde insbesondere im Hinblick auf die Erfahrungen in der Supervisionsarbeit thematisiert, da „(...) *bei den Mails, die drucken wir uns aus und arbeiten genau da*



*dran. Wir können da auch sehr gut Übertragung und Gegenübertragung lösen und so weiter oder erkennen und dran arbeiten“ (vgl. Interview B, Z. 90-93).*

Der Vorteil der Nutzer bzw. Hilfesuchenden wurde in einer verbesserten Kommunikation gesehen, *„(...) weil er (der Nutzer/Hilfesuchender) ja doch einen qualifizierteren Gesprächspartner hat. Und ein überlegteres Feedback im Zweifel“* (vgl. Interview B, Z. 98/99).

Wissend, dass die Telefonseelsorge statistische Auswertungen ihrer Arbeitsaktivitäten praktiziert, wurde diese Frage im Hinblick auf die noch relativ jungen Internetaktivitäten der Telefonseelsorge gestellt. Institution B traf dazu folgende Abschlussäußerung:

*„Das ist angestrebt, aber wir haben wie gesagt nur 2 Mitarbeiter, die das machen, deswegen nur 2 Gespräche pro Woche und das ist ja eine relativ geringe Summe. In anderen Stellen arbeiten 5 oder 6 oder mehr Leute mit, das wird es irgendwann sicherlich mal geben, genau so wie es eben die Statistik für die Telefonseelsorge (...) , aber das ist bei uns zumindest noch sehr in den Kinderschuhen“* (vgl. Interview B, Z. 127-132).

Institution C sprach auf der Grundlage ihrer Erfahrung, und aus dem Beweggrund, *„(...) dass das Internet ein Medium war und immer mehr wird, wo unter dem Schutz der Anonymität es eben manchen Leuten leichter fällt Kontakt aufzunehmen“* (vgl. Interview C, Z. 13-15), das Problem der Finanzierung an für den Fall, dass sich die Frequentierung der Institution über das Internet ausweiten sollte:

*„(...) ansonsten ist das jetzt nicht die Masse und wenn es die Masse wäre, dann wären wir überfordert muss ich sagen, dann müssten wir gucken, wo wir Geld herkriegten um neue Stellen zu schaffen“* (vgl. Interview C, Z. 21-23).

Der Interviewpartner vertiefte dieses Problem auch unter dem Gesichtspunkt personeller Überforderungen und formulierte kritisch die auszubauenden qualitativen Kapazitäten *„(...) wenn man dem (gemeint im Hinblick auf Internetkontakte) wirklich fundiert fachlich abgesichert Rechnung tragen will, müsste man personell was tun und da haben wir andere personelle Engpässe, die wir vorher regeln wollten“* (vgl. Interview C, Z. 133-135).

Aufgrund der Erfahrungen hielt der Gesprächspartner der Institution C für seine Einrichtung und die Hilfesuchenden perspektivisch fest:

*„(...) dass wir also Hinweise machen, das ist das häufigste, wir sagen da und da ist das und das, probieren Sie es dort, es scheint für Sie das Richtige zu sein und es*

*bleibt dann nicht bei uns. Das ist eigentlich denke ich, so wird es auch weiterhin laufen, das ist denke ich eine sinnvolle Sache“ (vgl. Interview C, Z. 42-44).*

Als weiteren wichtigen Aspekt und auch beruhend auf einer unter Punkt 11.3.2 beschriebenen Erfahrung der Institution C, wies der Interviewpartner auf ihm notwendig erscheinende personelle Verhaltensveränderungen hin, um kommunikativen Schleifen und Redundanzen in laufender anonym gestalteter E-Mail Kommunikation entgegenwirken zu können:

*„(...) aber auf jeden Fall haben wir jetzt neue Erkenntnisse und gehen da mit anderen Erwartungen ran und sagen, dass wir diese sehr anonyme Art des Internetkontaktes eingrenzen wollen. Ich denk, dass wir auch zunehmend konfrontativer werden und dann möglicherweise diese Schleifen dann nicht mehr mitfahren und dann aber eben bestimmte Leute frustrieren, aber das ist, denk ich, so fast die Normalität, die ich bei der Telefonseelsorge zum Beispiel auch erlebt hab, weil das Aufkommen, die Häufigkeit dann nicht mehr so leistbar ist mit dem geringen Ergebnis, sagen wir mal so“ (vgl. Interview C, Z. 118-126).*

Die Institution D, die angab, in der Erstbeantwortung der sehr, sehr wenigen E-Mails primär auf die Telefonseelsorge zu verweisen (vgl. Interview D, Z. 23-25), unterstrich, dass ein persönlicher Beratungskontakt anzustreben sei *„Ich würde allerdings so von meinem Beratungsansatz her in der Beratung auch darauf hinarbeiten, dass jemand sich in einen persönlichen Beratungskontakt begibt. Also Zielsetzung wäre dann schon Mut zu machen in eine Beziehung zu gehen, weil ich den Eindruck aus meiner Arbeit bisher gewonnen habe, dass das etwas ist, was letztendlich dann wirklich auch eine Basis, eine tragfähige Basis darstellen kann um die kritische Lebenssituation durchzuschreiten“ (vgl. Interview D, Z. 69-76).*

Bezieht man diese Aussage auf die Frage, ob das Internet als Kommunikationsforum hinreichend zu nutzen sei, liegt der Schluss nahe, dass diese Qualität dem Internet und dem darin möglichen interaktiv-kommunikativen E-Mail Austausch zwischen Berater und Hilfesuchendem im Vergleich zu einer Face-to-face-Kommunikation, die in einem persönlichen Kontext stattfindet, nicht eingeräumt werden kann.

Institution E sprach auf die Frage nach den Perspektiven die schon von Institution C erwähnten personellen Kapazitätsschwierigkeiten an:

*„Für unsere Institution sehe ich hier die Limitierung durch das Defizit der vorhandenen personellen Kapazitäten, weil sie müssten ja dann praktisch immer*

*ein paar Leute haben, die, so ähnlich wie in der Telefonseelsorge, so rund um die Uhr arbeiten und das haben wir nicht“ (vgl. Interview E, Z. 60-64).*

Der Gesprächspartner der Institution E verfolgt mit dem Medium Internet, gerade im Hinblick auf Adoleszente, perspektivisch folgende denkbare Ansicht:

*„Ich seh’ das Internet ist ja ein Medium, dass auch Jugendliche hier quasi in ein Chat-Forum einsteigen könnten und auf diese Weise also versuchen, ihre Probleme zu erkennen oder in den Griff zu kriegen oder das man auf sie über dieses Medium Einfluss nehmen kann (...) sie bleiben in ihrer quasi Anonymität“ (vgl. Interview E, Z. 66-71), was aber mit seinem Institutionskonzept der persönlichen Betreuung nicht vereinbar ist:*

*„(...) unsere Aufgabe sehen wir in der persönlichen Betreuung, also dass man hier mit den Leuten ins Gespräch kommt, dass man sie besser kennen lernt, dass eben mit ihnen gemeinsam unternimmt und dass man ihre Befürchtungen, manche haben ja auch, weiß ich, Angstattacken und die Angst vor einer Behandlung oder einer Therapie, dass man das eben hilft“ (vgl. Interview E, Z. 73-78).*

Zusammenfassend hielt der Gesprächspartner der Institution E für den kommunikativ-interaktiven Prozess dann besorgt fest, dass *„sie (die Telefonseelsorge mit kostenfreier Anrufnummer), so Witzanrufe bekommen, wo sie einfach geäppelt werden und ich könnte mir vorstellen, dass das im Internet natürlich ähnlich möglich ist, (...), während wenn ich Face-to-face, dann kann ich ganz anders mit dem Menschen umgehen und auf ihn eingehen. Es bleibt meines Erachtens in der Anonymität immer die Schwierigkeit, wie ernst ist das“ (vgl. Interview E, Z. 98-103).*

Hier wird deutlich, welcher Vorzug der Face-to-face-Kommunikation im Vergleich zu der computervermittelten gegeben wird.

Ganz anders klang dagegen die perspektivische Sichtweise für das Medium Internet in Bezug auf Krisenberatung bei der Institution F, die im Rahmen eines Forschungsprojektes „Krisenberatung im Internet“ betrieben hat. Hier ist das Internet auf der Grundlage konkreter Erfahrungen *„(...) mittlerweile aus der Hilfelandschaft in diesem Bereich nicht mehr wegzudenken, weil ich glaub, das hat sich durch mein Projekt bestätigt, (...), dass es eben ein niedrigschwelliger Zugang ist, der eigentlich sich durch nichts sonst, was es bisher gibt, zu toppen ist“ (vgl. Interview F, Z. 127-131), -und über die Möglichkeiten der Telefonseelsorge hinausgeht: „Gut, die Telefonseelsorge gibt es, aber ich glaub, dass es für viele*

*Leute trotzdem noch eine viel größere Hemmschwelle ist, weil ich vermute, dass die Telefonseelsorge nur einen bestimmten Personenkreis anspricht“ (vgl. Interview F, Z. 132-135).*

Insbesondere für den Adressatenkreis der Männer ist das Internet als Alternative perspektivisch nicht mehr wegzudenken

*„Eben gerade dieses Klientel, das wir auch fanden, Männer, Männer, die dann eben auch sehr stark mit Beziehungsproblemen, mit Partnerkrisen und so weiter, sich an uns gewendet haben, ich glaube das sind Leute, die aus traditionellen Personenhilfsangeboten rausfallen oder da nicht erreicht werden und da ist die Telefonseelsorge auch keine Alternative, denn die würden da nicht anrufen. Aber eben dann nach der Arbeit oder während der Arbeitszeit am PC, da in der Firma seine Not mal schnell hinschreiben und dann was zurückkriegen, ich glaub das ist wirklich eine Alternative“ (vgl. Interview F, Z. 137-145).*

Verstanden wird dieses Angebot „für Männer“ aber als ein zusätzliches Dienstleistungsangebot, was die Gesprächspartnerin dann auch wie folgt zum Ausdruck brachte: *„Ich tät es auf keinen Fall, als ein entweder oder, das ist ganz klar, aber eben als zusätzliche Dienstleistung, denk ich das es bereits jetzt ja sich selber rechtfertigt“ (vgl. Interview F, Z. 145-147).*

Damit deutete sie bereits auf ihre weitere das Ziel ausdifferenzierende Sichtweise hin, dass *„es ja auch zunehmend verschiedene Angebote geben wird, die auch, sag ich mal, mehr differenzieren nach Adressatengruppen, die sie ansprechen“ (vgl. Interview F, Z. 154-156).*

Wissend, dass sich dieses Forschungsprojekt nicht explizit an eine suizidale bzw. suizidgefährdete Klientel richtete und eine Konfrontation mit dieser Klientengruppe nicht eintrat- *„(...) wir hatten ja diese Internetkrisenberatung ganz offen konzipiert im Netz stehen und waren eigentlich jetzt mit dieser speziellen Problemgruppe gar nicht konfrontiert“ (vgl. Interview F, Z. 16-19),* -entwickelte die

Gesprächspartnerin auf die Frage der Perspektiven für das Medium Internet abschließend dann aber noch folgende Vorstellungen:

*„(...), ob ich jetzt zum Beispiel ein Angebot ins Netz stelle, das sich speziell an suizidgefährdete Menschen wendet, da würde ich meinen, dass man da natürlich mit 24 Stunden ist da nichts mehr getan, da müsste man gucken, dass man das anders gestalten kann. Ein anderes Projekt könnte vielleicht sein, oder was es ja gibt, so wie Kids-Hotline, oder so, da denk ich da kommt man mit dem Zeitrahmen*

von 24 Stunden schon aus“ (vgl. Interview F, Z. 159-163) und „ ich glaub je mehr das in Richtung Suizidgefährdung geht, denk ich schon, dass es da schneller gehen muss“ (vgl. Interview F, Z. 166-168).

### **Zusammenfassung:**

Tabelle 47 soll auch hier abschließend eine Übersicht über die Häufigkeiten der von den Institutionen als positiv oder negativ benannten Perspektiven für das Medium Internet geben, wobei die Bezeichnung der Interviews in A, B, ... F für die Nennung der Institutionen in der Tabelle übernommen wird. Die Ankreuzungen durch ein X zeigen die Bestätigung der jeweiligen Institutionen an, die für jeden genannten Beweggrund am linken Spaltenende in ihrer Nennungshäufigkeit auf der Grundlage der 6 interviewten Institutionen aufsummiert sind. Erfasst werden in der Tabelle auch die jeweilig als gegenpolig zu dem institutionellem Arbeitskonzept dargestellten Perspektiven, gekennzeichnet durch ein Minuszeichen vor dem X.

**Tabelle 47 Genannte Perspektiven der 6 befragten Institutionen für das Medium Internet**

<b>Perspektiven für das Medium Internet</b>	<b>A</b>	<b>B</b>	<b>C</b>	<b>D</b>	<b>E</b>	<b>F</b>	<b>Σ</b>
Ein Zusammenwachsen der Endgeräte (Telefon, Ted, Internet-Kontakt über E-Mail) und ein notwendiger Ausbau der Internet- Seelsorge wird erwartet	X	X	/	/	/	X	3
Schulung von Mitarbeitern und Behebung personeller und finanzieller Engpässe	/	X	-X	-X	-X	/	4
Zukünftiges Hilfsangebot insbesondere für spezielle Adressatenkreise (Männer, jüngere Menschen u.a.) unter dem Gesichtspunkt der Niedrigschwelligkeit	X	X	/	X	/	X	4
Das Internet ist als zusätzliches Hilfsangebot zu bewerten (das Internets steht u.a. nicht der Gesamtbevölkerung zur Verfügung)	X	/	/	/	/	X	2
Kontaktaufnahmen übers Internet bieten Entfaltungsraum in der Anonymität	/	/	/	/	-X		1
Eingrenzung der Anonymität der Kontaktform übers Internet, Veränderung der Kontaktgestaltung (konfrontativer u.a.m.)	/	/	X	/	X	/	2
Das Internet bietet Vorteile in der Supervisionsarbeit	/	X	X	/	/	/	2
Chat- Foren bieten Jugendlichen Raum zur Problemerkennung, aber auch positive Einflussnahme von außen	/	/	/	/	X	/	1
Angebot für Suizidgefährdete müsste perspektivisch kontinuierliche zeitliche Präsenz im Internet gewährleisten	/	/	/	/	/	X	1

Größte Übereinstimmung besteht mit 4 Nennungen bei der Perspektive des Internets, als zukünftiges Hilfsangebot „insbesondere für spezielle Adressatenkreise...“, hier u.a. auch unter dem Gesichtspunkt der „Niedrigschwelligkeit“. Die Nennung erfolgt hier durchweg als positive, während die Nennung der zweiten Perspektive „Schulung von Mitarbeitern und Behebung personeller und finanzieller Engpässe“ bei 3 von 4 Institutionen als ablehnend, als negativ zu werten ist. Diese Negation deckt sich auch mit den erfahrenen und artikulierten innerinstitutionellen Grenzen von Finanz- und Personalressourcen, losgelöst von der z.T. relativierten Sicht einer Notwendigkeit, sich verstärkt auch mit dem Medium Internet auseinander zusetzen und in die institutionelle Zukunftsplanung mit einzubeziehen. Die Institutionen, die eng mit der Telefonseelsorge zusammenarbeiten oder selbst telefonseelsorgerisch tätig sind, sehen ein Zusammenwachsen der Endgeräte und erwarten als notwendig einen Ausbau der Internet-Seelsorge mit einer Zustimmung, die sich in 3 von 6 möglichen Häufigkeitsnennungen der Institutionen ausdrückt. Erwähnenswert und aufschlussreich im Hinblick auf die Fragestellung dieser Arbeit erscheint noch die eine negative Häufigkeitsnennung, die den „Entfaltungsraum der Anonymität bei Kontaktaufnahmen übers Internet“ anspricht und durchaus als Parallele zu den 2 positiven Häufigkeitsnennungen zu der perspektivischen Äußerung „Eingrenzung der Anonymität der Kontaktform übers Internet, Veränderung der Kontaktgestaltung“ anzusehen ist.

#### **12.3.4 Weitere Erklärungen**

Nur wenig von dem, was von den Interviewpartnern geäußert worden ist, lässt sich den 3 Kernfragen des explorativen Interviews nicht eindeutig zuordnen bzw. differenziert bereits genannte Gesichtspunkte weiter aus, so dass diese, sicher in Anlehnung an die 3 Kernfragen, als weitere Erklärungen gewertet werden. So beschrieb Institution A die spezielle Aus- und Weiterbildung ihrer Mitarbeiter, die über die Standardausbildung der zumeist ehrenamtlichen Mitarbeiter der Telefonseelsorge hinausging bzw. zukünftig gehen soll. Folgende Äußerung der Gesprächspartnerin der Institution A brachte dies zum Ausdruck:

*„(...) es ist so inzwischen, dass die Mitarbeitenden in den Stellen, die ja zunächst mal die Ausbildung für die Arbeit am Telefon hinter sich haben und mindestens 2 Jahre Erfahrung am Telefon mitbringen müssen, dass die dann noch mal eine spezielle Ausbildung für die Arbeit im Internet bekommen, das ist ein kleines Stück*

*Technik, dann geht es einfach auch um kreatives Schreiben, auch um vertieftere Kenntnisse bei Einzelthemen, also z.B. haben wir dieses Jahr für die Internetmitarbeitenden das Thema Suizid in den Fortbildungen gehabt“ (vgl. Interview A, Z. 135-142).*

Diese Äußerung ist insbesondere unter kommunikativen Aspekten interessant und wichtig zu nennen, da der schriftliche Austausch, im Sinne eines kreativen Schreibens, als zu erlernende Technik beschrieben wurde, die die Klientel, so kann vermutet werden, ein fundiertes und damit besseres Feedback zu geben imstande ist. Kommen noch, wie beschrieben, Fortbildungen zu Einzelthemen wie etwa das Thema Suizid hinzu, kann gemutmaßt werden, dass derart besser qualifizierte computervermittelte Kommunikation langfristig eine gleichwertige Annäherung und Beurteilung erfährt, wie die von vielen Befragten dieser Arbeit positiv bewertete Face-to-face-Kommunikation.

Als weitere Information ist die Aussage des Gesprächspartners der Institution B zu bezeichnen, der den Weg einer E-Mail hervorhob, um deutlich zu machen, dass ein zeitlich nahes Reagieren auf die E-Mails innerhalb der Telefonseelsorge dieselbe nicht davor schützt, dass weitere E-Mails des Adressaten losgeschickt werden. Er führte aus:

*„(...) in Deutschland ist das so organisiert, dass der Erstbrief an eine zentrale Stelle nach Konstanz geht und von dort wird es auf die beteiligten, das sind 10-15 Stellen, von den 106 Stellen, das sind ja relativ wenig, an diese Stellen verteilt und dann wird garantiert innerhalb von 24 Stunden wird dieser Erstkontakt beantwortet, so und wenn dieser Erstkontakt beantwortet ist, dann können die sich ja sofort praktisch hinsetzen du sofort wieder schreiben“ (vgl. Interview B, Z. 52-59).*

Auch wenn der Gesprächspartner dies aus seinen Erfahrungen nicht noch einmal explizit bestätigte, so ist dieser Gedanke aber von 2 anderen Institutionen als problematisch thematisiert und als Manko einer anonymen Kontaktform gewertet worden. Dies wurde besonders deutlich in dem Interview mit der Institution C, bei dem der Gesprächspartner nach dem eigentlichen Abschluss des Interviews noch eine Frage in Richtung der sogenannten Suizidforen stellte. Die Erfahrungen und Berichte, die aus persönlichen Gesprächen mit Beratungseinrichtungen dazu vorlagen, wiesen auf nur sehr wenig Betroffene hin, die in diesen Foren um Hilfe für sich nachsuchten. Es gab darüber hinaus aber Aussagen Betroffener, die den

Wahrheitsgehalt der Gesprächsinhalte innerhalb der Foren anzweifeln und sich in dem tiefen Erleben ihrer Problematik dort nicht verstanden fühlten. Der Gesprächspartner der Institution C fasste diese Erkenntnis dann wie folgt für sich zusammen:

*„Das stützt auch meine Vermutung. Das da viel, also ich würde mal sagen viel Schaumschlägerei an der Tagesordnung ist und eigentlich das ein Ventil sein kann für manche, Darstellungsventil, aber die wenigen Fälle, die man ja weiß, wo es dann zu gemeinschaftlichen Suiziden kam oder einzeln, die ja wirklich ganz wenige sind und das ist das, was die Öffentlichkeit alarmiert und da denk ich muss man wirklich noch mal ein bisschen mehr harte Facts glaub ich zwischen die Finger kriegen, um da dagegenhalten zu können“ (vgl. Interview C, Z. 172-179).*

Für die unter Punkt 12.3.2 aufgeführten Erfahrungswerte der Institution F, die mit dem Forschungsprojekt anvisierte Adressatengruppe der Jugendlichen und jüngeren Menschen nicht erreicht zu haben, machte die Gesprächspartnerin die Form der Werbung – *„Dass es die Jugendlichen oder jüngeren Menschen nicht so erreicht hat, lag an der Form der Werbung“* (vgl. Interview F, Z. 47-49) verantwortlich und sprach folgende Vermutung aus:

*„Das hätte sicher anders ausgesehen, wenn das jetzt in Jugendmagazinen wie Bravo oder was weiß ich, oder in Fernsehsendungen, die Jugendliche sich anschauen, wenn es da transportiert wäre“ (vgl. Interview F, Z. 56-59).*

### **Zusammenfassung:**

Es lässt sich für die genannten Erklärungen sagen, dass sie das vertiefen, was die Gesprächspartner schon jeweils bei den Beweggründen, den Erfahrungen und den daraus resultierenden Perspektiven für das Medium Internet als wichtig erachteten. Dies sind die Gesichtspunkte:

1. Spezielle Mitarbeiterschulung und Fortbildung für Mitarbeiter der Telefonseelsorge, die im Internet seelsorgerisch tätig sind
2. Schilderung des organisatorischen Ablaufes der Internetseelsorge



3. Verbalisierung der Vermutung, dass die Suizidforen Raum für unrealistische Selbstdarstellungen bieten und u.U. „lediglich“ als Darstellungsventil fungieren
4. Die Form der Werbung bestimmt die Wirkung auf die Adressatenkreise

Hinsichtlich des genannten 3. Punktes zu den Suizidforen wird der Wunsch nach öffentlicher Aufklärung laut, um, wie es der Gesprächspartner der Institution C formulierte, „*mit harten Facts (...) da dagegenhalten zu können*“ (vgl. Interview C, Z. 178/179). Gemeint ist mit „*da dagegenhalten zu können*“, die öffentliche Meinung die, nachdem sich 2 junge Menschen im Internet zum gemeinsamen Suizid verabredet hatten, u.a. im Spiegel (Nr.9/28.2.2000, S.184) so kommentiert wurde: „Seitdem wissen schockierte Zeitungsleser, dass man im World Wide Web nicht nur nach gebrauchten Autos suchen kann, nach Aktienkursen oder schnellem Sex, sondern auch nach einem Gefährten für den Tod.“ Bei derlei Berichterstattung und Kommentierungen, die anregend und animierend ernsthafte Beschäftigungen mit dem Themenkreis Suizidalität nach sich ziehen kann, sollten die Berichterstatter und Mediengestalter sorgfältiger und weniger zynisch vorgehen. In diesem Zusammenhang muss auch die positive Form der Werbung und ihrer Wirkung auf die anvisierten Adressatenkreise beachtet werden, wie sie von einigen Institutionen geschildert worden ist. Im Internet bestehende Vernetzungen unter den Hilfseinrichtungen gehören hier ebenso, dazu wie damit einhergehende informelle Hilfen zum Umgang mit sich und anderen in suizidalen Krisen. Auszugehen ist aber in jedem Fall von einem möglichen negativen medialen Einfluss, dessen Wirkungskreis zu bedenken ist und bei Berichterstattung sensibel behandelt werden muss, um Phänomene wie Folgesuizide, die sich auf Grund der Berichterstattung ereigneten, vermeiden zu helfen.

### **13. Diskussion der Untersuchungsergebnisse**

Nach der methodischen Auswertung beider Fragebögen sollen in der Diskussion dieser Untersuchungsergebnisse die Ansätze und Fragen berücksichtigt bzw. abgeglichen werden, die im theoretischen Teil dieser Arbeit im Hinblick auf soziologische und psychodynamische Aspekte von Suizidhandlungen, das Verhältnis Adoleszenz und Suizid, sowie den kommunikationstheoretischen

Aspekten und hier explizit den computervermittelten Kommunikationstheorien herauskristallisiert wurden.

Die Diskussion zieht die Ergebnisse aus den explorativen Interviews sinnbezogen mit ein. Sie soll dabei grundsätzlich chronologisch der methodischen Auswertung folgen und wird dort über- und vorgeifend erfolgen, wo dies aus den Zusammenhängen heraus sinnvoll erscheint.

### **13.1. Diskussion zum Bestand des Beratungs- und Hilfsangebotes der Institutionen**

Vor dem in dieser Arbeit herausgearbeiteten theoretischen Hintergrund standen bei der Befragung der beiden Institutionstypen zum Bestand der Beratungs- und Hilfsangebote sowie den Bezügen zum Internet folgende Fragen im Vordergrund, die deskriptiv eruiert werden sollten:

- Ist das zeitliche Bestehen der im Internet aktiven Institutionen im Vergleich zu den nicht aktiven Institutionen durchschnittlich kürzer?
- Zeichnet sich, ausgehend von den Hinwendungszeitpunkten der Institutionen an das Medium Internet, ein stetiger Zuwachs an Institutionen ab, die ihre Dienste im Internet anbieten?
- Halten Institutionen mit langer Bestandsdauer eher an ihren ursprünglichen institutionellen Arbeitsstrukturen fest und weisen deshalb eine relativ kürzere Zeitspanne seit Hinwendung an das Internet auf, als Institutionen mit kurzer Bestandsdauer und relativ längerer Zeitspanne seit Hinwendung ans Internet?
- Wird mit der Anmeldung im Internet unter den Suchbegriffen Suizid und Beratung vorwiegend im Wege der Information auf die Institutionen und ihre Arbeit aufmerksam gemacht?

#### **13.1.1 Bestand des Beratungs- und Hilfsangebotes der 60 nicht im Internet aktiven und der 22 im Internet aktiven Institutionen**

Wie vermutet ergab sich zwischen dem zeitlichen Bestehen der im Internet aktiven Institutionen im T-Test für unabhängige Stichproben mit  $p = 0,000$  ein höchst signifikanter Unterschied zu den nicht im Internet aktiven Institutionen. Dies obwohl die Gewissheit vorlag, dass Institutionen u.a. die Telefonseelsorge

angeschrieben waren, die es seit 44 Jahren gibt und von denen einige seit 5 Jahren auch Seelsorge im Internet betreiben und an dieser Stelle einzig nach dem Bestehen der Institution und nicht nach der Dimension seit der Hinwendung ans Internet gefragt war. Ein Vergleich der Spannweiten dokumentierte dies insofern, als dass mit einer Bestehensspannweite von 0-50 bei den nicht im Internet aktiven Institutionen und einer Spannweite von 2-44 Jahren für die im Internet aktiven keine große Differenz ersichtlich wurde. In den Mittelwerten zeigte sich mit durchschnittlich 24,4 für die nicht im Internet aktiven und mit durchschnittlich 14,9 Jahren für die im Internet aktiven Institutionen aber die Differenz, aus der heraus auch der signifikante Unterschied zwischen den Institutionen zu erklären war (vgl. Punkt 11.1.1 ff, Tab. 7).

Die Vermutung liegt nahe, dass es unter den im Internet aktiven Institutionen einige gibt, die zeitlich erst mit der Hinwendung ans Internet als Institution bestehen. Ein Gesichtspunkt, der aber nur für 2 Institutionen zutraf - und für die zeitliche Differenz zwischen dem Bestehen und der Hinwendung ans Internet ein Mittelwert von 13 ausgemacht werden konnte, der nur 2 Punktwerte unter dem Mittelwert 15 des zeitlichen Bestehens der Institution liegt. So ist beim Gros der im Internet aktiven Institutionen von Erfahrungen im direkten Klientenkontakt auszugehen, der sich bei 6 Institutionen telefonisch gestaltete bzw. gestaltet. Ein „Erfahrensschatz“, der bei einigen der im explorativen Interview erfassten Institutionen, die ihre Arbeit aktiv im Internet via E-Mail betreiben, zu Äußerungen (vgl. Punkt 12.1.2) führte, wie „(...) während wenn ich Face-to-face, dann kann ich ganz anders mit dem Menschen umgehen“ (vgl. Interview E, Zeile 101/102) oder „(...), also ich denk, das die Gesamtsituation des Menschen nicht einschätzbar ist, wie es von Mensch zu Mensch von Angesicht zu Angesicht möglich ist“ (Interview C, Zeile 70-72).

### **13.1.2 Hinwendung, der 22 im Netz aktiven Institutionen, an das Medium Internet**

Bei maximal 5 Jahren, die lediglich 3 aller 22 befragten Institutionen im Internet aktiv tätig/vertreten sind, ist der zeitlich determinierte Erfahrungsrahmen der derzeit im Internet aktiven Institutionen mit einem Mittelwert von durchschnittlich knapp 2 Jahren noch ein relativ kurzlebiger. Von den befragten Institutionen waren es immerhin 72,8 %, die sich erst seit maximal 2 Jahren dem Medium Internet zugewandt hatten. 6 der 22 Institutionen hatten sich bereits vor 3-5 Jahren, dies

entspricht 27,2 %, dem Internet zugewandt.

Dem gegenüber steht die Tatsache, dass laut Statistischem Bundesamt (September 2000) die entsprechenden Zugangseinrichtungen signalisieren, dass PC, Notebooks und Laptops immer stärker für die Internetnutzung verwendet werden. Dies zumindest signalisieren die Ausstattungsgrade mit entsprechenden Zugangseinrichtungen. So verfügten im Jahre 1998 die alten Bundesländer mit 7,9% bzw. die neuen Bundesländer mit 4,4 % über einen Internetzugang. Im Jahr 2000 waren 17,4 % (alte Bundesländer) bzw. 12,2 % (neue Bundesländer) Zugänge für Internet und zu Onlinediensten vorhanden (vgl. Statistisches Bundesamt, Mitteilung für die Presse; Neue Informationstechnologie zunehmend in deutschen Haushalten, 25. September 2000, S.1).

Angesichts dieser Zahlen zwischen den Jahren 1998-2000 und der dabei nicht erfassten Nutzungsmöglichkeiten des Internets über Arbeitsplätze, Internetcafes, Universitäten, Bibliotheken u.a. lässt sich sagen, dass die Hinwendung der befragten Institutionen an das Internet und ihr Angebot als interaktives Hilfs- und Beratungsangebot 1996 bereits gut 13 % aller befragten Institutionen betrug und sich bereits 2 Jahre später verdoppelt hatte. 45 % der befragten Institutionen boten 1999 ihr netzaktives Hilfs- und Beratungsangebot über das Internet an. Dieser Anstieg der Angebote ist als Parallelentwicklung zu den Zuwächsen der Internetnutzung in den privaten Haushalten zu werten; als adäquate Ausrichtung auf eine neue und/oder zusätzliche Kommunikationsform, so wie die befragten Institutionen in der freien Frage, wie es zur Anmeldung im Internet unter den Suchbegriffen Suizid und Beratung kam, zu dem Grundtenor fanden, dass das Medium Internet ein für die Hilfs- und Beratungstätigkeit, bedeutsames Medium sei.

### **13.1.3 Zeitpunkt der Gründung der im Internet aktiven Institutionen und Zeitpunkt ihrer Hinwendung an das Internet**

Lediglich 2 von 22 angeschriebenen Institutionen hatten ihre Tätigkeit bzw. die Betreuung oder Beratung ihrer Klientel ausschließlich über das Internet begonnen, was aus der Gleichzeitigkeit des institutionellen Bestandes und des Zeitpunktes des Internetzuganges geschlossen werden kann. Die restlichen Institutionen liefen bzw. laufen mit ihrem Hilfs- und Beratungsangebot offenbar zweigleisig, so dass die Hinwendung zum Internet als zusätzliches Angebot zu verstehen ist. Dies bringen

auch die 6 im Internet aktiven Institutionen im explorativen Interview zum Ausdruck, die das Internet perspektivisch bezeichnen als „(...) *ich tät es* (gemeint ist das Internet als zusätzliches Dienstleistungsangebot) *auf keinen Fall als ein entweder oder, das ist ganz klar, aber eben als zusätzliche Dienstleistung..*“ (vgl. Interview mit Institution F, Zeile 145-147). Angesichts der Frage, ob das Internet Kommunikationsforum für suizidgefährdete Adoleszente sei, entschieden sich die Institutionen, die auch weiter Face-to-face-Beratungen durchführen, bewusst für die Beantwortung des Fragebogens für die im Internet aktiven Institutionen, wie aus den abgegebenen Kommentaren auf den Fragebögen, Aussagen per E-Mail und Briefen ersichtlich wurde. Daraus ist aber nicht die Schwerpunktausrichtung dieser Institutionen auf die Arbeit im Internet abzuleiten, auch nicht die Arbeitsausrichtung auf suizidgefährdete Adoleszente. Ein Teil der befragten Institutionen erwiesen sich als solche, die infolge telefonischer Beratung ihr Klientel auch vor Hinwendung an das Internet niemals Face-to-face gegenübergetreten waren. Ein Schwachpunkt der Befragung lag in der Tatsache, dass keine Definition des Begriffes „aktiv im Internet“ vorgegeben war und es den Institutionen überlassen blieb, für sich zu entscheiden, ob sie sich als im Internet aktiv tätig ansahen oder eben nicht. Dies führte dazu, dass einige der befragten Institutionen unter ihrem „Aktiv Sein“ im Internet bereits die Erstellung einer eigenen Homepage ansahen, darüber hinaus aber keine Dienstleistungen vollzogen, die auf der Basis computervermittelter Kommunikation abliefen. Davon ausgehend, dass es einen Zusammenhang zwischen der Bestandsdauer der Institutionen und ihrem Eintritt ins Internet geben müsste, wurde für die Institutionen mit langem Bestehen ein Festhalten an den alten und ursprünglichen institutionellen Arbeitsstrukturen und damit in Relation eine kurze Zeitspanne seit Hinwendung an das Internet erwartet. Die Korrelationsberechnung ergab mit  $r = 0,260$  aber lediglich eine sehr geringe Korrelation und damit keinen signifikanten Zusammenhang. Dies lässt sich aus der Tatsache erklären, dass es sich bei der Nutzung des Mediums Internet zum einen um eine zeitlich noch recht begrenzte Möglichkeit handelt und zum anderen ein Zusammenhang zu den begünstigenden Aspekten gesehen werden kann, die der Hinwendung ans Internet nach Aussagen der 22 Institutionen vorausgingen (vgl. Punkt 11.5.7). Bei den 5 am häufigsten genannten Aspekten zeigt sich, dass für die 22 Institutionen innovative Gesichtspunkte im Hinblick auf Informations- und Zukunftsorientierung, aber auch

kommunikative und inhaltlich-therapeutische Aspekte benannt wurden. Aspekte, die, da thematisch ans Internet gebunden, bei 20 Institutionen wahrscheinlich keine Übertragung bzw. Entsprechung aus vorher praktizierten Arbeitsausrichtungen gehabt haben dürften. Die Bestätigung dieser Aspekte, die zwischen 81,8 - 77,3 Prozentpunkten bejaht wurden, fand nach der Hinwendung der Institutionen an das Medium Internet dann auch durchgängig häufig bzw. über die Hälfte der Bejahungen hinaus Bestätigung.

#### **13.1.4 Anmeldung der im Internet aktiven Institutionen in den Suchmaschinen unter den Begriffen Suizid und Beratung**

Die Auswertung der freien Frage, wie die 22 im Internet aktiven Institutionen unter den Suchbegriffen Suizid und Beratung bei den Suchmaschinen zur Anmeldung kamen, führte zu recht unterschiedlichen Erläuterungen (vgl. dazu Punkt 11.1.4). Auf diese Ausführungen zurückgehend lässt sich festhalten, dass es bei 20 der 22 befragten Institutionen einen bereits erwähnten Grundtenor darüber gibt, dass das Medium Internet als ein für die Hilfs- und Beratungstätigkeit bedeutsames Medium betrachtet, von den 20 Institutionen vorrangig aber als Informationsmedium genutzt wird. Explizit erklärten 6 Institutionen, dass sie aktiv via E-Mail Hilfs- und Beratungstätigkeit im Internet praktisch anbieten und ausführen. Für alle befragten Einrichtungen stellte die Anmeldung unter den Suchbegriffen Suizid und Beratung eine umfassende und leichtere Öffnung und Präsentation der Institution nach außen dar. Dies hat sich angesichts der daraus resultierenden Kontaktaufnahmen auch insofern bestätigt, als dass die in dem explorativen Interview befragten Einrichtungen immer wieder davon sprachen, dass aus den Anfragen ersichtlich wurde, dass der Kontakt häufig schon über das Internet durch Links, Querverweise zwischen im Internet aktiven Institutionen oder über Suchmaschinen stattgefunden hat. Ausgehen kann man nach den Antworten zur freien Frage und den Schilderungen davon, dass institutionelle Veränderungen, Querverweise an Selbsthilfegruppen u.a. auf der Basis einer Informationsweitergabe über das Internet schneller und bei Bedarf umfassender umzusetzen sind. So wird das Medium Internet von den befragten Institutionen im Rahmen von Öffentlichkeitsarbeit eingesetzt, losgelöst davon, ob darüber hinaus eine Beratung via E-Mail angeboten wird.

Die Annahme also, dass die Anmeldung im Internet unter den Suchbegriffen Suizid

und Beratung vorwiegend dem Zwecke des Informierens über die Institutionen und ihrer Arbeit dient, wurde durch die Aussagen der im Internet aktiven Institutionen bestätigt.

### **13.1.5 Kenntnis der im Internet nicht aktiven Institutionen, ob diese im Internet dennoch unter den Suchbegriffen Suizid und Beratung Erwähnung finden**

Es zeigte sich, dass immerhin 25 % der angeschriebenen und nicht im Internet aktiven Institutionen darüber Kenntnis hatten, als Institution unter den Suchbegriffen Suizid und Beratung im Internet Erwähnung zu finden. Fast 52 % verneinten diese Frage, und bei immerhin 23 % bestand keine Kenntnis darüber, als Institution Erwähnung im Internet zu finden oder nicht.

Deutlich wird, dass auch die nicht aktiv im Internet tätigen Institutionen das Medium Internet, entweder durch direkte oder indirekte Eingabe Dritter, als Information auf ihr Hilfs- und Beratungsangebot nutzen. Von den immerhin gut 23% der Einrichtungen, denen nicht bekannt ist, ob sie unter den benannten Suchbegriffen im Internet Erwähnung finden, ist zumindest denkbar, dass ein gewisser Prozentsatz trotz Unkenntnis Erwähnung im Internet findet. Unter den 56 aus dem Internet erfassten Institutionsanschriften gab es jedenfalls 3 namentlich kenntlich gemachte Institutionen, die eine Erwähnung im Internet als nicht bekannt angegeben hatten. Dies weist denn auch auf ein möglicherweise bestehendes bzw. entstehendes Problem hin, dass es jedem Internetnutzer bzw. Internetanbieter möglich macht, Informationen jedweder Art ein und/oder weiterzugeben, da es im Internet keinen rechtlich gesicherten Datenschutz gibt, so denn kein abgesicherter Modus von den Institutionen selber schon eingerichtet ist.

## **13.2 Diskussion der Klientenkontakte zu den Institutionen**

Mehrere Fragen der beiden Fragebögen beschäftigten sich mit den Kontakten, die Menschen im Allgemeinen, Adoleszente und suizidgefährdete/suizidale Adoleszente/Menschen im Speziellen, differenziert nach den Geschlechtern, zu den angeschriebenen Institutionen eingingen. Der Vergleich zwischen den erhobenen Daten der im Internet aktiven Institutionen und der nicht im Internet aktiven stand hier im Vordergrund der Untersuchung und soll nun diskutiert werden.

### **13.2.1 Jährliche Kontaktaufnahmen**

Die Auswertung der absoluten Häufigkeiten, mit denen Menschen Kontakt zu den Institutionen aufnehmen, ergab für die im Internet nicht aktiven Institutionen mit einem Mittelwert von 2682 Menschen pro Jahr und bei zugrunde gelegten 52 jährlichen Arbeitswochen eine durchschnittliche Tageskontaktaufnahme von ca. 10 Menschen - im Vergleich zu den im Internet aktiven Institutionen, für die bei einem Mittelwert von 1660 eine durchschnittliche Tageskontaktaufnahme von ca. 6 Menschen errechnet werden konnte. Für beide Institutionstypen kann aber kein Schluss auf die Art und Weise der Kontaktaufnahme gezogen werden. Insbesondere bei den im Internet aktiven Institutionen bleibt unklar, ob sich die Angaben der Institutionen einzig auf Kontaktaufnahmen beziehen, die über das Internet abliefen, oder ob die im Internet aktiven Institutionen u.U. bereits die Anwahl ihrer Website als Kontaktaufnahme definieren. Hinzu kommt die Erkenntnis, dass einige der befragten und sich als aktiv im Internet bezeichnenden Institutionen auch losgelöst vom Internet Arbeitsaktivitäten ausführen (z.B. die Telefonseelsorge). Die Angaben der beiden Institutionstypen zu den jährlichen Kontaktaufnahmehäufigkeiten von Menschen beinhalten zudem keinerlei Aussage darüber, wie sich dieser Kontakt inhaltlich und vor allem kommunikativ gestaltete. Signifikante Unterschiede zwischen den Kontaktfrequentierungen beider Institutionstypen, die auf Grundlage der beschriebenen Überlegungen zu den differenzierten Kontaktaufnahmemöglichkeiten nur relativ zu beurteilen wären, wurden im T-Test mit  $p=0.384$  nicht bestätigt.

### **13.2.2 Kontaktaufnahmen von suizidgefährdeten Menschen bzw. Adoleszenten zu den angeschriebenen Institutionen**

Die angeschriebenen Institutionen waren allgemein als Beratungs- und Hilfsangebote ausgegeben und im Speziellen sogar explizit als Beratungs- und Hilfsangebote für Suizidgefährdete gekennzeichnet. Dies erklärt dann auch die jeweils großen Spannweiten hinsichtlich der Häufigkeit von Kontaktaufnahmen für diese besondere Klientengruppe. Bei einem Mittelwert von ca. 23 % liegt die durchschnittliche prozentuale Kontaktaufnahme einer suizidgefährdeten Klientel bei den nicht im Internet aktiven Institution bei fast einem Viertel aller Kontaktaufnahmen pro Jahr. Im Vergleich dazu fiel die Einschätzung der aktiv im Internet tätigen Institutionen in Bezug auf prozentualen Häufigkeiten mit einem



Mittelwert von 34 % pro Jahr etwas höher aus.

Der Mittelwertsvergleich, bezogen auf die absolute Häufigkeit der Kontaktaufnahmen durch suizidgefährdete Menschen zwischen im Internet aktiven und nicht aktiven Institutionen erbrachte, mit  $p = 0,408$  keinen signifikanten Unterschied. Da sich in der empirischen Untersuchung kein Fragepunkt mit der möglichen Frequenzveränderung für die im Internet aktiven Institutionen seit ihrer Hinwendung ans Internet durch suizidgefährdete Menschen beschäftigte, kann an dieser Stelle noch kein Schluss hinsichtlich einer Verschiebung zu Gunsten des neuen Mediums Internet gezogen werden.

Die Frage, ob im Internet aktive Institutionen eher von suizidgefährdeten Adoleszenten als Kommunikationsforum genutzt werden, als nicht im Internet aktive Institutionen konnte mittels T-Test dahingehend bejaht werden, dass es mit  $p=0,082$  einen signifikanten Unterschied zwischen den Kontaktaufnahmen zugunsten der im Internet aktiven Institutionen gab. Insgesamt machen Adoleszente lediglich 19 % aller Kontaktaufnahmen aus, die tatsächlich über das Internet zu den im Internet aktiven Institutionen laufen.

Da bei Adoleszenten in aller Regel und losgelöst von einem Besitz eines PC mit Internetanschluss davon ausgegangen werden kann, dass sie in ihrer „Schullaufbahn“, ihrem privaten Umfeld, in Internetcafés u.a. in Kontakt mit dem Medium Internet getreten sind und ihnen eine mediale Kommunikation (SMS, E-Mails, Chat-Rooms u.a.) im Zweifel „erfahrungstechnisch“ sogar näher steht als kommunikative Auseinandersetzungen, die Face-to-face stattfinden, überrascht das Ergebnis nicht. Für den Erstkontakt zu institutionellen Hilfs- und Beratungsangeboten dürfte die zu überwindende mögliche Hemmschwelle über das Internet einem Heranwachsenden deutlich niedriger erscheinen bzw. sein, als dies beim direkten Besuch in derartigen Institutionen der Fall sein dürfte. Eine Institution vertieft diesen Denkansatz im explorativen Interview im Hinblick auf entwicklungsspezifische Merkmale der Adoleszenz dahingehend, dass *„(...) Heranwachsende ja so einen Ablösungsprozess durchmachen, wo sie sich eben dann auch von den Eltern ablösen, aber auch von Erwachsenen, die meinetwegen in Beratungsstellen sind oder von Therapeutinnen oder Therapeuten und dadurch so 'n Autonomiebestreben haben, was vielleicht durch das Medium Internet zu stützen sein könnte“* (vgl. Interview mit Institution C, Zeile 99-104). Unberücksichtigt bleiben bei dieser Einschätzung die unter Punkt 5.3 thematisierten

konkreten Widersprüche, die zwischen individuellem Autonomiebestreben und gesellschaftlichen Zwängen entstehen bzw. bestehen können. Gesellschaftliche Zwänge, die, davon sollte perspektivisch ausgegangen werden, zunehmend auch das Medium Internet mit einbeziehen werden. Kommt eine Verschärfung von Leistungsanforderungen in diesem Bereich über den privaten Nutzungsrahmen hinaus hinzu, kann dies bei suizidgefährdeten Adoleszenten zu einer Kumulation von Gefühlen des Versagens führen und Fluchtreaktionen aus einengenden Zwängen, bis hin zu suizidalen Handlungen begünstigen.

### **13.2.3 Geschlechterverhältnis bei den Kontaktaufnahmen Suizidgefährdeter mit den angeschriebenen Institutionen**

Gefragt waren die Institutionen nach einer Einschätzung des Verhältnisses der Geschlechter in Bezug auf ihr jeweiliges suizidgefährdetes Klientel. Legt man das von BÖHNISCH und WINTER (1983) für Männer beschriebene Prinzip der Stummheit zugrunde, liegt die Vermutung nahe, dass unter kommunikativen Gesichtspunkten der Anteil Frauen bei den erfassten Daten zur Kontaktaufnahme suizidgefährdeter Menschen grundsätzlich höher liegen müsste.

In Bezug auf die im Internet aktiven Institutionen aber lag die Vermutung näher, dass mehr Männer über dieses Medium Kontakt aufnehmen, da hier die zu überwindende Hemmschwelle geringer, die Anonymität eher gewährleistet und eine hohe zeitliche Flexibilität gegeben ist; - Gesichtspunkte, die bei Männern i.d.R. eine größere Bedeutung besitzen, als dies bei Frauen der Fall ist.

Hinsichtlich der Geschlechterverteilung in Bezug auf die im Internet aktiven Institutionen lag mit  $p = 0,414$  aber kein signifikanter Unterschied bei den Kontaktaufnahmen zu den im Internet aktiven Institutionen zwischen der Gruppe suizidgefährdeter Frauen und der Gruppe suizidgefährdeter Männer vor. Ein Ergebnis, dass angesichts der Aussagen zu den Erfahrungen der befragten Institutionen in den explorativen Interviews nicht überrascht, da auch diese Institutionen davon ausgingen, dass insbesondere junge Männer und jüngere Menschen das Medium Internet für sich verstärkt nutzen würden. Dies aber bestätigte sich für die Gruppe junger Männer bei 2 von 4 Institutionen nicht, was Institution C bezüglich suizidgefährdeter Männer so ausführte:

*„(...) unser Eindruck, dass es nicht aufgegangen ist die Rechnung, das also gerade Junge sich eher nicht melden. Also gerade dann ab 30 vielleicht, die melden dann*

*eher, aber nicht die ganz Jungen unter denen wir eigentlich die Anmeldungen vermutet hatten und eben auch zum Beispiel nicht Männer, also junge Männer, die ja so ne ganz prekäre Altersgruppe ist, ja was Suizidalität anbelangt, auch die melden sich eben nicht mit dem Medium“ (vgl. Interview mit Institution C, Zeile 104-113).*

Befragte Institution A berichtet davon, dass sich das Verhältnis der Geschlechter zugunsten der Frauen verschoben hätte und bestätigt damit indirekt das von BÖHNISCH und WINTER (1983) für Männer beschriebene „Prinzip der Stummheit“, wenngleich diese telefonseelsorgerische Institution A für die Gruppe der Männer festhält, dass der Anteil >Männer im Netz< nach wie vor wesentlich höher ist als am Telefon. Eine Erfahrung, die basieren könnte auf der geringeren Hemmschwelle und der verstärkten Gewährleistung von Anonymität im Medium Internet, insbesondere dann wenn die E-Mail Adresse des Nutzers keinen Rückschluss auf seine Identität zulässt.

#### **13.2.4 Kontaktaufnahmehäufigkeiten nach Altersgruppen differenziert**

Für die im Fokus dieser Arbeit liegende Altersgruppe der Adoleszenten ergaben sich bei Vergleich der Kontaktaufnahmehäufigkeiten beider Institutionstypen für die Gruppen der 12-18jährigen und der bis 30jährigen keine signifikanten Unterschiede. Bedeutsam ist einzig die Tatsache, dass die bis 30jährigen prozentual mit 95,5 % deutlich öfter Kontakt zu den im Internet aktiven Institutionen aufnehmen als dies die Gruppe der 12-18jährigen mit 54,5 % tut. Als ausschlaggebend dafür kann die durchschnittlich insgesamt bessere Nutzungsmöglichkeit des Internets angesehen werden. Ein Gesichtspunkt, der mit der Frage nach den Veränderungen des Kontaktverhaltens zu den im Internet aktiven Institutionen nach deren Hinwendung ans Internet relativiert wurde. Hier zeigt sich, dass insbesondere bei der Altersspanne, die die Adoleszenz mit den Altersgruppen der 12-18jährigen und der bis 30jährigen umfasst, eine deutliche Veränderung der Kontaktaufnahmehäufigkeiten mit 31,6% für die 12-18jährigen und mit 36,4% für die bis 30jährigen von den im Internet aktiven Institutionen bejaht wurde. Angestiegene Werte, die die wachsende kommunikative Bedeutsamkeit des Mediums Internet für diese Altersspanne unterstreichen, stehen bis auf eine explizite Ausnahme im Einklang mit den Aussagen der 6 befragten Institutionen in den explorativen Interviews, die das Internet als ein vorwiegend

von jüngeren Menschen benutztes Medium erleben. Aus den gemachten unterschiedlichen Erfahrungen bei den Kontaktaufnahmehäufigkeiten zeigt eine Institution den Zusammenhang zwischen dem Erreichen bestimmter Personengruppen und der durchgeführten Werbung auf und hält dazu fest: *„Dass es die Jugendlichen oder jüngeren Menschen nicht so erreicht hat, lag an der Form der Werbung (...) unser Angebot hat eben besonders dann einen starken Zulauf erfahren in dem Moment wo (...) in der Presse und in den Medien dann darüber berichtet wurde und ich denke, eben diese Medien die haben eben vor allem Leute angesprochen, die mehr dieser älteren, mittleren bis älteren Altersgruppe zuzurechnen waren“* (vgl. Interview F, Zeile 47-56). Mit dieser Aussage liegt der Schluss nahe, dass Institutionen, die Adoleszente mit ihrem institutionellem Angebot erreichen wollen, sich der Medien bedienen müssen, von denen bekannt ist, dass sie speziell Adoleszente ansprechen.

### **13.3 Diskussion der krisenbedingenden Ursachen bei den Kontaktaufnahmen suizidgefährdeter Adoleszenter zu den Institutionstypen**

Generelle Unterschiede zwischen den krisenbedingenden Ursachen der Kontaktaufnahme konnten nicht ausgemacht werden. Partner- und Beziehungsprobleme spielen übereinstimmend für beide Institutionstypen mit jeweils über 80% die größte Rolle. Eine Tatsache, die explizit für den Personenkreis der Männer in einem der 6 explorativen Interviews benannt wurde und die im Zusammenhang einer entwicklungspsychologischen Herausforderung Adoleszenter zu sehen ist, eine persönliche Identität auf der Grundlage von Beziehungserfahrungen und eine soziale Identität auf der Grundlage wechselseitiger Anpassungen an die Erwartungen der sozialen Gruppe zu entwickeln. Gerade suizidale/suizidgefährdete Adoleszente können dabei vor einem persönlichen und gesellschaftlichem Anforderungsdruck stehen, der suizidale Tendenzen verstärkt und sich hier widerspiegelt in der Häufigkeitsnennung der krisenbedingenden Ursache „Partner- und Beziehungsprobleme“. Beide Institutionstypen benennen am zweithäufigsten „Sinn- und Perspektivlosigkeit“ als krisenbedingende Ursache für die Kontaktaufnahmen. Auch diese Nennungshäufigkeit ist vor dem gesellschaftlichem Hintergrund im sozialen Kontext zu betrachten. Geht man auf DURKHEIM (1973) zurück, dann steht die 'Sinn- und Perspektivlosigkeit' als krisenbedingende Ursache, als Ausdruck des

von Durkheim beschriebenen anomischen Zustandes, der seine Zuspitzung im anomischen Suizid erfahren kann. Auch die nächstgenannten krisenbedingenden Ursachen 'Ausbildungsprobleme', 'innerfamiliäre Konflikte' und 'Suizidabsichten' greifen Aspekte des von Durkheim beschriebenen anomischen Zustandes auf und erweitern diesen auf beschriebene suizidogene Umstände heutiger adoleszenter Entwicklungskrisen.

Bei den krisenbedingenden Ursachen 'Schulden', 'Suchtmittel' und 'Trennungsverluste', wo es zwischen den Institutionen zu Differenzen zwischen 58,5 % und 20,3 % kam, lagen jeweils signifikante Unterschiede vor. Für die Ursachen 'Schulden' und 'Suchtmittel', die als krisenbedingende Ursachen prozentual eine weitaus größere Rolle bei den nicht im Internet aktiven Institutionen spielen, liegt es nahe, dass diese Probleme eine direkte und vor allem pragmatisch-konfrontative Herangehensweise nötig machen, die von den im Internet aktiven Institutionen, im Wege einer computervermittelten Kommunikation, so nicht leistbar erscheint. Bei der Ursache 'Trennungsverluste' fiel die prozentuale Diskrepanz zu Gunsten der im Internet aktiven Institutionen aus. Einzuordnen wäre diese krisenbedingende Ursache in das Erleben gestörter Familienstrukturen mit der daraus resultierenden Bedeutung für suizidale Verhaltensweisen. Das Erleben von Trennungsverlusten begünstigt darüber hinaus narzisstische Tendenzen, wie sie bei den Adoleszenten, die sich mit der Problematik 'Trennungsverluste' den im Internet aktiven Institutionen zuwandten, vermutet werden kann. Die Hinwendung ans Internet mit diesem krisenbedingendem Hintergrund ist deshalb umso bedeutsamer, als dahinter der Versuch der suizidalen/suizidgefährdeten Adoleszenten gesehen werden kann, aus sicherer Distanz Kontakt aufzunehmen.

### **13.4 Diskussion der Gründe bzw. Vorüberlegungen der beiden Institutionstypen nicht/doch nicht aktiv ins Internet zu treten**

In unterschiedlicher Weise waren die beiden Institutionen nach Gründen gefragt nicht aktiv ins Internet zu treten. Bei den im Internet aktiven Institutionen weitete sich die Frage nach den diskutierten Gründen vor dem Eintritt ins Internet, auf die Phasen während der Projektphase und in der nunmehr laufenden Arbeit aus. Die 60 nicht im Internet aktiven Institutionen gaben mit 46,7 % am häufigsten 'nicht

vorhandene personelle Kapazitäten` als Grund an, nicht aktiv ins Internet zu treten. Ein Grund, der auch von den 22 im Internet aktiven Institutionen vor der Hinwendung ans Internet mit 40,9 % am häufigsten diskutiert wurde und nach einer Abschwächung der Beurteilung in der Projektphase auf 27,3 % in der nun laufenden Arbeit wieder mit 40,9 % beurteilt wird. Zudem ein Aspekt, der von den bereits im Internet aktiven Institutionen in den explorativen Interviews übereinstimmend und kritisch erwähnt wurde und in der arbeitorganisatorischen Konsequenz bei einigen der Institutionen zu einer Bearbeitungsverzögerung eingehender E-Mails führte. Die Aussage einer Institution in der freien Frage `Arbeit im Internet stellt zusätzliche Belastung für die Mitarbeiter dar`, untermauert die befürchtete und sich bewahrheitende personelle Problematik der im Internet aktiven Institutionen, die durchgängig durch alle Phasen Erwähnung fand. Mangels fehlender qualifizierter hauptamtlicher Mitarbeiter kam es in einer Institution zu einem Wandel des Angebotes von `psychologischer Beratung im Internet` hin zu `Telefonseelsorge im Internet, Begleitung, Beratung, `Seelsorge` und einem Anstieg ehrenamtlicher Mitarbeiter. Bestehenden personellen Engpässen versucht eine Institution, die die Internetarbeit ausweiten will, so zu begegnen:

*„Wir haben jetzt einen eigenen Raum, wollen extra Computer dafür anschaffen und eine eigene Mannschaft dafür anwerben und ausbilden“* (vgl. Interview B, Zeile 76-78).

Eine weitere Institution, die im Medium Internet eine Möglichkeit sieht, wo *„(...) unter dem Schutz der Anonymität es Leuten leichter fällt Kontakt aufzunehmen“*, (vgl. Interview mit Institution C, Zeilen 20-25), hält dennoch für sich fest, dass der eingehende bescheidene Umfang von Anfragen gut sei, da Massenanfragen, angesichts des zeitlichen Aufwandes in der Internetberatung, eine personelle und finanzielle Überforderung darstellen würden. `Fehlende finanzielle Mittel` stehen für die nicht im Internet aktiven Institutionen mit  $p=0,422$  in einem schwachen Zusammenhang mit `fehlenden Internetanschlüssen bzw. Serviceprovidern`; sie dürften den Schritt ins Internet erschweren. Hinzu kommt die von zwei staatlichen Institutionen in der freien Frage geäußerte Schwerfälligkeit bürokratischer Systeme, sich neuen Medien innovativ zu öffnen. Es liegt nahe, dass mit weiteren freien Aussagen zur regional ausgerichteten Arbeit und zu mit dem Internet nicht kompatiblen Arbeitskonzepten der nicht im Internet aktiven Institutionen die Tatsache einhergeht, dass bei den nicht im Internet aktiven

Institutionen mit  $p=0,614$  eine korrelative Verbindung zwischen dem Grund 'bislang keine Notwendigkeit gesehen ins Internet zu gehen' und dem Grund 'bislang bestand kein Interesse' besteht. Immerhin sind es 9 der 60 nicht im Internet aktiven Institutionen, die in der freien Frage zum Ausdruck bringen, dass sie sich in individueller Vorbereitung und Auseinandersetzung mit dem Medium Internet befinden. 'Zweifel an der Notwendigkeit', ins Internet zu gehen, gaben mit 40,9% auch die 22 im Internet aktiven Institutionen als Grund an, der institutionell vor der Hinwendung ans Internet diskutiert wurden, die aber bereits in der Projektphase mit 8,1 % und in der laufenden Arbeit mit 4,5 % als Grund gegen das Internet nicht mehr ins Gewicht fielen. Vorab bestehende 'Zweifel an der Notwendigkeit' ins Internet zu gehen, die sich angesichts zum Ausdruck gebrachter Erfahrungen der Nutzungshäufigkeit des Mediums durch Hilfe -und Ratsuchende relativieren musste.

Auffällig ist, dass für die nicht im Internet aktiven Institutionen die Aussage 'Internet nicht geeignet als Kommunikationsforum in der Krisenarbeit' mit lediglich 13,3 % als Grund benannt wurde nicht aktiv ins Internet zu treten. Diese interaktive Ebene hat sich für die im Internet aktiven Institutionen bis in die laufende Arbeit hinein als bedeutsam herausgestellt. Im Hinblick auf ein suizidgefährdetes Klientel Adoleszenzenter werden Gründe aus der laufenden Arbeit genannt, wie z.B. 'Krisenintervention ist im Internet schlechter zu leisten' mit 36,4 % 'für die Arbeit wichtige Empathie entfällt beim nicht direkten kommunikativen Kontakt' mit 31,8 % , 'emotional sind Menschen im Internet schlechter aufzufangen' und 'Internet als Kommunikationsforum nicht in der Krisenarbeit geeignet' mit jeweils 27,3 %. Gründe also, die das Internet als nicht geeignetes Kommunikationsforum ansehen lassen.

### **13.5. Diskussion der Grenzen und Chancen, die aus Sicht der beiden Institutionstypen bei der Arbeit im Medium Internet mit suizidgefährdeten Menschen bestehen bzw. gesehen werden**

Beide Institutionstypen konnten im Fragebogen im Hinblick auf suizidgefährdete Menschen sowohl Grenzen als auch Chancen bzw. begünstigende Aspekte des Mediums Internets bejahen/angeben. Im Vergleich beider Institutionstypen sollen insbesondere die Aspekte hervorgehoben werden, die kommunikative Gesichtspunkte thematisierten.

### **13.5.1 Grenzen, die sich aus Sicht der Institutionen bei der Arbeit im Medium Internet mit suizidgefährdeten Menschen ergeben**

Für die nicht im Internet aktiven Institutionen ist mit 51,7 % die am häufigsten bejahte Grenze der für die Arbeit wichtige 'Beziehungsaspekt' gewesen. Prozentual annähernd so hoch wurden mit 48,3 % und mit 40 % die Grenzen 'wichtige Empathie entfällt beim nicht direkten kommunikativen Kontakt' sowie 'emotional kann man im Internet Menschen nicht auffangen' durch die im Internet nicht aktiven Institutionen benannt. Grenzen, die in den von den Institutionen praktizierten und offensichtlich eher emotional ausgerichteten Face-to-face-Kontakten weniger bedeutsam scheinen. Bestätigung für diese Vermutung liefern die bereits im Internet aktiven Institutionen, die der Grenze 'emotional kann man im Internet Menschen nicht auffangen' mit 77,3 % die höchste Bejahung überhaupt gaben und damit indirekt auf Beschränkungen computervermittelter Kommunikation hinweisen. Die Bejahung der Grenze 'Emotionalität findet zu wenig Raum' mit 45,5 % unterstreicht diese Annahme ebenso wie die Bejahung der Grenze 'es ist unbefriedigend für den Berater, sein Gegenüber nicht zu sehen' mit 40,9 %. Mit der Bejahung der Grenze 'aktive Krisenintervention kann im Internet schlechter geleistet werden' mit 68,2 % runden die im Internet aktiven Institutionen diesen Eindruck ab und dokumentieren auf Grund ihrer gemachten Erfahrungen die Einschränkungen des 'therapeutischen Wirkungskreises', dem Institutionen über computervermittelte Kommunikation im Medium Internet in ihrer Hilfs- und Beratungsarbeit unterliegen. Gesichtspunkte, die gerade im Hinblick auf suizidgefährdete Adoleszente in akuten Krisen von großer und entscheidender Bedeutung sein können.

Am wenigsten fallen bei den nicht im Internet aktiven Institutionen Grenzen ins Gewicht, die auf sachlichen Erfahrungswerten beruhen. Mit einer Bejahung von 8,3 % die Grenze 'Internet stellt derzeit noch einen hohen Kostenfaktor dar' und mit 11,7 % die Bejahung der Grenze 'die Bezahlung unserer Arbeit ist im Netz schlecht zu gewährleisten' verdeutlichen dies.

Überraschend ist hingegen die mit 9,1 % geringste Bejahung der Grenze 'die Ernsthaftigkeit der Kommunikation im Netz ist anzuzweifeln' durch die im Internet aktiven Institutionen. Legt man deren geschilderte Erfahrungen aus den explorativen Interviews zugrunde, schilderte nämlich die Hälfte der befragten Institutionen problematische und unbefriedigende kommunikative Prozesse mit



Redundanzen und Schleifen, die bei vielfacher ‚E-Mail-Hin-und-Herschickerei‘ entstehen und Zweifel an der Ernsthaftigkeit der Kommunikation aufkommen ließen. Zwei Institutionen beschrieben dies mit folgenden Aussagen:

*„(...) diese konkrete E-Mail-Hin-und Herschickerei (...), wo dann die Möglichkeit sich überhaupt nicht wirklich einzulassen immer wieder gegeben ist und das so ein Eiertanz wird und der Andere eigentlich nicht wirklich rüberbringt, was er eigentlich will“* (vgl. Interview mit Institution C, Z. 57-61ff) und

*„(...) wenn ich Face-to-face hab, dann kann ich ganz anders mit dem Menschen umgehen; es bleibt meines Erachtens in der Anonymität immer die Schwierigkeit, wie ernst ist das (...)“* (vgl. Interview E, Zeile 101-103).

Gerade die letztgetroffene Aussage des Gesprächspartners der Institution E weist, aus der laufenden Beratungsarbeit im Internet, auf Nachteile der computervermittelten Kommunikation hin, und gibt darüber hinaus Face-to-face-Situationen und Face-to-face-Kommunikation vergleichend eindeutig den Vorzug. Diese Einschätzung stellt eine Parallele zu den in der Simulationstheorie von KOLLOCK & SMITH (1994) dargelegten Aspekten der erweiterten Handlungsspielräume dar und bestätigt diese latent. Nach der Simulationstheorie werden Netznutzern durch computervermittelte Kommunikation größere Freiheiten in der Selbstdarstellung eingeräumt, die zu einem Kontrollgewinn führen, der gleichzeitig Kontrollverlust hinsichtlich der mangelnden Überprüfbarkeit der Selbstdarstellung durch das Netz-Gegenüber bedeutet.

Begründung für die geringe Bejahung der Grenze durch die internetaktiven Institutionen ‘die Ernsthaftigkeit der Kommunikation im Netz ist anzuzweifeln’ und die ähnlich gelagerte Bejahung der Grenze ‘Anonymität ist in der therapeutischen Beratungstätigkeit problematisch’ mit lediglich 13,6 % liegt unter Umständen in der Tatsache, dass eben nur 1/3 der Institutionen überhaupt konkrete Beratung und Hilfe aktiv über das Medium Internet betrieben und die restlichen Institutionen bisher ohne Erfahrungshintergrund zu einer Einschätzung dieser Grenzen gelangten.

Dennoch liegt die Bejahung der Grenzen bei den im Internet aktiven Institutionen im Vergleich zu den nicht im Internet aktiven Institutionen durchschnittlich um annähernd 6 % höher. Bei den Grenzen ‘aktive Krisenintervention kann schlechter geleistet werden’; ‘Ernsthaftigkeit der Kommunikation im Netz ist anzuzweifeln’ liegen mit jeweils  $p=0.000$  und mit  $p=0.003$  für die Grenze ‘emotional kann man im

Internet die Menschen nicht auffangen` signifikante Unterschiede zwischen den Institutionen vor (vgl. dazu Punkt 11.5.2). Dies könnte Ausdruck für die intensivere Auseinandersetzung und konkretere Beschäftigung mit dem Medium Internet als Kommunikationsforum in der Hilfs- und Beratungstätigkeit der im Internet aktiven Institutionen sein.

Eindeutige und über die Vorgaben hinausgehende Grenzen benannten beide Institutionstypen in einer freien Antwortmöglichkeit, wobei die nicht im Internet aktiven Institutionen deutlich mehr 'weitere Grenzen benannten. Sie differenzierten insbesondere die Grenzvorgaben weiter aus, die sich inhaltlich mit kommunikativen Aspekten auseinander setzten bzw. diese vertieften. Fehlende analoge Kommunikation, die sich nach WATZLAWICK et al. (1971) insbesondere auf den Ebenen der Beziehung und der Selbstoffenbarung abspielen, fördern Störungen der Kommunikation, wie sie von den nicht im Internet aktiven Institutionen beschrieben werden. Emotionale Aspekte, wie z.B. 'Angst'; 'Verstärkung von zumeist ohnehin schon gestörter Kommunikation der Klienten'; 'Verlust von Sinnhaftigkeit in sozialen Prozessen' finden im Internet keine hinreichende Berücksichtigung bzw. verschärfen bestehende emotionale Defizite. Diese Schwierigkeit beschrieb auch eine im Internet aktive Institution, die einen 'massiven Verlust an Kontext-Information' beklagte, welche 'zu einer extrem schwierigen und vagen Beratung' führe. Eine nicht im Internet aktive Institution erklärte für den Personenkreis Suizidgefährdeter dann vehement die 'Suizidberatung im Internet' als eine 'abstruse Idee'. Eine Bemerkung, die im Hinblick auf alle getroffenen Aussagen zu weiteren Grenzen des Mediums Internet als folgerichtig anzusehen ist und auch von einer im Internet aktiven Institution sinngemäß untermauert wurde, die sagte: 'Internet stellt nur eine Erweiterung des Zugangs dar und kann den persönlichen Kontakt in suizidalen Krisen nicht ersetzen'. Ein Ersatz des persönlichen Kontaktes durch computervermittelte Kommunikation über das Internet auch deshalb nicht, weil einer Institution, die Kontrolle der Auswirkung der über das Internet ablaufenden Beratungsprozesse fehlt'. Gänzlich neu sind bei den nicht im Internet aktiven Institutionen Gesichtspunkte des Datenschutzes gewesen sowie weitere Gesichtspunkte, die auf sachlicher Ebene lagen, wie z.B. 'fehlende personelle Kapazitäten' oder, weniger bedeutsam, der Aspekt 'Internet setzt nicht vorhandene Maschinenschreibkenntnisse voraus'.

### **13.5.2 Chancen bzw. begünstigende Aspekte, die von den Institutionstypen gesehen werden bzw. bei den 22 bereits im Internet aktiven Institutionen zur Hinwendung an das Medium Internet führten**

Bei den 60 nicht im Internet aktiven Institutionen kristallisierte sich unter den vorgegebenen 18 Chancen der insgesamt höchste Zuspruch bei den Chancen heraus, die sich im weitesten unter dem Themenaspekt ‚Information‘ zusammenfassen lassen. Dies deckt sich mit den Angaben der 22 im Internet aktiven Institutionen, die Aspekte, die sie unter dem Themenaspekt ‚Information‘ und ‚Zukunftsorientierung‘ bündelten, prozentual deutlich höher in der Bejahung und Bestätigung vor bzw. nach der Hinwendung ans Internet beurteilten, als Aspekte, die sich unter dem Gesichtspunkt ‚therapeutischer Arbeit‘ und ‚Kommunikation‘ ansiedelten.

Bei beiden Institutionstypen spielen per saldo lediglich Chancen eine Rolle, die im Hinblick auf den indirekten kommunikativen Vorteil der Niedrigschwelligkeit des Mediums Internet durch eine ‚geringer zu überwindende Hemmschwelle‘ und der Erleichterung für den Klienten, ‚sich anonym zu öffnen‘, gesehen werden. Eine überraschende Tatsache, da insbesondere für die als Hilfs- und Beratungsangebot im Internet aktiven Institutionen anzunehmen war, dass sie sich bewusst und als direktes interaktives Kommunikationsangebot dem Internet zugewandt hätten. Die angesprochene ‚Sichtweise‘ des Klienten findet ihre Spiegelung in den, von den Institutionen zitierten Aussagen der Klienten in den explorativen Interviews, wie z.B.

*„(...) danke, dass Sie so schnell geantwortet haben, jetzt kann ich in Ruhe warten“* (...) oder *„der Hinweis aufs Telefon ist gut, aber mir fällt das Schreiben leichter, ich warte lieber“* (vgl. Interview mit Institution A, Z.73-77).

Klienten, die das Hilfs- und Beratungsangebot über computervermittelte Kommunikation für sich nutzten und bewusst an dieser Kommunikationsform festhalten wollten, dabei auch zeitliche Verzögerungen für sich in Kauf nehmend. Die Chancen, die die Interaktion zwischen suizidgefährdetem Klient einerseits und Berater/Therapeut andererseits, im Fokus haben, blieben bei beiden Institutionstypen in der Bejahung der Chancen des Mediums bzw. der begünstigenden Aspekte, aktiv ins Internet zu treten, unter 30 Prozentpunkten. In der Bestätigung durch die im Internet aktiven Institutionen fielen diese Chancen nach der Hinwendung ans Internet prozentual dann noch einmal erheblich ab.

Gemäß der Sichtweise der Anbieter der Hilfs- und Beratungsangebote lässt sich schließen, dass sich computervermittelte Kommunikation, insbesondere für die Arbeit mit suizidgefährdeten Adoleszenten, als nicht förderlich bestätigte und das Internet als Kommunikationsforum für suizidgefährdete Adoleszente somit auch nicht als hilfreich erscheint. Explizit wurde dies auch von den im explorativen Interview befragten Institutionen für diesen Personenkreis so ausgedrückt:

*„Also gerade dann ab 30 vielleicht, die melden sich dann eher, aber nicht die, die ganz Jungen unter denen wir eigentlich die Anmeldungen vermutet hatten und eben auch zum Beispiel nicht Männer, also junge Männer, die ja so eine ganz spezielle prekäre Altersgruppe ist, ja was Suizidalität anbelangt, auch die melden sich eben nicht mit dem Medium“* (vgl. Interview C, Z. 106-112).

Aussagen, die, zumindest im Hinblick auf das Alter von anderen befragten Institutionen unterschiedlich beschrieben wurden: *„Es haben in der Tat überproportional viele Männer unser Hilfsangebot in Anspruch genommen, aber nicht jüngeren Alters“* (vgl. dazu Interview F, Z.42-47); andererseits aber auch Aussagen wie: *„ (...) haben sich gemeldet Jüngere, jüngeres Klientel vorwiegend auch Männer“* (vgl. Interview B, Z. 23/24).

Auch wenn diese zahlenmäßig geringen und graduell unterschiedlichen Erfahrungswerte keine allgemeingültigen Schlüsse zulassen, so muss doch festgehalten werden, dass die Differenzierungen Hinweise auf die Nutzungsvielfalt des Mediums Internet geben.

Es wundert daher auch nicht, dass die Institutionstypen bei der Möglichkeit, weitere Chancen in Bezug auf ihre Arbeit als Beratungs- und Hilfsangebot zu benennen, zu inhaltlich ambivalent erscheinenden Einschätzungen/Aussagen gekommen sind. Übereinstimmung gab es bei den nicht im Internet aktiven Institutionen bei der Nennung der Chance mit dem Medium bestimmte Zielgruppen und hier insbesondere Jugendliche zu erreichen. Eine Einschätzung, wie sie aus der praktischen Erfahrung der bereits im Internet aktiven Institutionen nicht durchgängig bestätigt werden konnte, sich aber durchweg mit der Mutmaßung deckte, genau diese Zielgruppe mit dem Hilfs- und Beratungsangebot im Internet erreichen zu können.

### 13.6. Diskussion der benannten Suizidtheorien und Konzepte

Beide Institutionstypen wurden nach den Suizidtheorien befragt, die in ihrer Arbeit mit suizidgefährdeten Adoleszenten Berücksichtigung finden. Darüber hinaus konnten beide Institutionstypen die Konzepte darstellen, wie sie, losgelöst der vorgegebenen Theorien, in ihrer Arbeit mit suizidgefährdeten Adoleszenten Anwendung bzw. Berücksichtigung finden.

Auffallend ist, dass die im Internet aktiven Institutionen i.d.R. zu durchgängig höherer prozentualer Zustimmung der vorgegebenen Suizidtheorien kamen. Der Schluss, dass sich im Internet aktive Institutionen eingehender mit Suizidtheorien auseinandersetzen und diese konzeptionell eher in ihre Arbeit mit einbeziehen, kann eindeutig nicht gezogen werden. Unter Umständen spiegelt sich hier aber eine inhaltlich bewusstere Auseinandersetzung mit den eingehenden E-Mails wieder, die Institution F (vgl. Interview F, Z. 87-93) wie folgt beschrieb:

*„(...) wo man ja genau an dem Material der Beratung arbeiten kann, weil das ja vorliegt (...), aber bei den Mails, die drucken wir uns aus und arbeiten genau da dran. Wir können da auch sehr gut Übertragung und Gegenübertragung lösen und so weiter und erkennen und dran arbeiten“.*

Auf der Grundlage einer schriftlich fixierten computervermittelten Kommunikation ist bei dieser Form der inhaltlichen Auseinandersetzung eine Zu- bzw. Einordnung in bestehende Suizidtheorien leichter vorstellbar, als dies aus Erinnerungen an einen kommunikativen Austausch einer Face-to-face-Situation denkbar erscheint. Die mit über 81,7 % für die nicht im Netz aktiven und mit 90,9 % für die aktiven Institutionen prozentual höchste Übereinstimmung, die es hinsichtlich der Suizidtheorie „Suizidgeschehen als Hilferuf“ gab, weist auf kommunikative Aspekte im Sinne der von SCHULZ von THUN (1977) aufgezeigten Appellfunktion hin, die von den Empfängern (gemeint sind hier die Institutionen) als Hilferuf suizidgefährdeter Adoleszenter verstanden werden kann. Darüber hinaus Bestätigung für die Auffassung von KOBLER und STOTLAND (1964), die das Suizidgeschehen als Hilferuf, als „*generalized cry for help*“ ansahen. Wird die Botschaft des Hilferufes nicht verstanden, so steigert sich nach KOBLER und STOTLAND (1964) die Hilf- und Hoffnungslosigkeit. Um so überraschender ist es, dass trotz der zeitlichen Verzögerung, die sich aus dem Reagieren der Institutionen innerhalb von 24-48 Stunden nach Eingang der E-Mails ergibt, die Absender an

dieser Kommunikationsform festhalten wollen, wie folgende Aussage aufzeigte:  
*„(...) danke, dass Sie so schnell (gemeint ist hier innerhalb von 48 Stunden) geantwortet haben, jetzt kann ich in Ruhe warten“ ... „der Hinweis aufs Telefon ist gut, aber mir fällt das Schreiben leichter, ich warte lieber“* (vgl. Interview A, Zeile 74-76). In diesen zitierten Aussagen anfragender Absender wird bei der Nutzung bestehender Hilfs- und Beratungseinrichtungen im Medium Internet der gewählten computervermittelten Kommunikation eindeutig der Vorzug gegeben.

Am zweithäufigsten findet in der Arbeit mit suizidalem bzw. suizidgefährdetem Adoleszenten mit gut 77 % für die im Internet aktiven bzw. 70 % für die nicht im Internet aktiven Institutionen die „Suizidtheorie“ Berücksichtigung, die sich mit adoleszenten Entwicklungskrisen auseinandersetzt. Inhaltlich stehen dabei die Ablösung vom Elternhaus, die Identitätsfindung und die Sexualität im Vordergrund. Es bestätigt sich damit die Annahme von ERIKSON (1971), der die Adoleszenz als normative Krise, d.h. normale Lebensphase mit spezifischer Konfliktverstärkung verstand. Diese führt zu extremer und notwendiger Labilisierung der psychischen Strukturen und bedingt in Verbindung mit zentralen Autonomie- und Identitätskrisen affektive Zustände, die gekennzeichnet sind durch traurige Stimmungen, Rückzugstendenzen, Insuffizienzgefühlen und Hoffnungslosigkeiten von vorher nicht gekannter Leidensintensität.

Entwicklungsspezifische Besonderheiten also, die keine klare Trennung zwischen phasenspezifischem Problemverhalten und präsuizidalen Auffälligkeiten ermöglichen; in jedem Fall aber Institutionen im Umgang mit suizidalen bzw. suizidgefährdeten Adoleszenten in ihrer konzeptionellen Arbeitsausrichtung hinreichend sensibilisiert haben. Einher geht damit auch die Berücksichtigung der Suizidtheorie ‚gestörter Familienverhältnisse‘, die mit 60 % für die nicht im Internet aktiven Institutionen und mit 72,7 % für die im Internet aktiven Institutionen auch noch relativ hoch ausfiel.

Überraschend ist die Tatsache, dass die Suizidtheorie ‚Endogene oder Psychogene Depressionsproblematik‘ mit 70 % für die im Internet nicht aktiven und mit 68,2 % für die aktiven Institutionen im Vergleich zur Theorie ‚Psychopathologische Erklärungsansätze‘ deutlich höher ausfiel. Erklärung könnte zumindest im Hinblick auf die endogene Depressionsproblematik die in der Untersuchung von OTTO (1964) bei 1.727 Kindern und Jugendlichen herauskristallisierte depressive Äquivalente als feststellbare Verhaltensveränderung für den Zeitraum von 3

Monaten vor der vollzogenen suizidalen Handlung sein. Diese von OTTO (1964) festgestellte Verhaltensveränderung schlägt sich in der Arbeitsauseinandersetzung beider Institutionstypen mit suizidgefährdeten Adoleszenten, gemäß der Berücksichtigung der Suizidtheorie ‚Endogene oder Psychogene Depressionsproblematik‘ und ihrer Beurteilung, hier offensichtlich entsprechend und übereinstimmend nieder. Ein wichtiger Hinweis auch in Bezug auf die Ergebnisse der Längsschnittstudie von KRAUT et al. (1998), die bereits bei geringer Nutzungsintensität des Internets eine Erhöhung des Depressions- und Einsamkeitsempfindens (pro Wochenstunde CMC jeweils 1 % Steigerung der Empfindungen von Depressivität und Einsamkeit) ihrer Studienteilnehmer nachweisen konnten. Bei der angegebenen hohen prozentualen Berücksichtigung der Suizidtheorie ‚endogener oder psychogener Depressionsproblematik‘ mit rund 70 % bei beiden Institutionstypen, muss gemäß der Studie von KRAUT et al. (1998) von einer computervermittelten Kommunikation abgeraten werden, um vorhandene Depressionsproblematiken, aber auch die von SELIGMANN (1979) beschriebene „erlernten Hilflosigkeit“ nicht noch zu verschärfen.

Bei der Suizidtheorie ‚Das Phänomen des Folgesuizides (Werther-Effekt)‘ lag zwischen den beiden Institutionstypen die größte prozentuale Diskrepanz und mit  $p=0,051$  ein geringer signifikanter Unterschied vor. Dass die im Internet aktiven Institutionen den ‚Werther-Effekt‘ mit über 20 % als Suizidtheorie höher berücksichtigen, kann seine Ursache darin haben, dass diese Institutionen eher die mit dem Internet noch größer gewordenen medialen Einflüsse auf das Suizidgeschehen Adoleszenter mit einbeziehen.

Diese Annahme jedenfalls erfährt weitere Bestätigung durch die Studie über sogenannte Folgesuizide von SCHMIDTKE und HÄFNER (1988), die den medialen Wirkungseinfluss erforschten, in denen der Suizid eines Schülers in einer Fernsehsendung dargestellt worden war, was einen Häufigkeitsanstieg eben der dargestellten Suizidmethode messbar und altersadäquat nach sich zog. Ein Aspekt medialer Wirkungseinflüsse, der die im explorativen Interview befragte Institution E (vgl. Anlage 9, Z. 33-39) auch veranlasste, auf zunächst vorhandene Links auf ihrer Homepage, die auf suizidales Verhalten im Netz hinwiesen, zu verzichten.

Bei der Auswertung weiterer Konzepte, die die beiden Institutionstypen nach eigener Angabe in ihrer Arbeit mit suizidgefährdeter Klientel berücksichtigen, fiel auf, dass die im Internet aktiven Institutionen sich verstärkt um Klärung

bestehender Konflikte Anfragender und die daraus abzuleitende Vermittlung von Informationen mühen. Diese läuft über „Vernetzungshinweise“ zu anderen und auch nicht im Internet aktiven Institutionen, wie auch über E-Mail, in denen es u.a. zur Abklärung kommt, ob die Vermittlung eines direkten kommunikativen Kontaktes nicht sinnvoller erscheint. Lediglich 3 der im Internet aktiven Institutionen gaben Konzepte an, die inhaltlich die „Herstellung von Beziehung“ anstrebten, mit dem Ziel eines „Ernstnehmens und Annehmens“, der über das E-Mail nach Hilfe und Beratung anfragenden Menschen.

Die konzeptionelle Arbeitsausrichtung, Anfragenden eine „emotionale Entlastung“ über den E-Mail Kontakt zu ermöglichen und damit suizidgefährdeten Adoleszenten ein kommunikatives Forum zu bieten, das über eine Informationsgabe hinaus geht, wurde nur von einer im Internet aktiven Institution benannt. Dies legt die Vermutung nahe, dass das Medium Internet zwar als Kommunikationsforum Suizidgefährdeten, wie anderen Menschen auch, offen steht, aber konzeptionell eher eine sachliche Auseinandersetzung mit den ‚Krisen und Problemkreisen‘ der Betroffenen vollzogen und eine emotionale Auseinandersetzung über das Netz konzeptionell vorrangig nicht angestrebt wird.

Bezogen auf die Theorie der rationalen Medienwahl, wie sie von LING (1996) ausgeführt wurde, können Rat und Hilfe suchende suizidgefährdete Adoleszente durch computervermittelte Kommunikation so informativ unterrichtet werden, um sich dann für das ihnen situativ am besten geeignete Medium entscheiden zu können. Damit wird dem suizidtheoretischem Aspekt, das ‚Suizidgeschehen als Hilferuf‘ zu verstehen, im Internet offensichtlich anders Rechnung getragen, als dies die nicht im Internet aktiven Institutionen tun.

Deren konzeptionelle Ausrichtung in der von Arbeit mit suizidgefährdetem Klientel besteht in medizinisch-therapeutischen Face-to-face-Angeboten und dem damit einhergehenden Aufbau tragfähiger Beziehungen. Die von SCHULZ von THUN (1977) herausgestellte emotionale Dimension der Kommunikation, gerade innerhalb therapeutischer Beziehungen auf der kommunikativen Ebene die emotionalen Befindlichkeiten auszuhandeln, ist bei der konzeptionellen Ausrichtung der im Internet nicht aktiven Institutionen in Face-to-face-Situationen mit suizidgefährdeten Adoleszenten wahrscheinlicher zu gewährleisten.



## **14. Zusammenfassung und Forschungsausblick**

Die vorliegende Arbeit stand primär unter der Fragestellung, welche Bedeutung das Internet als Kommunikationsforum für suizidgefährdete Adoleszente hat. Deshalb ging es einerseits um die diesbezügliche Erfassung von Einschätzungen nicht im Internet aktiver und aktiver Hilfs- und Beratungseinrichtungen mittels eines Fragebogens, sowie andererseits um die Erfassung bereits gemachter Erfahrungen von im Internet aktiven Institutionen und ihren daraus resultierenden Meinungen und weiteren Einschätzungen.

Insbesondere bei den dazu geführten explorativen Interviews mit Institutionen, die Klientenkontakte über das Internet tätigen, kamen diese bei allen Abwägungen der Frage gegenüber zu der praxisbezogenen Quintessenz, dass das Internet für diesen speziellen Personenkreis, von dem bekannt ist, dass er einer hohen Suizidalität unterliegt, nur bedingt tauglich erscheint und entsprechend begrenzt Nutzanwendung findet.

Da bei Suizidgefährdeten in aller Regel bereits dann eine akute Krisensituation besteht, wenn sie sich, in welcher Form auch immer, kommunikativ nach außen öffnen, sprach auch die institutionelle Praxis der Bearbeitung eingehender E-Mails in einem zeitlichen Rahmen von bis zu 48 Stunden gegen eine als notwendig gesehene beziehungs- und emotionsnahe Betreuung akut suizidal Gefährdeter. Die in diesem Zusammenhang herauskristallisierten Missstände lagen vor allem in strukturellen Schwierigkeiten mit fehlenden personellen Kapazitäten und finanziellen Ressourcen der jeweils befragten Institutionen. Gründe, die auch die noch nicht im Internet aktiven Institutionen angaben, bisher nicht aktiv ins Internet getreten zu sein. Durchaus korrigierbare Missstände also, die den emotional wichtigen Beziehungsaspekt bei suizidgefährdeten Adoleszenten aber nur äußerst begrenzt beheben dürften.

Bei der Einschätzung der Grenzen und Chancen des Mediums Internet, mit dem intendierten Ziel, zu einem qualitativen Vergleich zwischen praktizierter Face-to-face-Kommunikation und computervermittelter Kommunikation zu kommen, zeigte sich, dass dem für die Arbeit beider Institutionstypen wichtige emotional-kommunikative Beziehungsaspekt in der Betreuung und Beratung von suizidgefährdeten Adoleszenten vorzugsweise Face-to-face stattfindet. Einzig die Gesichtspunkte der Wahrung der Anonymität und der damit einhergehenden

Niedrigschwelligkeit des Angebotes, die für Suizidgefährdete insbesondere bei der Erstkontaktaufnahme bedeutsam sein können, sind über das Internet gesicherter zu gewährleisten. Diese Aspekte kommen nach Aussagen einiger im Internet aktiver Institutionen besonders bei den Männern zum Tragen. Insgesamt wurden die von den Institutionen gehegten Erwartungen, mit ihrer Hinwendung ans Internet insbesondere jüngere Klientel und hier vor allem junge Männer zu erreichen, aber nicht erfüllt.

Abschließend lässt sich sagen, dass gemäß den Untersuchungsergebnissen die Erfahrungen mit dem Internet hinter den Erwartungen der befragten Institutionen blieben und damit auch hinter den durchaus positiven Ausgangsvermutungen des Verfassers dieser Arbeit. So sind nach Beendigung dieser Untersuchung auch einige Forschungsfragen zum Themenkreis des „Mediums Internet und suizidgefährdete Adoleszente“ offen bzw. unbeantwortet geblieben, auf die in weiteren Forschungen eingegangen werden sollte.

Insbesondere die Tatsache, dass der in dieser Untersuchung angesprochene Personenkreis „suizidgefährdeter Adoleszenter“ respektive die Suizidanten, die sich dem Medium Internet zuwenden bzw. zugewandt haben, nicht selber zu Wort gekommen sind. Hier tritt die methodische Schwierigkeit zutage, „Betroffene“ befragen zu können. Findet man eine grundsätzliche Möglichkeit zur Befragung „Betroffener“, wie sie u.a. in psychiatrischen Einrichtungen denkbar wäre, wo Adoleszente nach Suizidversuchen häufig Aufnahme zur Lebenserhaltung finden, ließen sich u.U. mittels valider Verfahrensmethoden die reale oder auch fiktive Bedeutung des Internets als Kommunikationsforum für suizidgefährdete Adoleszente erfassen. Denkbar blieben qualitative Erhebungsmethoden, u.U. mit narrativen Interviews oder auch über Gruppendiskussionsverfahren, die es dem Einzelnen suizidal Betroffenen leichter machen dürften, über gemachte Erfahrungen, Wünsche, Sehnsüchte, aber auch Abgrenzungen zum Kommunikationsforum Internet unter der speziellen Situation der Suizidgefährdung, zu berichten bzw. Selbstaussagen zu treffen. Solche auf Selbstaussagen und Selbstinterpretationen basierenden i.d.R. rekonstruktiven Forschungsprojekte, beinhalten methodische Probleme, die die reflexive Beziehung von methodischen Regeln einerseits und Forschungspraxis andererseits berücksichtigen muss, aber auch Chancen, wie sie von BOHNSACK (2000, S.10) beschrieben werden: „In diesem gegenüber der hypothesenprüfenden Methodologie

verändertem Verhältnis zur Forschungspraxis dokumentiert sich ein grundlegend anderes Verhältnis zur Alltagspraxis im allgemeinen, welches nicht nur die Praxis der Forscher, sondern auch die der Erforschten tangiert: Theorie- und Typenbildung vollzieht sich auf der Grundlage einer Rekonstruktion der Alltagspraxis der Erforschten bzw. auf der Grundlage einer Rekonstruktion des Erfahrungswissens, welches für diese Alltagspraxis konstitutiv ist“.

Die Institutionen kamen ihrerseits schon jetzt zu der Überzeugung, dass das Internet als zusätzliches Angebot aus der bestehenden psycho-sozialen „Angebotslandschaft“ nicht mehr wegzudenken ist, zumal es als Informationsspektrum bereits auch von Einrichtungen genutzt wird, die bislang keine Beratung im Medium anbieten. Dennoch wäre es nach dieser zeitlich sehr früh angesetzten Untersuchung sozialer Arbeit im Internet voreilig, eine grundlegende perspektivische Einschätzung für die interaktive Internetpraxis im sozialen Bereich abzugeben, da bis jetzt noch keine tradierten Umgangsweisen vorliegen. Hinweise darauf, dass sich in den nächsten Jahren interessante Entwicklungen rund um das Medium Internet und dessen Nutzung in der sozialen Arbeit ergeben dürften, lassen sich bereits auf Grundlage dieser Untersuchung ableiten. Eine Beurteilung aber, wohin genau diese Entwicklung führen könnte, lässt sich nicht eindeutig sagen. Geht man perspektivisch davon aus, dass sich, wie unter Punkt 8.4 ausgeführt, das Angebotsspektrum im Internet ausweitet auf die Nutzung von Messenger-Programmen, mittels derer in ‚Echtzeit‘ sprachlich und mit dem Einsatz von Videoübertragungen Gespräche mit vorher definierten Personen und/oder Gruppen online geführt werden können, dann könnte sich aber durchaus eine Angleichung computervermittelter Kommunikation an kommunikative Face-to-face-Kontakte vollziehen. Dies jedoch zu verifizieren setzt Längsschnittstudien voraus, die etwa in einem Turnus von 2 Jahren möglicherweise die Institutionen befragen, die an dieser Untersuchung aktiv mitgewirkt haben. Insofern bleibt zu wünschen, dass das Internet mit seinen diesbezüglichen Angeboten und seinen daraus resultierenden Nutzungs- und Wirkungsweisen in wissenschaftlicher Auseinandersetzung weiter und zunehmend Berücksichtigung findet, zumal zu erwarten ist, dass sich das Feld der Anbieter und potentiellen Nutzer des Internets ausweiten wird.

## **Literaturliste:**

- Améry, J.**, *Hand an sich legen*, Stuttgart 1976
- Anderson, J.**, *The psychology of development and adjustment*. New York 1949
- Alauneh, I.**, *Aphorismen und Zitate über den Tod und den Arzt*, Frankfurt a. M. 1992
- Alvarez, A.** (1985), *Der grausame Gott*, Frankfurt a. M.
- Aristoteles**, (1956), *Nikomachische Ethik*. Übertragen und erläutert von Gohlke, P., Paderborn
- Aurel, M.** (1950), *Selbstgespräche*, Frankfurt a. M.
- Baacke, D./Ferchhoff, W./Vollbrecht, R.** (1997), *Kinder und Jugendliche in medialen Welten und Netzen. Prozesse der Mediensozialisation*. In: Fritz, J./Fehr, W. (Hrsg.) Handbuch Medien. Computerspiele
- Baacke, D./Ferchhoff, W./Vollbrecht, R.** (1999), *Trendforschung, Alltagswelten und Jugendkulturen*, Opladen
- Baader, I.** (1955), *Bedeutsame psychische und soziale Ursachen des Selbstmordes bei Kindern und Jugendlichen*, In: Monatsschrift für Kinderheilkunde, Bd. 103, Heft 2,
- Baechler, J.** (1981); *Tod durch eigene Hand*, Frankfurt/Berlin/Wien
- Baier, L.** (Artikel vom 23.01.1999), *Échec und Dignität*, Frankfurter Rundschau
- Bandura, A.** (1977), *Self-efficacy; Toward a unifying theory of behavioral change*. Psychological Review, 2, 191-215. (Kap.6, 16,42),
- Bandura, A.** (1979), *Sozial-kognitive Lerntheorie*, Stuttgart
- Bandura, A.** (1986), *Social foundation of thought and action: A social cognitive theory*. Engelwood Cliffs, New York
- Baraclough, B.M.** (1992), *The Bible Suicides*. Acta Psychiatr. Scand. 86, 64-69,
- Bataille, G.** (1994), *Die Erotik*, München
- Becker, H.S.** (1981), *Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens*, Frankfurt/M.
- Bernsdorf, W. (Hrsg.)** (1972), *Wörterbuch der Soziologie Bd. 2*, Frankfurt a. M.
- Biener, K.** (1990), *Selbstmorde bei Kindern und Jugendlichen*, Zürich
- Blackstone**; 15. Ausgabe von Kommentaren: *Commentaries on the Laws of England*
- Bleuel, N.** (3/1998), *Renaissance der Briefkultur durch E-Mail*. Artikel in: Spiegel special
- Blos, P.** (1978), *Adoleszenz*, Stuttgart
- Böhnisch, L., Winter, R.** (1994), *Männliche Sozialisation*, Weinheim/München
- Borries, v. B.** (1980), *Problemorientierter Geschichtsunterricht. Schulbuchkritik und Schulbuchrevision*, Stuttgart
- Braungart, R.G.** (1980), *Youth movements*. In: Adelson, J., Handbook of adolescent psychology, New York

- Bohnsack, R.** (2000), *Rekonstruktive Sozialforschung*, Opladen
- Bronisch, T.** (1996), *Der Suizid*, München
- Bruhn, J.G.** (1962), *Broken Home among Attempted Suicides and Psychiatric Outpatients*, In: j.Mental Science 108/1962
- Bruhn, J.G.** (1969), in: Stengel, E.: *Selbstmord und Selbstmordversuch*, Frankfurt/M.
- Burger, H.** (1988), *Tractatus Logico-Suicidalis*, Frankfurt a. M.
- Camus, A.** (1960), *Der Mythos von Sisyphos*, Hamburg
- Cavan, RS** (1928), *Suicide*, New York
- Cioran, E.M.** (1979), *Vom Nachteil, geboren zu sein*, Farnkfurt/Main
- Codex Juris Canonici (1917)**, *Codex Juris Canonici Pii X Pontificis Maximi iussu digestus*, Benedicti Papae XV auctoritate promulgatus, Romae, Typis Poliglottis Vaticanis, MCMXVII
- Codex Juris Canonici v. 1983 (1994)**, Textausgabe: *Codex Juris Canonici, auctoritate Ioannis Pauli PP promulgatis. Codex des kanonischen Rechts*. Lateinisch-deutsche Ausgabe, Hrsg. Bischofskonferenzen der deutschsprachigen Länder, Kevelaer Verlag und Civitas Vaticana. 4.Aufl.
- Colla, H.** (1981), *Suizid und suizidales Verhalten bei Schülern*, Typoscript, Lüneburg
- Coulton, G. G.** (1959), *Inquisition and Liberty*. Boston
- Czinczoll, R.** (1984), *Solidaritätspflichten bei der Selbsttötung*, Diss., Bonn
- Delhees, K.H.** (1994), *Soziale Kommunikation. Psychologische Grundlagen für das Miteinander in der modernen Gesellschaft*. Opladen
- Der Spiegel** (2000); Wolf, M., *Asche im Netz*, Artikel aus Spiegel Nr.9/28.2.
- Dickhaupt, H:H.** (1995), *Selbstmord bei Kindern und Jugendlichen*, Weinheim
- Die Bibel** (1980), Aschaffenburg
- Döring, N.** (1994), *Einsam am Computer? Sozialpsychologische Aspekte der Usenet Community*. URL: <ftp://ftp.uni-stuttgart.de/pub/doc/networks/misc/einsamkei-und-usenet.html>
- Döring, N.** (1996), *Soziale Netze und Computernetze*,
- Döring, N.**, *Führen Computernetze in die Vereinsamung*. Gruppendynamik, 27 (3), 289-307. URL: <http://www.fernuni-hagen.de/SOZPSYCH/GD/door1.htm>
- Döring, N.** (1997), *Kommunikation im Internet: Neun theoretische Ansätze*. In: Bernad, B. (Hrsg.), *Internet für Psychologen*, Göttingen
- Dörner, K./Plog, U.** (1994), *Irren ist menschlich*, Bonn
- Douglas, J.D.** (1967), *The Social Meaning of Suicide*, Princeton/N.J.
- Dreitzel, P.** (1968), *Das gesellschaftliche Leiden und das Leiden an der Gesellschaft*, Stuttgart
- Drömann, S.** (1983); *Todesphantasien und –vorstellungen bei jugendlichen Suizidanten*. In: Jochmus, I., Förster, E. (Hrsg.), *Suizid bei Kindern und Jugendlichen*. Stuttgart

- Durkheim, E.** (1973), *Der Selbstmord*, Neuwied
- Durkheim, E.** (1981), *Die elementaren Formen des religiösen Lebens* (1912), Frankfurt a. M.
- Eissler, K.R.** (1980), *Todestrieb, Ambivalenz, Narzißmus*. München
- Ellenberger, H.** (1953), *Der Selbstmord im Licht der Ethno-Psychiatrie*. Monatszeitschrift Psychiat. Neurologie 125: 347-361,
- Erikson, E.** (1971); *Das Problem der Ich-Identität*. In: Identität und Lebenszyklus, Frankfurt a.M.
- Erikson, E.** (1988), *Jugend und Krise. Die Psychodynamik im sozialen Wandel*, Stuttgart (Original erschienen 1966)
- Esquirol, J.E.D.** (1981), *Allgemeine und spezielle Pathologie und Therapie der Seelenstörungen*, nach Masaryk, Th. G.: Der Selbstmord als soziale Massenerscheinung der modernen Zivilisation, Wien
- Faßler, M.** (1997), *Was ist Kommunikation?* München
- Feiner, J., Vischer, L (Hrsg.)**, (1973), *Neues Glaubensbuch*, Freiburg i. Breisgau
- Fend, H.**, (1991); *Identitätsentwicklung in der Adoleszenz. Lebensentwürfe, Selbstfindung und Weltaneignung in beruflichen, familiären und politisch-weltanschaulichen Bereichen*. (Band II), Bern
- Feuerlein, W.** (1971), *Selbstmordversuch oder parasuicidale Handlung?* In: Nervenarzt 42,
- Fink, S.** (1992), *Selbstbestimmung und Selbsttötung*, Diss., Köln/Berlin/Bonn/München
- Freud, S.** (1940), *Zur Einleitung der Selbstmorddiskussion. Schlußwort der Selbstmorddiskussion* (1910), Gesammelte Werke VIII, London
- Freud, S.** (1940), *Zur Einführung des Narzißmus* (1914), Gesammelte Werke X, London
- Freud, S.** (1940), *Trauer und Melancholie* (1916), Gesammelte Werke X, London
- Freud, S.** (1940), *Jenseits des Lustprinzips* (1920), Gesammelte Werke XIII, London
- Freud, S.** (1940), *Das Ich und das Es* ((1923), Gesammelte Werke XIII, London
- Freud, S.** (1963), *Abriß der Psychoanalyse. Das Unbehagen in der Kultur*. (1938), Frankf. a.M. und Hamburg
- Frey, H.P.; Hausser, K.**, (1987); *Identität: Entwicklungen psychologischer und soziologischer Forschung*. Stuttgart
- Früh, W.** (2001); *Inhaltsanalyse: Theorie und Praxis*, Konstanz
- Fusé, T.** (1980), *Suicide and culture in Japan: A study of Seppuku as an institutionalized form of suicide*. Soc. Psychiatry 15
- Gappmayer, A.** (1986), *Visualisierung aktueller Suizid-gedanken und vorstellungen bei Adoleszenten*, Diss. 1895 Uni Lüneburg
- Gaupp, R.** (1905), *Über den Selbstmord*, München
- Gesell, A./Ilg, F.** (1946), *The Child From Five to Ten*, New York
- Gibbs, J.P./Martin, W.T.** (1964), *The Status Integration and Suicide. Sociological Study*, Oregon

- Girgensohn-Marchand, B.** (1996), *Der Mythos Watzlawick und die Folgen*, Weinheim
- Goethe, J. W. v.** (1957), *Die Leiden des jungen Werthers*, Wiesbaden
- Goffman, E.** (1969), *Wir alle spielen Theater*. München
- Goldmann-Posch, U.** (1990), *Wenn Mütter trauern. Erinnerungen an das tote Kind*. München
- Grohol, J.M.** (1998),; *The Future of Online Directories*, <http://psychcentral.com>
- Gruen, A.** (1992), *Der Verrat am Selbst*, München 7. Aufl.
- Gruppo Editoriale Fabbri Bompiani Sonzogno Etas**(1992), *Enzyklopädie der Philosophie*, Augsburg
- Habermas, J.** (1973); *Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus*, Frankfurt a. M.
- Haenel, T.** (1989), *Suizidhandlungen. Neue Aspekte der Suizidologie*. Berlin
- Haffter, C./Waage, G./Zumpe, L.** (1966), *Selbstmordversuche bei Kindern und Jugendlichen*, In: Psychol. Praxis Heft 39, Basel/New York
- Hahn, A./Jerusalem, M.** (2001), *Internetsucht: Jugendliche gefangen im Netz* (1997), In: Raithel, J. (Hrsg.), *Risikoverhaltensweisen Jugendlicher. Erklärungen, Formen und Prävention*. Opladen
- Hegel, G.W.F.** (1989), *Grundlagen der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse*. In: Werke in 20 Bänden. Frankfurt/M.
- Heinrich, M.** (1976), *Die Urteile des BAG zum Suizidversuch und Alkoholismus aus psychiatrischer Sicht*. Nervenarzt 47,
- Henseler, H.** (1973), *Suizid als Rettung des Selbstwertgefühls. Psychodynamischer Deutungsversuch auf der Grundlage der Narzißmus-Theorie*. Leitartikel in: Ärztliche Praxis, Jahrgang Nr.22 vom 17.März
- Henseler, H.** (1974/1984), *Narzißtische Krisen. Die Psychodynamik des Selbstmords*. Opladen
- Henseler, H.** (1980), *Die Psychodynamik des suizidalen Erlebens und Verhaltens*, In: Der Nervenarzt 51. Jg., Heft 3
- Higgins, E.T.** (1987), *Self-discrepancy; A theory relating self and affects*. Psychological Review, 94
- Hille, B. et al.** (1984), *Die Situation von Frauenhäusern und hilfesuchenden Frauen*, Hrsg. Niedersächsischer Sozialminister, Hannover
- Hillman, J.** (1980), *Selbstmord und seelische Wandlung*, Zürich
- Hömmen, C.** (1994), *Mal sehen, ob ihr mich vermisst*, Reinbek bei Hamburg
- Holderegger, A.** (1979), *Suizid und Suizidgefährdung*, Freiburg
- Holderegger, A.**, *Der Suizid – Humanwissenschaftliche Ergebnisse, ethische Problematik und pastoraltheologische Konsequenzen*, Diakonic 1:5-20
- Hume, D.** (1984), *Essays on suicide and the immortality of soul* (1783). *Über Selbstmord*. In: Die Naturgeschichte der Religion. Hrsg.von Urgimendahl, L.; Hamburg
- Hurrelmann, K, Rosewitz, B., Wolf, H. K.** (1985), *Lebensphase Jugend*. Weinheim/München

- Hurrelmann, K./Ulrich, D. (Hrsg.),** (1991), *Neues Handbuch der Sozialforschung*, Weinheim/Basel
- Hurrelmann, K.** (1993), *Einführung in die Sozialisationstheorie*, Weinheim/Basel
- Ishi K.** (1994), *Regularien im Internet. Über Strukturen eines Computervermittelten Kommunikationsmediums*. URL: <http://ig.cs.tu-berlin.de/DA/IR/index.html>
- Jacobs, J.** (1974), *Selbstmord bei Jugendlichen*, München
- Jäckel, K.** (1998), *Furcht vor dem Leben. Wenn Jugendliche den Tod als einzigen Ausweg sehen*. Augsburg
- James, W.** (1950), *The principle of psychology*. New York (Original erschienen 1890)
- Jasper, K.** (1932), *Philosophie Bd. 2*, Berlin
- JIM-Studie 2001,** (2002), Feierabend, S./Klingler, W.; *Medien- und Themeninteressen Jugendlicher*. Artikel mit Ergebnissen der JIM-Studie 2001 zum Medienumgang Zwölf- bis 19jähriger in: Media Perspektiven 1/2002
- Kant, I.** (1968), *Die Metaphysik der Sitten*, Akademie-Textausgabe. Band VI, Berlin
- Kieper, M.** (1980), *Lebenswelten 'verwahrloster' Mädchen*, München
- Kiesler, S. & Siegel, J. & McGuire, T.** (1984), *Social Psychological Aspects of Computer-Mediated Communication*, In: American Psychologist. 10/1984. Vol.39.
- King, Storm A.** (1996), *The Impersonal Nature of Interpersonal Cyberspace Relationships*. URL: <http://www.concentric.net/~Astorm/impers.html>
- Kjaer, T.** (1995), *Wie startet man ins Internet*, Übers. Maardt, M., KnowWare Nr.2,
- Klemann, M.** (1981), *Tod und Töten in Familien mit Selbstmord*, Crisis-Int. Z. f. Suicidol. 2
- Kobler, A.L., Stotland, E.** (1964); *The End of Hope*, New York
- Koch, C., König, L.** (1995), *Internet intern - sind bestimmte NetznutzerInnen extravertierter?* URL: <http://pc.0435.psychologie.uni-marburg.de/lars>
- Kohut, H.** (1973), *Narzißmus. Eine Theorie der psychoanalytischen Behandlung narzißtischer Persönlichkeitsstörungen*. Frankfurt a.M.
- Kollock, P., Smith, M.** (1994), *Managing the Virtual Commons. Cooperation and Conflict in Computer Communities*. URL: <http://www.rrz.uni-koeln.de/themen/cmc/text/kollo94a.txt>
- Krause, W.; Mitzscherlich, B.** (1995), *Identitätsdiffusion als kulturelle Anpassungsleistung*. Psychologie in Erziehung und Unterricht, 42, 65-72
- Kraut, R. et al.** (1998), *Reduces Social Involvement and Psychological Well-Being?* In: American Psychologist. 9
- Kreiler, K.** (1978), *Politik 80*, Berlin
- Kreppner, K.** (1980), *Sozialisation in der Familie*. In: Hurrelmann, K. & Ulrich, D. (Hrsg.) *Handbuch der Sozialisationsforschung*. Weinheim



- Küchenhoff, G.** (1973), *Gemeinsame Anmerkung zu Nr. 25 und 26, §1 Lohn-FG*, Arbeitswelt Praxis 53
- Lamnek, S.** (1988), *Qualitative Sozialforschung Band I-III*, München
- Landauer, K.** (1991), *Die Ich-Organisation in der Pubertät*. In: Theorie der Affekte und andere Schriften zur Ich-Organisation (Hrsg. V.H.J.Rothe), Frankfurt a.M.
- Lauer, R.H.** (1973), *Perspectives on social change*, Boston
- Lecky, W.** (1870/71), *Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Großen*, Bd.1 und Bd.2, Leipzig
- Lenzen, V.** (1987), *Selbsttötung. Ein philosophisch-theologischer Diskurs mit einer Fallstudie über Cesare Pavese*, Düsseldorf
- Lewin, K.** (1963), *Feldtheorien in den Sozialwissenschaften*, Bern, Stuttgart
- Lewinsky-Aurbach, B.** (1980), *Suizidale Jugendliche*, Stuttgart
- Linden, K.-J.** (1969), *Der Suizidversuch*, Stuttgart
- Ling, L.** (1996), *Organisational Communication. Factors Affecting Managerial Choice of Communication Media*. URL: <http://www.rrz.uni-koeln.de/themen/cmc/text/kollo94a.txt>
- Löwnau, H.** (1970), *Suizidale Tendenzen bei neurotischen Kindern und Jugendlichen*, Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 19
- Loughlin, T.** (1993), *Virtual Relationships: The Solitary World of CMC*. URL: <http://www.rrz.uni-koeln.de/themen/cmc/text/loughlin93.txt>
- Lungershausen, E.** (1968), *Selbstmorde und Selbstmordversuche bei Studenten*, Heidelberg
- Lungershausen, E., Vliegen, J.** (1969), *Der Selbstmord als ein Problem der Philosophie und Theologie. Versuch einer geschichtlichen Darstellung*. Confin Psychiat 12
- Mantovani, G.** (1994), *Was der Computer mit uns macht*, Mainz
- Marcia, J.E.** (1966), *Development and validation of ego identity status*. Journal of Personality and Social Psychology, 3, 551-558. (Kap. 6)
- Marcia, J.E.** (1980), *Identity in adolescence*. In: Adelson, J. (Ed.), Handbook of adolescent psychology, 159-187, New York
- Maris, R. M.** (1981), *Pathways to Suicide: A Survey of Self-Destructive Behavior*. Baltimore: John Hopkins University Press
- Masaryk, Ch.** (1881), *Der Selbstmord als soziale Massenerscheinung*, Wien
- Mead, G.H.** (1973), *Geist, Identität, Gesellschaft*, Frankfurt/Main
- Menninger, K.** (1974), *Selbstzerstörung*, Frankfurt a. M.
- Merton, R. K.** (1968), *Social Theory und Social Structure*, New York
- Mettler-Meibom, B.** (1990), *Wie kommt es zur Zerstörung zwischenmenschlicher Kommunikation?* In: Rammert, W. (Hrsg.), Computerwelten-Alltagswelten. Wie verändert der Computer die soziale Wirklichkeit., Opladen
- Mitscherlich, A., Mitscherlich, M.** (1977), *Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens*. München

- Montesquieu, C.** (1964), *Lettres persanes (1721), Persische Briefe*. Übers. v. Strodttmann, A., Frankfurt a. M.
- Montesquieu, C.** (1951), *Vom Geist der Gesetze (1748)*, Hrsg. Forsthoff, E. Band I, Buch XIV, Tübingen
- Morselli, H.** (1881), *Der Selbstmord*, Leipzig
- Motto, J. A.** (1985), *Treatment Concerns in Preventing Youth Suicide*. In: Peck, M.L.; Farberow, N.L. u. Litman, R.E. (Hrsg.) *Youth Suicide*. New York
- Musch, J.** (1997), *Die Geschichte des Netzes: ein historischer Abriß*. In: Bernad, B. (Hrsg.), *Internet für Psychologen*. Göttingen
- Müller, H.** (1975), *Suizid bei Kindern und Jugendl.*, Dtsch. Krankenpflgez. 28
- Nissen, G.** (1977), *Psychopathologie des Kindesalters*, Darmstadt
- Oerter, R./Dreher, E.**, *Jugendalter*: In: Oerter/Montada (Hrsg., (1998)), *Entwicklungspsychologie*, Weinheim
- Oerter/Montada (Hrsg. (1998))**, *Entwicklungspsychologie*, Weinheim
- Opaschowski, H.W.** (1999), *Generation@*, Hamburg
- Orbach, I.** (1997), *Kinder die nicht mehr leben wollen*, Göttingen
- Otto, U.** (1964), *Suicidal attemps in adolescence and childhood*. *Acta paedopsychiatrica* 31
- Otto, U.** (1983), *Suizidversuche bei Kindern und Jugendlichen*, In: Jochmus, I./Förster, E. (Hrsg.) *Suizid bei Kindern und Jugendlichen*, Stuttgart
- Parks, M.R., Floyd, K.** (1996), *Making Friends in Cyperspace* URL: <http://www.usc.edu/dept/annenberg/vol1/issue4/parks.html>
- Pearce, W. Barnett & Cronen, Vernon, E.** (1980), *Communication, Action and Meaning. The Creation of Social Reality*. New York: Praeger
- Phillips, D.P.**, (1974) *The influence of suggestion on suicide: substantive and theoretical implications of the Werther effect*. *Am. Soc. Rewiew* 39
- Pohlmeier, H.** (1978), *Selbstmord und Selbstmordverhütung*, München, Wien, Baltimore
- Reid, E.** (1991), *Communication and Community on Internet Relay Chat. Online in Internet*. URL: <http://www.ee.mu.oz.au/papers/emr/electropolis.html>
- Reiner, A./Kulessa, C.** (1981), *Ich sehe keinen Ausweg mehr*. München/Mainz
- Remschmidt, H.** (1983), *Suizidversuche im Kindes- und Jugendalter*, In: Jochmus, I./Förster, E. (Hrsg.): *Suizid bei Kindern und Jugendlichen*, Stuttgart
- Ringel, E.** (1953), *Der Selbstmord. Abschluß einer krankhaften Entwicklung*. Wien/Düsseldorf
- Ringel, E. et al.** (1955), *Untersuchungen über kindliche Selbstmordversuche*. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 4,
- Ringel, E.** (1976), *Der Selbstmord, Appell an den anderen*. München
- Ringel, E.**, (1984) *Die österreichische Seele*, Wien
- Ringel, E. (Hrsg.)**, (1987), *Selbstmordverhütung*, Frankf. a. M.
- Rosen, G.** (1971), *History in the study of suicide*. *Psychol. Med.* 1
- Rosenthal, P.A., Rosenthal, S.** (1984), *Suicidal Behaviors by Preschool Children*. *American Journal of Psychiatry* 141/4

- Rost, H.** (1927), *Bibliographie des Selbstmordes*, Augsburg
- Rousseau, J.J.** (1988), *Julie ou la nouvelle Héloïse (1761), Julie oder Die neue Héloïse*, Hrsg. V. Gellius, G., München
- Ryan, R.M.** (1993), *Agency and organization: Intrinsic motivation, autonomy, and the self psychological development*. In: Dienstbier, R.A. (Ed.), Nebraska Symposium on motivation, 1-56, Lincoln: University of Nebraska
- Sartre, J. P.** (1993), *Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie*. Hamburg
- Schadewaldt, H.** (1977), *Historische Betrachtungen zum Alterssuizid*. In: Aktuelle Gerontologie 7
- Schirnding v., A.** (1995), *Es ist mir ganz unmöglich, länger zu leben. Krankheit oder Freiheit zum Tode - Der Suizid zwischen Wissenschaft und Unverfügbarkeit*. In: Süddeutsche Zeitung vom 10.06.1995
- Schmidtke, A., Häfner, H.** (1986), *Die Vermittlung von Selbstmordmotivation und Selbstmordhandlung durch fiktive Modelle. Die Folgen der Fernsehserie „Tod eines Schülers“*. In: Nervenarzt 57
- Scholl, W., Pelz, J.** (1997), *Computervermittelte Kommunikation in der deutschen Wissenschaft*. 1996 In: Batinic, B. (Hrsg.) Internet für Psychologen. Hogrefe-Verlag, Göttingen
- Schopenhauer, A.** (1852), *Über den Selbstmord*. In: Parerga und Paralipomena, Kap.XIII, § 158. Hendel, Halle/Saale
- Schütz, J.** (1994), *Ihr habt mein Weinen nicht gehört*, Frankfurt am Main
- Schulz v. Thun, F.** (1977), *Psychologische Vorgänge in der zwischenmenschlichen Kommunikation*, in Fittkau et al. (Hrsg.): Kommunikation lernen (und umlernen), Braunschweig
- Schwab, G.**, *Sagen des klassischen Altertums*, Wiesbaden
- Schwarz, J.**; (1999) *Theoretische und praktische Aspekte des Einsatzes des Mediums Internet in der offenen Jugendarbeit*. Diplomarbeit: Evangelische Fachhochschule Freiburg
- Seligman, M.E.** (1979), *Erlernte Hilflosigkeit*, München
- Shafi, M. et al** (1984); *Psychological Restructuring of Completed Suicide in Childhood and Adolescence*. In: Sudak, H.S.; Ford, A.B., Rushforth, N.B. (Hrsg.), Suicide in the Young. Littleton, Mass.
- Sheidman, E.** (1982), *Voices of Death*. New York
- Shell Jugendstudie**(2002), *Jugend 2002, 14. Shell Jugendstudie*; Konzeption und Koordination: Hurrelmann, K., Albert, M. in Arbeitsgemeinschaft mit Infratest Sozialforschung. Frankfurt a. M.
- Simon, F., Schmidt, G.** (1984), *Die Machtlosigkeit zirkulären Denkens*. Familiendynamik 9
- Steinmetz, S.** (1984), *Suicide among primitive people*. Am Anthropol 7
- Stengel, E.** (1969), *Selbstmord und Selbstmordversuch*, Frankfurt/Main
- Stengel, E./Cook, N.** (1958), *Attempted Suicide*. London

- Stengel, E./Cook, N.** (1961), *Contrasting suicide rates in industrial communities*. In: Journal ment. Sci. 107
- Sperling, E.**, (1980) *Suizid und Familie*, Gruppenpsychoth. und Gruppendynamik 16
- Spinoza**(1925), *Opera posthuma (1677)*, Opera, Hrsg. von Gebhardt, C., Band 1-5 Winter, Heidelberg
- Stierlin, H.** (1978), *Delegation und Familie*, Frankfurt a.M.
- Stober, B.** (1978), *Familien von suizidalen Kindern und Jugendlichen*, In: Familiendynamik 3.Jg., Heft 4
- Sonneck, G. (Hrsg.)**, (1997), *Krisenintervention und Suizidverhütung*, Wien
- Suler, J.** (1996), *Cyberspace as Psychological Space*. URL: <http://www1.rider.edu/~suler/psycyber/psychspace.html>
- Suzuki, D.T.** (1958); *Zen und die Kultur Japans*, Hamburg
- Swietek, C.** (1990), *Wenn Frauen nicht mehr leben wollen*, Reinbek bei Hamburg
- Taprogge, R.** (1996), *Internet-Nutzung durch Studierende geistes- und sozialwissenschaftlicher Studiengänge in Deutschland*. URL: <http://www.uni-muenster.de/Publistik/MAG3/ifp/taprogg.html>
- Teicher, J.D., Jacobs, J.** (1966); *Adolescents who attempt suicide*. In: Am. Journal Psychiat. 122
- Tews, H.P.** (1979), *Soziologie des Alterns*, Heidelberg
- Thomas von Aquin**(1953): *Summa Theologica II-II*. Hrsg. Von der Albertus-Magnus Akademie. Deutsche Ausgabe. Band 18 (II-II), Heidelberg
- Tishler, C.L.** (1980), *Intentional Self-Destructive Behavior in Children Under Age Ten*. Clinical Pediatrics 19/7
- Toynbee, A.** (1998); *Menschheit und Mutter Erde. Die Geschichte der Zivilisationen*. Berlin
- Turkle, S.** (1998), *Leben im Netz, Identität in Zeiten des Internet*, Reinbek
- Waage, G.** (1966), *Selbstmordversuche bei Kindern und Jugendlichen*, In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 15. Jg., Heft 1
- Walther, J.B.** (1992), *Interpersonal Effects in Computer-Mediated Interaction: A Relational Perspective*. In: Communication Research Vol. 19
- Watzlawick, P., Beavin, J.H., Jackson, D.D.** (1982), *Menschliche Kommunikation*, Bern, Stuttgart, Wien
- Weber, K.** (1994), *Nimm dir doch das Leben*, Recklinghausen
- Weichbrodt, R.** (1937), *Der Selbstmord*. Basel
- Weizenbaum, J.** (1990), *Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft*. Frankfurt a. M.
- Wellhöfer, P.R.** (1981), *Selbstmord und Selbstmordversuch*, Stuttgart
- Welz, R.** (1979), *Selbstmordversuche in städtischen Lebensumwelten*. Weinheim
- Welz, R.** (1994); In Pohlmeier, H. *Selbstmordverhütung. Anmaßung oder Verpflichtung*. Bonn

- Westernmarck, E.**(1908), *Suicide. A chapter in comparative ethics*. Sociol Rev 1
- Wetzstein, T., Dahm, H., Steinmetz, L., Eckert, R.** (1995), *Datenreisende. Die Kultur der Computernetze*, Opladen
- Wieners, J.** (1995), *Handbuch der Telefonseelsorge*, Göttingen
- Winau, R., Rosemeier, H.P. (Hrsg.)**, (1984), *Tod und Sterben*, Berlin, New York
- Wisse, J.** (1933), *Selbstmord und Todesfurcht bei Naturvölkern*, Zutphen
- Wottawa, H.** (1984), *Strategien und Modelle in der Psychologie*, München
- Zilboorg, G.** (1936), *Suicide among civilized and primitive races*. Am J Psychiat. Neurolg. 125
- Zilboorg, G.** (1938), *The study of Suicide*. Medical Record, London
- Zumpe, , L.** (1959), *Selbstmordversuche von Kindern und Jugendlichen*, In: Zeitschrift f. Psychotherapie med. Psychl. 9.Jg.



**Seit wann besteht Ihr Beratungs- und Hilfsangebot ?**

seit.....Jahr/en

**Findet Ihre Institution im Internet unter den Suchbegriffen Suizid und Beratung namentliche Erwähnung?**

ja..... ☐

nein..... ☐

nicht bekannt..... ☐

**Wie viele Menschen nehmen nach Ihrer Einschätzung pro Jahr Kontakt mit Ihrer Institution auf ?**

ca. .... Menschen

**Wie viele Personen, die Kontakt mit Ihrer Institution aufnehmen, würden Sie - ausgehend von 100 % - als suizidal bzw. suizidgefährdet ansehen ?**

ca. .... %

**Wie schätzen Sie - ausgehend von 100% - das Verhältnis der Geschlechter für Ihr suizidal bzw. suizidgefährdetes Klientel ein ?**

weibliche Klienten ca. .... %

männliche Klienten ca. .... %

**Mit welcher Häufigkeit nehmen folgende Altersgruppen Kontakt mit ihrer Institution auf ?**

<b>Altersgruppe</b>	<b>nie</b>	<b>selten</b>	<b>gelegentlich</b>	<b>oft</b>	<b>sehr oft</b>
<b>bis zum 11.Lebensjahr</b>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
<b>12. bis 18. Lebensjahr</b>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
<b>frühes Erwachsenenalter (bis 30 Jahre)</b>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
<b>mittleres Alter (bis 60 Jahre)</b>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
<b>Reifes Erwachsenenalter (ab 61 Jahre)</b>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

**Wie viele der Adoleszenten (in der Altersspanne von 10 bis 25 Jahren), die Kontakt mit Ihrer Institution aufnehmen, würden Sie - ausgehend von 100 % - als suizidal bzw. suizidgefährdet einschätzen ?**

ca. ....%

**Mit welchen krisenbedingenden Ursachen nehmen suizidgefährdete/suizidale Adoleszente Kontakt mit Ihrer Institution auf ?**  
(Mehrfachnennungen möglich)

Partner-Beziehungsprobleme..... ☐

Probleme mit Suchtmitteln..... ☐

Schulden..... ☐

Krankheit/Behinderung..... ☐

Arbeitslosigkeit und ihre Folgen..... ☐

Schwere psychosoziale Probleme/Erfahrungen wie  
Gefängnisaufenthalt, Prostitution..... ☐

Verlust durch Trennungserfahrungen..... ☐

Psychosomatische Beschwerden..... ☐

Krankheit/Tod nahestehender Personen..... ☐

Schwierigkeiten in Schule/Ausbildung/Beruf..... ☐

Psychische Erkrankungen..... ☐

Reifungskrisen..... ☐

Suizidgedanken/Suizidabsichten..... ☐

Generationskonflikte..... ☐

Gewalt-/Missbrauchserlebnisse..... ☐



Isolation..... ☐

Innerfamiliäre Streitereien und Unstimmigkeiten..... ☐

Ungewollte Schwangerschaft..... ☐

Liebeskummer..... ☐

Sinn und Perspektivlosigkeit..... ☐

Weitere Ursachen: ..... ☐

.....

.....

.....

.....

### Wie häufig sind in Ihrer Arbeit folgende Aktivitäten ?

Aktivität	sehr häufig	häufig	manchmal	selten	nie
persönliche Kommunikation	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Information	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Diskussion	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Hilfe/Beratung	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
therapeutische Einzelarbeit	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Gruppenarbeit	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
akute Krisenintervention	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Angehörigenarbeit	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Telefonkontakte/beratung	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

**Bitte kreuzen Sie die Gründe an, die Sie bewogen haben, nicht aktiv ins Internet zu treten ? (Mehrfachnennungen möglich)**

Bislang wurde keine Notwendigkeit gesehen, ins Netz zu gehen. .... ☐

Die dafür nötigen finanziellen Mittel fehlten. .... ☐

Personelle Kapazitäten sind nicht vorhanden. .... ☐

Es fehlen die Konzepte zur Erstellung einer Internetseite. .... ☐

Der zeitliche Aufwand ist zu hoch. .... ☐

Es fehlt der nötige Internetanschluss/Serviceprovider. .... ☐

Internet macht keinen Sinn in der Beratungsarbeit. .... ☐

Bislang bestand kein Interesse..... ☐

Der Kostenfaktor erschien zu hoch. .... ☐

Internet ist nicht als Kommunikationsforum in der Krisenarbeit geeignet. ... ☐

Darüber wurde noch gar nicht nachgedacht. .... ☐

Das kommt für unsere Arbeit nicht in Frage. .... ☐

Damit ist ein zu großer Arbeitsaufwand verbunden. .... ☐

Es bestehen Unsicherheiten im Umgang mit dem Medium Internet. .... ☐

Es besteht die Angst, den direkten Kontakt zum Klientel zu verlieren. .... ☐

Es besteht die Sorge vor einem Arbeitsplatzabbau. .... ☐

Sonstige Gründe: ..... ☐

.....

.....

**Worin würden Sie, bezogen auf Ihre Arbeit mit  
suizidgefährdeten/suizidalen Menschen, die Grenzen des Mediums Internet  
sehen ? (Mehrfachnennungen möglich)**

Emotional kann man im Internet die Menschen nicht auffangen. .... ☐

Es ist unbefriedigend für den Berater, wenn er sein Gegenüber nicht sieht.... ☐

Für die Arbeit wichtige Empathie entfällt beim nicht direkten  
kommunikativen Kontakt im Netz. .... ☐

Kommunikation im Internet reduziert diese auf reine Kognitivität. .... ☐

Die Emotionalität findet im Internet zu wenig Raum. .... ☐

Anonymität ist in der therapeutischen Beratungstätigkeit problematisch. .... ☐

Aktive Krisenintervention kann nicht geleistet werden. .... ☐

Für die therapeutische Arbeit im Internet fehlt uns die Ausbildung. .... ☐

Die Bezahlung unserer Arbeit ist im Netz schlecht zu gewährleisten. .... ☐

Die Ernsthaftigkeit der Kommunikation im Netz ist anzuzweifeln. .... ☐

Der für die Arbeit wichtige Beziehungsaspekt findet im Internet keine  
ausreichende Berücksichtigung. .... ☐

Im Internet unterliegt der interaktive Prozess der (therapeutischen)  
Beratung/Unterstützung einer Versachlichung. .... ☐

Internet stellt derzeit noch einen hohen Kostenfaktor dar. .... ☐

Im Internet gibt es unseriöse Anbieter. .... ☐

Sonstige Grenzen: .... ☐

.....

**Wenn Sie heute die Möglichkeit hätten oder die Notwendigkeit sähen, als Institution ins Internet zu gehen, worin bestünde Ihrer Meinung nach die Chance dieses Mediums ? (Mehrfachnennungen möglich)**

Klienten fällt es leichter, sich anonym zu öffnen. .... ☐

Akute, im Internet artikuliert Krisensituationen können sofort und ohne lange Terminabsprachen bearbeitet werden. .... ☐

Die zu überwindende Hemmschwelle der Kontaktaufnahme ist geringer. .... ☐

Kommunikation kann ohne Einfluss äußerer sozialer Hinweisreize ablaufen. .... ☐

Läuft die Kommunikation über E-Mail, hat der Berater mehr Zeit ein Feedback sorgfältiger abzugeben, als dies in einer kommunikativen Face-to-face-Situation möglich ist. .... ☐

Sympathie und Antipathie zwischen Klient und Berater/Therapeut fallen im Internet nicht ins Gewicht. .... ☐

Dem Berater/Therapeuten könnte die Arbeit im Netz leichter fallen. .... ☐

Der Umgang mit dem Internet entspricht dem Zeitgeist, der aufgegriffen werden sollte. .... ☐

Übers das Netz ließen sich leichter Querverbindungen zu anderen Institutionen herstellen. .... ☐

Das Internet erweitert mit seinen kommunikativen Möglichkeiten die Handlungsspielräume der therapeutischen Arbeit. .... ☐

Informationen könnten daran Interessierte schneller erreichen. .... ☐

Lösungsstrategien ließen sich im Netz darstellen. .... ☐

Im Netz veranschaulichte Hinweise auf Selbsthilfegruppen könnten Klienten leichter zugänglich gemacht werden. .... ☐

Klienten könnten übers Netz in Erfahrung bringen, was die Institution

konzeptionell anzubieten hat. .... ☐

Suizidale Appelle, die schwarz auf weiß im Netz ausgedrückt werden,  
ermöglichen eher ein prophylaktisches „Entgegenwirken“. .... ☐

Das Internet könnte zum Kommunikationsmedium der Zukunft werden und  
sollte zukunftssträchtig genutzt werden. .... ☐

Das Internet würde die Öffnung und Präsentation der Institution nach  
außen begünstigen. .... ☐

Ein institutionelles Angebot im Internet könnte zum Fortbestand der  
Einrichtung beitragen. .... ☐

Weitere Chancen: .... ☐

.....  
.....

**Findet eine der folgenden Suizidtheorien in Ihrer Arbeit mit  
suizidgefährdeten/suizidalen Adoleszenten Berücksichtigung ?  
(Mehrfachnennungen möglich)**

Freuds Triebtheorien..... ☐

Integrations- und Anomie-Theorie von Durkheim..... ☐

Lerntheoretische Erklärungsansätze der Suizidgenese..... ☐

Theorien, die den Suizid als extreme Form abweichenden  
Verhaltens sehen..... ☐

Appell- und Gottesfunktion von Stengel..... ☐

Suizidgeschehen als Hilferuf..... ☐

Theorie vom Todestrieb nach Menninger..... ☐

- „Erlernte Hilflosigkeit“ gemäß Seligman u.a. .... ☐
- Das präsuizidale Syndrom gemäß Ringel..... ☐
- Endogene oder psychogene Depressionsproblematik..... ☐
- Die parasuizidale Pause nach Linden und Feuerlein..... ☐
- Frustrations- und Aggressionsproblematik..... ☐
- Henselers Narzissmustheorie..... ☐
- Das Phänomen des Folgesuizides (Werther-Effekt)..... ☐
- Psychopathologische Erklärungsansätze..... ☐
- Individualzentrierte Erklärungsansätze..... ☐
- Adoleszente Entwicklungskrisen, die Ablösung vom Elternhaus, die  
Identitätsbildung und die Sexualität betreffend..... ☐
- Gestörte Familienverhältnisse..... ☐

**Beschreiben Sie bitte abschließend kurz Ihr Konzept, nach dem Sie bei  
suizidalen bzw. suizidgefährdeten Klienten vorgehen?**

.....

.....

.....

**Es liegt kein bestimmtes Konzept in der Arbeit mit suizidalem bzw.  
suizidgefährdetem Klientel zugrunde. ....** ☐

**Herzlichen Dank für Ihre Mitarbeit !**

**Seit wann besteht Ihr Beratungs- und Hilfsangebot?**

seit.....Jahr/en

**Seit wann sind Sie als Institution im Internet vertreten?**

seit.....Jahr/en

**Erläutern Sie bitte, wie es dazu kam, dass Ihre Institution im Internet unter den Suchbegriffen Suizid und Beratung bei den Suchmaschinen angemeldet ist?**

.....

.....

.....

.....

.....

.....

.....

**Wie viele Menschen nehmen nach Ihrer Einschätzung pro Jahr Kontakt mit Ihrer Institution auf ?**

ca. ....Menschen

**Wie viele Personen, die Kontakt mit Ihrer Institution aufnehmen, würden Sie - ausgehend von 100 % - als suizidal bzw. suizidgefährdet ansehen ?**

ca. ....%

**Wie schätzen Sie - ausgehend von 100% - das Verhältnis der Geschlechter für Ihr suizidal bzw. suizidgefährdetes Klientel ein ?**

weibliche Klienten: ca. .... %

männliche Klienten: ca. .... %

**Mit welcher Häufigkeit nehmen folgende Altersgruppen Kontakt mit ihrer Institution auf ?**

<b>Altersgruppe</b>	<b>nie</b>	<b>selten</b>	<b>gelegentlich</b>	<b>oft</b>	<b>sehr oft</b>
<b>bis zum 11.Lebensjahr</b>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
<b>12. bis 18. Lebensjahr</b>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
<b>frühes Erwachsenenalter (bis 30 Jahre)</b>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
<b>mittleres Alter (bis 60 Jahre)</b>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
<b>Reifes Erwachsenenalter (ab 61 Jahre)</b>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

**Wie viele der Adoleszenten (in der Altersspanne von 10 bis 25 Jahren), die Kontakt mit Ihrer Institution aufnehmen, würden Sie - ausgehend von 100 % - als suizidal bzw. suizidgefährdet einschätzen ?**

ca. ....%

**Mit welchen krisenbedingenden Ursachen nehmen suizidgefährdete/suizidale Adoleszente Kontakt mit Ihrer Institution auf ? (Mehrfachnennungen möglich)**

Partner-Beziehungsprobleme ..... ☐

Probleme mit Suchtmitteln ..... ☐



- Krankheit/Behinderung ..... ☐
- Arbeitslosigkeit und ihre Folgen..... ☐
- Schwere psychosoziale Probleme/Erfahrungen wie Gefängnisaufenthalt,  
Prostitution..... ☐
- Verlust durch Trennungserfahrungen..... ☐
- Schulden..... ☐
- Psychosomatische Beschwerden..... ☐
- Krankheit/Tod nahestehender Personen..... ☐
- Schwierigkeiten in Schule/Ausbildung/Beruf..... ☐
- Psychische Erkrankungen..... ☐
- Reifungskrisen..... ☐
- Suizidgedanken/Suizidabsichten..... ☐
- Generationskonflikte..... ☐
- Gewalt-/Missbrauchserlebnisse..... ☐
- Isolation..... ☐
- Innerfamiliäre Streitereien und Unstimmigkeiten..... ☐
- Ungewollte Schwangerschaft..... ☐
- Liebeskummer..... ☐
- Sinn- und Perspektivlosigkeit..... ☐
- Weitere Ursachen: ..... ☐
- .....
- .....
- .....

**Wie hoch ist - ausgehend von 100 % - nach Ihrer Einschätzung die Anzahl derer, die über das Internet an Ihre Institution geraten sind ?**

ca. .... %

**Wie viele Personen, die über das Internet an Ihre Institution geraten sind gehörten - ausgehend von 100 % - der Altersgruppe der Adoleszenten (12-25 Jahre) an ?**

ca. .... %

**Wie häufig sind in Ihrer Arbeit folgende Aktivitäten ?**

<b>Aktivität</b>	<b>sehr häufig</b>	<b>häufig</b>	<b>manchmal</b>	<b>selten</b>	<b>nie</b>
persönliche Kommunikation	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Information	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Diskussion	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Hilfe/Beratung	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
therapeutische Einzelarbeit	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Gruppenarbeit	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
akute Krisenintervention	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Angehörigenarbeit	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Telefonkontakte/beratung	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

**Hat sich durch die Tatsache, dass Ihre Institution aktiv ins Internet getreten ist, die Häufigkeit der Kontaktaufnahme für die folgenden Altersgruppen ausdrücklich verändert ?**

<b>Altersgruppe</b>	<b>ja</b>	<b>nein</b>
bis zum 11.Lebensjahr	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
12. bis 18. Lebensjahr	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
frühes Erwachsenenalter (bis 30 Jahre)	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
mittleres Alter (bis 60 Jahre)	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
reifes Erwachsenenalter (ab 61 Jahre)	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

**Wurden in Ihrer Institution einige der folgenden Gründe diskutiert, nicht aktiv ins Internet zu treten a) bevor Sie ins Internet gingen, b) während der Projektphase und c) in der laufenden Arbeit? (Mehrfachnennungen möglich)**

a) vorher - b) Projektphase - c) lfd. Arbeit

Zweifel an der Notwendigkeit, ins Netz zu gehen. ....	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Kommunikation im Internet beschränkt diese auf reine Kognitivität. ....	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Fehlende personelle Kapazitäten. ....	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mangel an Ideen und Konzepten zur Erstellung einer Internetseite. ....	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Der zeitliche Aufwand für dieses Projekt erschien zu hoch. ....	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Es fehlte ein Internetanschluss/ein adäquater Serviceprovider. ....	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Emotional kann man im Internet die Menschen schlechter auffangen. ....	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Es erschien unbefriedigend für die Berater, ein Gegenüber nicht sehen zu können. ....	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Die, für die Arbeit wichtige Empathie entfällt beim nicht direkten kommunikativen Kontakt. ....	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Internet ist nicht als Kommunikationsforum in der Krisenarbeit geeignet. ....	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Der Kostenfaktor erschien zu hoch. ....	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Sorge vor einem Zuwachs an Arbeitsaufwand. ....	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Angst, den direkten Kontakt zum Klientel zu verlieren. ....	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Sorge vor möglichem Arbeitsplatzabbau. ....	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Die Emotionalität findet im Internet zu wenig Raum. ....	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Aktive Krisenintervention kann im Internet schlechter geleistet werden. ....	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Für die therapeutische Arbeit im Internet fehlte die Ausbildung/Schulung. ....	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Die Frage der Bezahlung der therapeutischen Arbeit im Netz stellte sich. ....	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Anonymität ist in der therapeutischen Beratungstätigkeit problematisch. ....	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Die Ernsthaftigkeit der Kommunikation im Netz wurde angezweifelt. ....	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Der für die Arbeit wichtige Beziehungsaspekt findet im Internet keine hinreichende Berücksichtigung. ....	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Im Internet unterliegt der interaktive Prozess der (therapeutischen) Beratung/Unterstützung einer Versachlichung. ....	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Internet stellt einen hohen Kostenfaktor dar. ....	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Im Internet gibt es unseriöse Anbieter. ....	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Es mangelte an den dafür nötigen

finanziellen Mittel. .... ☐ ☐ ☐

Es bestand intern in Ihrer Institution

kein Interesse. .... ☐ ☐ ☐

Der damit verbundene Arbeitsaufwand

erschien zu hoch. .... ☐ ☐ ☐

Es bestanden Unsicherheiten im Umgang

mit dem Medium Internet. .... ☐ ☐ ☐

Es bestand die Angst, den direkten Kontakt

zum Klientel zu verlieren. .... ☐ ☐ ☐

Sonstige Gründe (bitte Zeitpunkt  
ankreuzen und unter Punktzuordnung s.u.  
schriftlich kurz ausführen): .... **1** **2** **3**

zu 1: .....

.....

zu 2: .....

.....

zu 3: .....

.....

**Welche der folgenden Aspekte begünstigte Ihren Schritt, aktiv ins Internet zu treten, und welche Aspekte bestätigten sich bzw. bestätigten sich nicht. (Mehrfachnennungen möglich)**

begünstigender Aspekt - bestätigt - nicht bestätigt

Klienten fällt es leichter,

sich anonym zu öffnen. .... ☐ ☐ ☐

Akute, im Internet artikuliert,  
Krisensituationen können sofort  
und ohne lange Terminabsprachen

bearbeitet werden. .... ☐ ☐ ☐

Die zu überwindende Hemmschwelle  
der Kontaktaufnahme ist geringer. .... ☐

☐ ☐

Kommunikation kann ohne Einfluss  
äußerer sozialer Hinweisreize ablaufen. .... ☐

☐ ☐

Sympathie und Antipathie zwischen  
Klient und Berater/Therapeut

fallen im Internet nicht ins Gewicht. .... ☐ ☐ ☐

Dem Berater/Therapeuten könnte  
die Arbeit im Netz leichter fallen. .... ☐

☐ ☐

Läuft die Kommunikation über E-Mail,  
hat der Berater mehr Zeit ein Feedback  
sorgfältiger abzugeben, als dies in  
einer kommunikativen Face-to-face-

Situation möglich ist. .... ☐ ☐ ☐

Der Umgang mit dem Internet  
entspricht dem Zeitgeist, der  
aufgegriffen werden sollte. .... ☐

☐ ☐

Übers das Netz ließen sich leichter Querverbindungen  
zu anderen Institutionen herstellen. .... ☐

☐ ☐

Das Internet erweitert mit seinen  
kommunikativen Möglichkeiten die  
Handlungsspielräume der

therapeutischen Arbeit. .... ☐ ☐ ☐

Informationen könnten daran

Interessierte schneller erreichen. .... ☐ ☐ ☐

Lösungsstrategien ließen sich  
im Netz darstellen. .... ☐ ☐ ☐

Im Netz veranschaulichte Hinweise  
auf Selbsthilfegruppen könnten Klienten  
leichter zugänglich gemacht werden. .... ☐ ☐ ☐

Klienten könnten übers Netz in  
Erfahrung bringen, was die Institution  
konzeptionell anzubieten hat. .... ☐ ☐ ☐

Suizidale Appelle, die schwarz  
auf weiß im Netz ausgedrückt  
werden, ermöglichen eher ein  
prophylaktisches „Entgegenwirken“. .... ☐ ☐ ☐

Das Internet könnte zum Kommunikations-  
medium der Zukunft werden und sollte  
zukunftsträchtig genutzt werden. .... ☐ ☐ ☐

Das Internet würde die Öffnung und  
Präsentation der Institution nach außen  
begünstigen. .... ☐ ☐ ☐

Ein institutionelles Angebot im Internet  
könnte zum Fortbestand der  
Einrichtung beitragen. .... ☐ ☐ ☐

Weitere, noch nicht genannte Aspekte:

1.).....  
..... ☐ ☐ ☐

2.).....  
..... ☐ ☐ ☐

3.).....

..... ☐ ☐ ☐

4.).....

..... ☐ ☐ ☐

**Worin würden Sie, bezogen auf Ihre Arbeit, die Grenzen des Mediums Internet sehen ? (Mehrfachnennungen möglich)**

Emotional kann man im Internet die Menschen weniger auffangen. .... ☐

Es ist unbefriedigend für den Berater, wenn er sein Gegenüber nicht sieht.... ☐

Für die Arbeit wichtige Empathie entfällt beim nicht direkten kommunikativen Kontakt im Netz. .... ☐

Kommunikation im Internet reduziert diese auf reine Kognitivität. .... ☐

Die Emotionalität findet im Internet zu wenig Raum. .... ☐

Anonymität ist in der therapeutischen Beratungstätigkeit problematisch. .... ☐

Aktive Krisenintervention kann schlechter geleistet werden. .... ☐

Für die therapeutische Arbeit im Internet fehlt uns die Ausbildung. .... ☐

Die laufenden Kosten für die Pflege der Internetseiten sind hoch. .... ☐

Die Bezahlung unserer Arbeit ist im Netz schlecht zu gewährleisten. .... ☐

Die Ernsthaftigkeit der Kommunikation im Netz ist anzuzweifeln. .... ☐



Der für die Arbeit wichtige Beziehungsaspekt findet im Internet weniger Berücksichtigung. .... ☐

Im Internet unterliegt der interaktive Prozess der (therapeutischen) Beratung/Unterstützung einer Versachlichung. .... ☐

Internet stellt derzeit noch einen hohen Kostenfaktor dar. .... ☐

Im Internet gibt es unseriöse Anbieter. .... ☐

Sonstige Grenzen: .... ☐

.....  
.....  
.....

**Findet eine der folgenden Suizidtheorien in Ihrer Arbeit mit suizidgefährdeten/suizidalen Adoleszenten Berücksichtigung ?**  
(Mehrfachnennungen möglich)

Freuds Triebtheorien..... ☐

Integrations- und Anomie-Theorie von Durkheim..... ☐

Lerntheoretische Erklärungsansätze der Suizidgenese..... ☐

Theorien, die den Suizid als extreme Form abweichenden Verhaltens sehen..... ☐

Appell- und Gottesfunktion von Stengel..... ☐

Suizidgeschehen als Hilferuf..... ☐

Theorie vom Todestrieb nach Menninger..... ☐

- „Erlernte Hilflosigkeit“ gemäß Seligman u.a. .... ☐
- Das präsuizidale Syndrom gemäß Ringel..... ☐
- Endogene oder psychogene Depressionsproblematik..... ☐
- Die parasuizidale Pause nach Linden und Feuerlein..... ☐
- Frustrations- und Aggressionsproblematik..... ☐
- Henselers Narzissmustheorie..... ☐
- Das Phänomen des Folgesuizides (Werther-Effekt)..... ☐
- Psychopathologische Erklärungsansätze..... ☐
- Individualzentrierte Erklärungsansätze..... ☐
- Adoleszente Entwicklungskrisen, die Ablösung vom Elternhaus, die  
Identitätsbildung und die Sexualität betreffend..... ☐
- Gestörte Familienverhältnisse..... ☐

**Würden Sie bitte abschließend kurz Ihr Konzept beschreiben, dass in Ihrer Arbeit mit suizidalen bzw. suizidgefährdeten Klienten/Adoleszenten im Internet Anwendung findet.**

.....

.....

.....

.....

.....  
.....

**Es liegt kein bestimmtes Konzept für die Arbeit mit suizidalem bzw. suizidgefährdetem Klientel/Adoleszenten im Internet zugrunde. .... ☐**

**Herzlichen Dank für Ihre Mitarbeit !**



Universität Hamburg

Fachbereich Erziehungswissenschaft  
Institut 1  
Allgemeine Erziehungswissenschaft

Hamburg, im November 2000  
Fax: +49 (0)40 6 03 97 01  
e-mail: vera.mall@t-online.de

**Guten Tag,**

im Rahmen meiner Dissertation an der Universität Hamburg und der TU-Berlin bei Herrn Prof. Dr. Aufenanger und Herrn Prof. Dr. Kappeler führe ich zum Thema „Das Internet als Kommunikationsforum für suizidgefährdete Adoleszente“ eine explorative Studie durch.

Da ich annehme, dass auch Sie als Institution an meiner Fragestellung Interesse haben, bitte ich Sie um die aktive Mithilfe bei der Beantwortung eines meiner Fragebögen und sage Ihnen zu, Sie über die Ergebnisse in Kenntnis zu setzen, sobald meine Dissertation abgeschlossen sein wird.

Wenn Sie bereits **aktiv im Internet** als Institution vertreten sind,

bitte ich Sie um das Ausfüllen des **weißen Fragebogens**.

Sofern Sie bisher **nicht aktiv im Internet** sind,

bitte ich Sie um das Ausfüllen des **roten Fragebogens**.

Durch Ihre Mitarbeit an dieser Studie leisten Sie einen wichtigen Beitrag, Einblicke in die kommunikativen Chancen und Grenzen des Internets im Hinblick auf ein suizidales/suizidgefährdetes Klientel zu gewinnen.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre persönliche Unterstützung, ohne die ich meine Dissertation nicht beenden könnte und ohne die diese wissenschaftliche Untersuchung nicht möglich wäre, und bitte Sie um die Rücksendung des **einen** ausgefüllten Fragebogens bis zum **30.11.00** in beigelegtem frankierten Rückumschlag. Für ein Feedback legen Sie bitte dieses Anschreiben bei.

Mit freundlichen Grüßen

Vera Mall



Universität Hamburg

Fachbereich Erziehungswissenschaft  
Institut 1  
Allgemeine Erziehungswissenschaft

Hamburg, im September 2001  
Fax: +49 (0)40 6 03 97 01  
e-mail: vera.mall@t-online.de

**Sehr geehrte/er,**

im Rahmen meiner Dissertation an der Universität Hamburg und der TU-Berlin bei Herrn Prof. Dr. Aufenanger und Herrn Prof. Dr. Kappeler zum Thema „Das Internet als Kommunikationsforum für suizidgefährdete Adoleszente“ habe ich vor einem  $\frac{3}{4}$  Jahr auch Sie angeschrieben. Für Ihre Mithilfe an meiner explorativen Studie möchte ich mich schon einmal herzlich bei Ihnen bedanken. Die Auswertung aller eingegangenen Daten zeigte die Notwendigkeit auf, jene Institutionen, die bereits aktiv Beratungs- und Hilfsdienste über Internet anbieten bzw. praktizieren, erneut und gezielter zu befragen.

Da auch Sie zu diesen Einrichtungen zählen, bitte ich Sie um die Einräumung der Möglichkeit, mit Ihnen in einem protokolliertem, telefonischen Interview von ca. 15 Minuten Dauer noch einige für meine Untersuchung offen stehende Fragen und Gesichtspunkte klären zu dürfen.

Im Laufe der Woche vom 17.09.-21.09.2001 würde ich deshalb gerne mit Ihnen vorab telefonischen Kontakt aufnehmen, um einen Interviewtermin festlegen zu können.

Meine Dissertation wird voraussichtlich Ende 2001 abgeschlossen sein und ich werde Sie, wie bereits zugesagt, gerne über die Ergebnisse in Kenntnis setzen. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre persönliche Unterstützung, ohne die diese wissenschaftliche Untersuchung nicht möglich wäre und ohne die ich meine Dissertation nicht beenden könnte.

**Mit freundlichen Grüßen**

Vera Mall

## Anlage 5 Transkription des explorativen Interviews geführt mit Institution A

1. exploratives Interview geführt am 27.09.2001 mit Frau A1 von der Institution A  
(Telefonseelsorge im Internet) Gesprächsdauer ca. 21 Minuten

1. V.: Frau A1, wollen wir gleich beginnen, ist es Ihnen recht?
2. A1.: Ja, ja
3. V.: Ich glaube, ich habe Ihnen schon gesagt, ähm, worum es mir ging, ich weiß
4. auch, dass Sie den Fragebogen, dass Sie da viel Mühe mit dem Fragebogen
5. hatten und sich auch unglaublich viel Mühe bei der Beantwortung gegeben
6. haben.
7. A1.: Ich habe viel kommentiert.
8. V.: Ich weiß, ich weiß und ich hab das sehr aufmerksam studiert und ja habe vieles
8. verstanden, ähm was von meinem Forschungsansatz keine Berücksichtigung
9. gefunden hat, weil ähm es mir ja darum ging zu vergleichen, wie gehen die
10. unterschiedlichen Institutionstypen, die die im Internet sind und die die nicht
11. aktiv sind mit diesem ähm Medium Internet um, wie setzen sie sich damit
12. auseinander. Nun zählen Sie zu den Institutionen, die Telefonseelsorge im
13. allgemeinen, die sich dem Internet zugewandt haben und ähm ja, ich wollte Sie
14. bitten noch mal kurz zu sagen warum, was waren die Beweggründe ähm , wie
15. kam es zustande, und ähm ja.
16. A1.: Also, ich denke das Telefonseelsorge, dadurch dass äh bereits von Anfang an
17. Seelsorge und Beratung über ein Medium, nämlich das Telefon gegangen ist
18. V.: L
19. ja, ähem
20. A1.: äh und nur in ganz seltenen Fällen es zu Face-to-face-Kontakten kam,
21. V.: L
22. ja
23. A1.: äh dass da zunächst einfach schon mal eine Nähe da war, äh in medialer
24. Seelsorge und Beratung weiter zu gehen, äh, dann war es schlichtweg so,
25. dass von der Technik her natürlich das Telefon und das Internet auch
26. zusammenhängen
27. V.: L
28. ehem, ja
29. A1.: ja, und das äh die Überlegung eben auch war, das äh inzwischen ja ein recht
30. hoher Anteil der Bevölkerung das Internet nutzt und ähm äh das also dadurch
31. dann auch äh es möglich ist Menschen mit dem Angebot der TS zu erreichen,
32. V.: L
33. ehem
34. A1.: die vielleicht vorher nicht in dem Maße erreichbar waren. Also zu Beginn der
35. Arbeit ähm ja, im Jahre 1995, war es ja so, dass der Anteil der Männer, die das
36. Internet genutzt haben, noch sehr hoch war
37. V.: L
38. ja
39. A1.: der Frauenanteil entsprechend geringer und das man sich auch äh überlegt hat,
40. vielleicht ist des ne Möglichkeit, dieses Angebot auch Männern nahe bringen
41. zu können und vor allen Dingen auch jüngeren Menschen.
42. V.: L
43. ja
44. A1.: Äh, des mit dem Alter hat sich voll und ganz (@(. )@ bewahrheitet, äh mit der

45. Geschlechterverteilung, da hat sich inzwischen ä zwar das Verhältnis geändert,  
46. inzwischen sind es etwas mehr Frauen als Männer, auch im Netz, aber äh, der  
47. Anteil der Männer ist nach wie vor wesentlich höher als am Telefon.  
48. V.: Als am Telefon, ja, Sie haben in dem Fragebogen auch ähm an verschiedenen  
49. Stellen immer wieder diese Zeitverschiebung, die sich äh durch den Mail  
50. Kontakt ergeben, angesprochen. Ich gehe davon aus, dass Sie auch die  
51. Erstberatung innerhalb von 24 Stunden machen, wie andere Telefonseelsorgen  
52. auch, ist das richtig?  
53. A1: Äh, die, also wir sagen auf der Homepage, eine erste inhaltliche Antwort  
54. innerhalb von 48 Stunden.  
55. V.: Innerhalb von 48 Stunden, ah ja.  
56. A1: L  
57. ja, ja  
58. A1: und allerdings ist es so, dass möglichst nah am Eingangszeitpunkt ne  
59. Eingangsbestätigung an die Mailer kommt, das heißt  
60. V.: L  
61. verstehe  
62. A1: sie bekommen ne Antwort, die Mail ist da äh und innerhalb dieses und dieses  
63. Zeitraumes können Sie mit ner Antwort rechnen, äh. Auf dieser  
64. Eingangsbestätigung steht, wenn wir den die 48 Stunden nicht einhalten  
65. können, was inzwischen immer wieder passiert, äh der Hinweis auch auf die  
66. Möglichkeit sich über das Telefon an die Telefonseelsorge zu wenden,  
67. V.: L  
68. ja, ja  
69. das heißt sozusagen einfach auch ein Netz anzubieten, wo ein Auffangen  
70. möglich ist.  
71. V.: Ja, ja und wie sind Ihre Erfahrungen damit? Gibt es ähm ein Feedback von  
72. den ähm Ratsuchenden, sag ich mal?  
73. A1: Ja, also es gibt ( ) Feedback als viele, ganz kurz zurückschreiben, „danke, dass  
74. Sie so schnell geantwortet haben, jetzt kann ich in Ruhe warten“, ja.  
75. V.: Prima, ja.  
76. A1: Und äh, das auch immer wieder kommt, „der Hinweis an äh aufs Telefon ist  
77. gut, aber äh mir fällt das Schreiben leichter, ich warte lieber“.  
78. V.: Ah ja, ja und äh ist das ein automatischer Prozess, den Sie da eingerichtet  
79. haben.  
80. A1: Ne, ne äh, also derzeit mach ich des noch von Hand, das heißt ich hab dann  
81. auch die Möglichkeit in die vorgefertigte, also es gibt schon äh äh nen  
82. Textbaustein, aber ich hab die Möglichkeit, den entsprechend zu variieren.  
83. V.: Also es gibt dann schon ein erstes auch persönliches Ansprechen.  
84. A1: Ja ja, also z.B. eben mit Namen,  
85. V.: L  
86. ja  
87. A1: soweit aus der Erstmail erkennbar.  
88. V.: Ja, ja welche Erfahrungen haben Sie noch gemacht mit dem Internet, vielleicht  
89. auch im Vergleich zur Beratung am Telefon?  
90. A1: Äh (3), wir haben gerade jetzt in diesem Jahr die Erfahrung gemacht, dass äh  
91. der Anteil der Mails, die das Thema Suizid zum Inhalt haben, äh wesentlich  
92. angestiegen isch. Also da lässt sich, ähm (2) wir hatten i=m ähm Jahresbericht  
93. des letzten Jahres äh einen Anteil von 6% dieses Themas Suizid  
94. V.: L  
95. ja

96. A1: am Themenaufkommen der Besagten insgesamt und äh es isch dieses Jahr  
97. angestiegen über 14% im Frühjahr, Moment ich muss da mal gucken  
98. V.: L  
99. ein erheblicher Anstieg.  
100. A1: Ja 13% waren es im März, im April 17%, im Juni und August waren es 20%  
101. zum Teil 21%, also äh des is ein enormer Anteil und ich denke, es hängt auch  
102. damit zusammen, dass z.B. äh bei der Spiegel-Geschichte die Telefonseelsorge  
103. genannt wurde und das auch in den äh Foren immer wieder auf die  
104. Telefonseelsorge hingewiesen wird oder auch in den Newsgroups und in in  
105. einigen Mails kommt es dann auch, die haben mich zu Euch @(. )@ sozusagen  
106. geschickt  
107. V.: L  
108. ah ja  
109. A1: und jetzt bin ich da.  
110. V.: Das heißt, Sie ähm sehen oder können auch aus den Mails ablesen, dass  
111. die Vernetzung, äh gerade mit entsprechenden Links offensichtlich sehr gut  
112. funktioniert.  
113. A1: Ja, und eben auch die Freiheit lässt äh, des nun zu tun oder auch nicht zu tun.  
114. V.: Ja, ja natürlich, natürlich.  
115. A1: Und des, also ja ich denke, ja für uns von der Telefonseelsorge ist es natürlich  
116. auch äh eine wichtige Erfahrung äh, dass die Deutsche Gesellschaft für  
117. Suizidprävention äh, immer wieder auch bereit isch zu ner, zu ner engen  
118. Zusammenarbeit.  
119. V.: Ja, ja, ja. Gibt es bestimmte Schulungen, die Sie ihren, äh soweit ich weiß  
120. ehrenamtlichen Mitarbeitern äh gerade im Hinblick auf das Internet zuteil  
121. werden lassen, oder?  
122. A1: Ja, ja, also es gibt, äh, des is natürlich auch also, @(2)@ da sind wir äh  
123. inzwischen n` Stück weit aus dem Amateurstatus rausgekommen. Am Anfang  
124. war es so, dass äh der Dr. Frank van Well einfach aufgrund seines äh  
125. Psychologie Studiums und seiner Dissertation ähm, äh diese Arbeit initiiert hat  
126. und dann auch äh begleitet hat, die die die Maßstäbe auch gesetzt hat, es  
127. zunächst auch ne Sache äh ne Arbeit war, die von Hauptamtlichen getan  
128. wurde. Äh, je mehr Stellen hinzu kamen, desto ähm desto höher wurde auch  
129. der Anteil ehrenamtlicher Mitarbeiter. Dadurch hat sich die Arbeit auch noch  
130. mal äh ein Stück verändert, also bis hin zum Titel der Homepage, wir bieten  
131. keine psychologische Beratung mehr an, sondern es ist eben Telefonseelsorge  
132. im Internet, Begleitung, Beratung und Seelsorge.  
133. V.: L  
134. ja  
135. A1: Ja und (3) es ist so inzwischen, dass die Mitarbeitenden in den Stellen, die ja  
136. zunächst mal die Ausbildung für die Arbeit am Telefon hinter sich haben und  
137. mindestens 2 Jahre Erfahrung am Telefon mitbringen müssen, dass die dann  
138. noch mal eine spezielle Ausbildung für die Arbeit im Internet bekommen, des  
139. isch äh ein kleines Stück Technik, dann geht es einfach auch um, ja um  
140. kreatives Schreiben, auch um vertieftere Kenntnisse bei bei Einzelthemen, also  
141. z.B. haben wir dieses Jahr für die Internetmitarbeitenden das Thema Suizid in  
142. den Fortbildungen gehabt.  
143. V.: Ähem, ja und wo würden Sie als Einrichtung und vielleicht auch Sie persönlich  
144. die Perspektiven des Mediums Internet sehen.  
145. A1: Des is a schwierige Frage @(2)@, also ich- ja gut, das hat jetzt auch was mit  
146. Spekulation zu tun. Ich denke ähm, dass ähm zumindest für uns äh innerhalb



147. der Telefonseelsorge äh die Endgeräte immer näher zusammenwachsen  
 148. werden, d.h. wir werden vermutlich in 10 Jahren gar nicht mehr so genau  
 149. differenzieren können zwischen Telefon, Ted und E-Mail Beratung, sondern  
 150. werden einfach gucken, wer wendet sich wie an uns und dementsprechend  
 151. dann auch reagieren.  
 152. V.: Aber nach Ihrer derzeitigen Einschätzung sehen Sie nicht, dass das Internet die  
 153. Telefonseelsorge nach dem klassischen Konzept je jemals ablösen könnte.  
 154. A1: Also so würd' ich, ne ich würd also, ich würde keinen Gegensatz sozusagen  
 155. konstruieren. Zumindest für die, für einen absehbaren Zeitraum nicht. Und  
 156. zwar deswegen, weil vielen Menschen, die sich über das Telefon melden das  
 157. Internet noch gar nicht zur Verfügung steht. Deswegen denk ich, hat jedenfalls  
 158. beides seine Berechtigung und Notwendigkeit.  
 159. V.: Frau A1, ich bedanke mich ganz herzlich, das Sie so freundlich  
 160. waren mir da noch einmal weiterzuhelfen.

### Zeichenerklärung auf Grundlage der Richtlinien der Transkription nach Bohnsack (2000)

- (3) Anzahl der Sekunden, die eine Pause dauert, ab 4 Sekunden Pause erfolgt  
 die Notation in einer Extrazeile  
 L Beginn einer Überlappung bzw. direkter Anschluss beim Sprecherwechsel  
 @(.)@ kurzes Auflachen  
 ( ) unverständliche Äußerungen, die Länge der Klammer entspricht etwa der  
 Dauer der unverständlichen Äußerung  
 @(2)@ 2 Sekunden Lachen

## Anlage 6 Transkription des explorativen Interviews geführt mit der Institution B

2. exploratives Interview geführt am 20.09.2001 mit Herrn B2 von der Institution B  
(Telefonseelsorge) Gesprächsdauer ca. 15 Minuten

1. B2: Telefonseelsorge
2. V.: Ja, schön guten Tag Herr B2 //ja//, hier spricht Vera Mall. Wunderbar,
3. dass das so unproblematisch für mich klappt//mhm//.
4. B2: Ich mach das grade mal hier auf freisprechen und leg den Hörer auf //mhm//.
5. Falls das Gespräch weg ist, seien Sie doch so gut und rufen noch mal an.
6. V.: das mache ich glatt.
7. B2: Sind Sie noch da.
8. V.: Ich bin noch da.
9. B2: Wunderbar, hat also geklappt.
10. V.: Klasse.
11. B2: Okay, ich steck mir jetzt mal ne Pfeife an und Sie können mich was fragen.
12. V.: @Gut@, ähm ja Sie haben an meiner Studie teilgenommen und ähm sind eine
13. der wenigen Telefonseelsorgen, der wenigen nicht, dass sind ne ganze
14. Menge, die auch im Internet aktiv sind.
15. B2: Ja
16. V.: Das trifft zu und ich würde gerne von Ihnen noch mal äh präzisiert wissen,
17. warum, warum diese Hinwendung an dieses Medium.
18. B2: Ja ich denke wir sind äh einfach von der äh fachlichen –Gesprächs- äh
19. fachlichen Kompetenz her, äh sehr in der Nähe äh der Krisenberatung und
20. überhaupt im Beratungsgeschehen und da bietet es sich jetzt einfach an äh,
21. Seelsorge und äh Beratung auf diesen Personenkreis anzubieten //mhm//.
22. V.: Wen meinen Sie jetzt mit diesem Personenkreis?
23. B2: Mit diesem Personenkreis, also ich denke haben sich gemeldet Jüngere,
24. jüngerer Klientel vorwiegend auch äh Männer, ein Personenkreis, den wir eben
25. sonst mit unserem Standardangebot, sag ich mal Telefonseelsorge, nicht
26. erreichen.
27. V.: Ja, und ist der Anteil von Suizidgefährdeten über dieses neue Medium höher
28. als
29. B2: Kann man so im Moment noch nicht sagen.
30. V.: Gibt es noch keine Erfahrungswerte, ja. Und was sind sonst ihre Erfahrungen,
31. die Sie gemacht haben.
32. B2: In welcher Hinsicht?
33. V.: Ähm in Hinsicht auf die Frequentierung, ähm Sie haben schon eben
34. angedeutet, dass eher Männer über das Internet kommen, dass es eher jüngere
35. Menschen sind.
36. B2: Also unsere Erfahrungen sind, dass die Anrufer bzw. die Schreiber gerne öfter
37. schreiben möchten, als das der Fall ist. Wir machen das ja nur sozusagen ein
38. mal die Woche rufen wir den Briefkasten ab //ah ja//. Wussten Sie das nicht?
39. V.: Das wusste ich nicht, nein und das ist auch den äh Mailern bekannt.
40. B2: Das ist den Mailern bekannt. Der Erstanruf, aber das sollten Sie eigentlich
41. wissen, wenn Sie an dieser Studie arbeiten, haben Sie sich damit nicht
42. beschäftigt.
43. V.: Das sollte ich wissen, doch ich habe mich mit dem Internet beschäftigt, ich
44. habe auch einzelne, ich wusste es von ihrer Einrichtung nicht, ich habe auch
45. andere Einrichtungen wo es tatsächlich äh diese eingeräumte Sprechzeit gibt,

46. ich habe auch andere, wo es rund um die Uhr besetzt ist. Also es ist sehr  
 47. unterschiedlich.
48. B2: Und die Internetseelsorge ist rund um die Uhr besetzt?
49. V.: Es gibt Einrichtungen, nicht in Deutschland, aber in Österreich, die ähm das so  
 50. äh anbieten.
51. B2: Ja gut in Österreich, da kenn ich mich jetzt nicht so aus, aber von Deutschland  
 52. her weiß ich, in Deutschland ist das so organisiert, dass der Erstbrief an eine  
 53. zentrale Stelle nach Konstanz geht, das wissen Sie ja.
54. V.: Ja, das weiß ich //ja//.
55. B2: und von dort äh wird es auf die beteiligten, das sind 10 –15 Stellen //hm// von  
 56. den 106 Stellen, das sind ja relativ wenig //ja, ja// ja, an diese Stellen verteilt  
 57. und dann wird garantiert innerhalb von 24 Stunden wird dieser Erstkontakt  
 58. beantwortet //ja//, und wenn dieser Erstkontakt beantwortet ist, dann können  
 59. die sich ja sofort praktisch hinsetzen und sofort wieder schreiben //ja//, also am  
 60. gleichen Tag noch //ja ist klar// und da sagt man aber und das teilt man eben  
 61. am Anfang mit, wie das funktioniert, teilt man ihnen mit und sagt „meinen  
 62. nächsten Anruf können sie frühestens dann und dann //mhm, mhm, ja//  
 63. erhalten“.
64. V.: Die Telefonseelsorge ist nach meinem Kenntnisstand ja ähm im  
 65. überwiegenden Teil durch ehrenamtliche Mitarbeiter getragen. Hatten sie  
 66. Schwierigkeiten, für die Arbeit jetzt über das Internet oder mit dem Internet  
 67. jetzt Mitarbeiter zu finden?
68. B2: Äh, kann man auf `s Ganze gesehen nicht so sagen, im Moment haben wir  
 69. einen Engpass, aber es äh, wir äh, also das ist gemischt, grundsätzlich kann  
 70. man das nicht so sagen. Es gibt immer einige, die sich dafür interessieren //ja,  
 71. ja//, aber im Moment gibt es einen Engpass.
72. V.: Ja, und die Perspektiven, gibt es welche, die sie sehen und wenn ja, wo liegen  
 73. die nach ihrer Einschätzung in diesem neuem Medium. Gibt es Überlegungen,  
 74. sie sagten, dass es ähm ja Mailer gibt, die es sich wünschten sehr viel häufiger  
 75. Kontakt zu haben.
76. B2: Wir werden die Internet-Telefonseelsorge weiter ausbauen //ja//. Wir haben  
 77. jetzt einen eigenen Raum, wollen extra Computer dafür anschaffen und eine  
 78. eigene Mannschaft dafür anwerben und ausbilden //ah ja//, weil da doch ein  
 79. großer Bedarf ist. Man kommt also den den Anfragen gar nicht nach //ja,ja//.
80. V.: Ähm die Differenzierung, gibt es eine Differenzierung in der Ausbildung, also  
 81. einmal die Telefonseelsorge nach dem klassischen Muster und ähm Dinge, die  
 82. sie
83. B2: L
84. wir sind gerade dabei das zu entwickeln //ja//. Jetzt haben wir also  
 85. Mitarbeiter da dran, die nach dem klassischen ähm Telefonseelsorge Konzept  
 86. //mhm// ausgebildet wurden und sich eben alle 14 Tage in  
 87. Supervisionsarbeitsgruppe befinden wo man ja genau äh an dem Material der  
 88. Beratung arbeiten kann, weil das ja vorliegt //ja, ja//, die Gespräche werden ja  
 89. nicht mitgezeichnet, da kann man immer nur so berichten Klient oder Anrufer  
 90. //ja ist klar// hat das und das gesagt, aber bei den Mails, die drucken wir uns  
 91. aus //mhm// und arbeiten genau da dran. Wir können da auch sehr gut  
 92. Übertragung und Gegenübertragung //mhm, mhm// lösen und so weiter oder  
 93. erkennen und dran arbeiten.
94. V.: Ähm, könnte man sagen, dass das ein Vorteil auch dieser Arbeit ist.
95. B2: Also für die Supervisionsarbeit sehe ich das als Vorteil an //mhm//.

96. V.: Und für den Nutzer selber, also für den Hilfesuchenden selber, denken Sie das  
97. dann auch.
98. B2: Auch ja //ja//, weil er ja doch einen qualifizierteren Gesprächspartner hat.
99. V.: Und ein überlegteres Feedback im Zweifel.
100. B2: Genau //ja, ja//
101. V.: Und im Hinblick auf ethische Probleme, die da vielleicht auch ähm Einfluss  
102. auf diese Arbeit im Internet nehmen könnten, wie zum Beispiel Datenschutz,  
103. oder die Vertraulichkeit, Verbindlichkeit, hat es dazu Überlegungen in ihrer  
104. Einrichtung gegeben, die da Hinderungsgründe hätten darstellen können, im  
105. Internet aktiv zu sein, ich weiß jetzt.
106. B2: Das eigentlich nicht //nicht//, sondern wir bemühen uns um den  
107. höchstmöglichen Datenschutz //ja//, das ist ganz klar und sichern die äh Daten  
108. ab, also deswegen werden diese Arbeiten ja auch nicht von zuhause //mhm//  
109. aus gemacht, sondern von der Dienststelle und //ja//so, aber die die User selber  
110. wissen ja, dass das durch alle Rechner läuft, was sie da schreiben //mhm// und  
111. da haben wir eigentlich keine Probleme mit.
112. V.: Und nach welchem Schlüssel verteilt die Zentrale in Konstanz entsprechend.
113. B2: Je nachdem, die einzelne Stelle kann angeben, welche Kapazitäten sie frei hat  
114. //ah ja//, also wir nehmen zum Beispiel 2 pro Woche //verstehe, ja, ja//.
115. V.: Dann ist das auch in gewisser Weise limitiert.
116. B2: Also irgendwann denk ich müssen die Kapazitäten mal ausgeschöpft sein  
117. /ja,ja//.
118. V.: Was denken sie mit dem Ausbau und der Schulung jetzt von ähm Mitarbeitern  
119. für diese Arbeit im Netz. Äh, wann wird das greifen, was wird das umgesetzt  
120. werden können.
121. B2: Also ich denke frühestens im nächsten Jahr //frühestens im nächsten Jahr//.
122. V.: Und gibt es Auswertungen, die sie vornehmen ähm aus der Vergangenheit in  
123. dieser Arbeit, um da auch weiter Schulung vorantreiben zu können.
124. B2: Auswertungen, welcher Art?
125. V.: Wie die Frequentierung ist, welche Bedürfnisse ähm ins Netz gesetzt werden  
126. und wie man entsprechend darauf reagieren könnte, sollte.
127. B2: Das ist angestrebt //ja//, aber wir haben wie gesagt nur 2 Mitarbeiter, die das  
128. machen, deswegen nur 2 Gespräche pro Jahr und das ist ja eine relativ geringe  
129. Summe //ja, ja// in anderen Stellen arbeiten 5 oder 6 oder mehr Leute mit ähm,  
130. das wird es irgendwann sicherlich mal geben, genau so wie es eben die  
131. Statistik für die Telefonseelsorge ähm auch mal ne statistische Erfassung  
132. geben, aber das ist bei uns zumindest noch sehr in den Kinderschuhen.
133. V.: Gut, oder @auch nicht@, also das muss man sehen. Okay Herr Fritz //ja//, das  
134. wäre es von meiner Seite schon und ich bedanke mich ganz herzlich für ihre  
135. Mitarbeit //gute Arbeit//.

#### Zeichenerklärung auf Grundlage der Richtlinien der Transkription nach Bohnsack (2000)

L                    Beginn einer Überlappung bzw. direkter Anschluss beim Sprecherwechsel  
(?)                    stark steigende Intonation

//mhm,ja//        Hörersignal des Interviewers, wenn das „mhm“ oder „ja“ u.a. nicht  
überlappend ist

@auch nicht@       lachend gesprochenes Wort

## Anlage 7 Transkription des explorativen Interviews geführt mit der Institution C

3. exploratives Interview, geführt am 26.09.2001, mit Herrn C3 von der Institution C  
(Suizidprophylaxe und Krisenintervention) Gesprächsdauer ca. 25 Minuten

1. V.: Ich fange gleich mit dem Interview an, wenn es Ihnen recht ist.
2. C3: Ja.
3. V.: Sie hatten ja bei unserem letzten Gespräch schon gefragt, um welche 3
4. Kernfragen, oder um was es geht und ich hatt Ihnen die 3 Kernfragen genannt
5. und ich möchte auch gerne bei dem Warum anfangen. Den Arbeitskreis Leben
6. gibt es ja schon sehr viel länger, als Ihre Hinwendung an das Internet und mich
7. würde noch mal ja genauer interessieren, warum es zu dieser Hinwendung an
8. das Internet kam. Was waren die Beweggründe, welche Einflüsse gab es und
9. wie hat es sich schlussendlich vollzogen und mit welchem Ansatz vielleicht
10. auch.
11. C3: Also, der Kernpunkt war, dass wir sagten, es ist wichtig für alle
12. Personengruppen erreichbar zu sein. Alle Personengruppen, die z.B. sich mit
13. Suizidalität auseinandersetzen und da hatten wir den Eindruck, dass das
14. Internet ein Medium war und immer mehr wird, wo unter dem Schutz der
15. Anonymität eben des manchen Leuten leichter fällt Kontakt aufzunehmen. Das
16. ist eigentlich der Kernpunkt und der hat sich in gewisser Weise bestätigt, aber
17. jetzt drückt sich das bei uns nicht mengenmäßig aus,
18. V.: L
19. verstehe
20. C3: sondern in bescheidenem Umfang so, dass das zwar so ist, aber – ich mach
21. grad mal die Tür zu- ansonsten ist das jetzt nicht die Masse und wenn es die
22. Masse wäre, dann wären wir auch überfordert muss ich sagen, dann müssten
23. wir gucken, wo wir Geld herkriegten um neue Stellen zu schaffen, weil das was
24. auch in dem kleinen Umfang, den wir jetzt Internetberatung machen doch
25. merken, dass es doch also eine ganze Menge an Zeit kostet.
26. V.: Ja, und wie regeln Sie das, also, die Telefonseelsorge bietet innerhalb von 24
27. Stunden ein erstes Feedback an und dann innerhalb einer Woche weiteres. Wie
28. gestalten Sie das?
29. C3: Bei uns, wir machen es bis jetzt so, dass jemand der das annimmt dann relativ
30. schnell, d.h. an dem Tag noch, antwortet,
31. V.: L
32. ja
33. und des äh jetzt auch bei Folgeanfragen, also wenn dann wieder ne Antwort
34. kommt, dann eigentlich so schnell wie möglich, des heißt eigentlich noch an
35. dem Tag, wo es ankommt und des kann man natürlich nur machen, wenn es
36. wenige sind, also wenn es 20 wären, dann würd' es einfach nicht mehr gehen.
37. V.: Ja, und ähm, was sind ihre Erfahrungen. Treten Sie tatsächlich in einen äh, in
38. so etwas wie einen Beratungsprozess ein oder äh geben sie Informationen
39. weiter, wo sich dann, ja die Mailer dann hinwenden können.
40. C3: Ja, also es ist so, dass ä die erste Möglichkeit, dass wir also Hinweise machen,
41. das ist die häufigste, wir sagen da und da ist das und das, probieren Sie's dort,
42. es scheint für Sie das Richtige zu sein und es bleibt dann nicht bei uns. Das ist
43. eigentlich denke ich, so wird es auch weiterhin laufen, das ist, denke ich, eine
44. sehr sinnvolle Sache. Eine zweite sinnvolle Sache, die ich dabei anmerken
45. kann, ist das z.B. Klienten von uns, sich irgendwo anders äh im Internet

46. gemeldet haben und dann den Hinweis auf uns kriegen,  
47. V.: L  
48. ah ja, ja  
49. C3: weil wir regional hier ganz sinnvoll liegen für diese Personen ja und das klappt  
50. dann auch und es kommt zu einem Prozess und das ist dann auch gut so, aber  
51. dann von Mensch zu Mensch und nicht mehr über das Internet. Dann hat sich  
52. das rausgelöst.  
53. V.: Wie häufig ist da der äh Prozentsatz, was schätzen Sie.  
54. C3: Ganz wenig.  
55. V.: ganz gering nur.  
56. C3: ja also, unter 5% würde ich schätzen, wirklich gering und dann ist da der dritte  
57. Aspekt und das ist des, wo ich am meisten Bauchweh hab, diese äh konkreten  
58. E-Mail Hin- und Herschickerei, ich sag des jetzt mal auch ruhig so ein bisserl  
59. negativ, wo dann die Möglichkeit sich überhaupt nicht wirklich einzulassen  
60. immer wieder gegeben ist und des so ein Eiertanz wird //mhm,// und äh der  
61. Andere eigentlich nicht wirklich rüberbringt, was was er eigentlich will, was  
62. ihm fehlt, was er brauch und wir dann hier stehen und zwar immer wieder  
63. antworten, aber eigentlich den Eindruck haben, das es eigentlich nicht das ist,  
64. was den anderen weiterbringt, obwohl wir das natürlich nicht entscheiden  
65. können für den Anderen. Das ist ein schwieriger Punkt.  
66. V.: Ja, was würden Sie denken, was Sie über den Computer nicht vermitteln  
67. können und was Sie gerne vermitteln würden? Haben Sie da so konkrete  
68. Vorstellungen, was Sie im persönlichen Gespräch jetzt leichter ja rüberbringen  
69. könnten im Weitesten, als Ihnen das über das Mail möglich ist.  
70. C3: Also ich denk, das die Gesamtsituation des Menschen nicht einschätzbar, also  
71. nicht in dem Maße einschätzbar ist, //jaja// wie es von Mensch zu Mensch von  
72. Angesicht zu Angesicht //mhmjaja// möglich ist. Und das führt dann zu äh  
73. Schleifen zu, ja Redundanzen, die also uns die Zeit kosten und wir dann das  
74. Gefühl haben, es geht nicht weiter in die Richtung, wo es eigentlich gehen  
75. könnte, und dem Anderen bietet es die Möglichkeit, diese Schleifen endlos zu  
76. ziehen und so das Gefühl zu haben, irgendwas krieg ich schon und es scheint  
77. so, dass die Wenigen, die wir da haben, sich damit zufrieden geben. //mhm//  
78. Aber aus unserer Sicht ist es unbefriedigend.  
79. V.: Ja ja, haben Sie bei den ähm Anfragen äh jemals Zweifel gehabt, ob der  
80. Richtigkeit, ob der Authentizität der Anfragen?  
81. C3: Ja ja, also ich hab lange bei der Telefonseelsorge gearbeitet, ähnlich wie bei  
82. Daueranrufen, wo dann auch ähm irgendwas erzählt wird, was nicht unbedingt  
83. so stimmt. Mit der Zeit kriegt man das ja auch raus und so wirkt es da auch,  
84. aber das ist natürlich erst mal nur eine Vermutung, //mhmja// das lässt sich  
85. nicht verifizieren und des das ist so.  
86. V.: Und ähm mein Personenkreis, den ich da ja etwas näher untersuchen wollte  
87. und untersucht habe, das sind junge Leute, Adoleszente, sehen Sie oder haben  
88. Sie Erfahrungswerte, ob diese Personengruppe bis 25 Jahre, da stärker diese  
89. Möglichkeit in Anspruch nimmt, als Ältere oder das sogenannte mittlere  
90. Lebensalter.  
91. C3: MhmMhm, also das war ja auch ein Grund, warum wir das verstärkt  
92. angeboten haben, aus dem Aspekt, dass wir erleben, äh wir haben ja so Projekt  
93. Angebote für Jüngere auch eben ja mir sagen bis Ende 20, also nicht bis 25,  
94. also des ja von der Statistik her sinnvoll ist es bis 25 zu machen //ja//, und da  
95. hatten wir das Gefühl ähm und die Information, dass gerade Junge sich mehr  
96. dem Medium zuwenden und dann dem neuen Medium aufgeschlossener

97. gegenüberstehen //jaja//, als vielleicht andere Altersgruppen und dann eben  
98. auch mit ihren Problemen vielleicht anders landen können, //mhm// als des so  
99. äh unsere Wahrnehmung war indem Sinne, das äh Heranwachsende ja so einen  
100. Ablösungsprozess durchmachen, wo sie sich eben dann unter anderem auch  
101. von den Eltern ablösen, aber auch von Erwachsenen, die meinetwegen in  
102. Beratungsstellen sind ja oder von Therapeutinnen oder Therapeuten und  
103. dadurch so'n Autonomiebestreben haben, was vielleicht durch das Medium  
104. Internet zu stützen sein könnte //ja// und da ist aber (?) unser Eindruck, dass  
105. des nicht aufgegangen ist die Rechnung, das also gerade Junge sich eher nicht  
106. melden. Also gerade dann ab 30 vielleicht, die melden sich dann eher, aber  
107. nicht die die ganz Jungen unter denen wir eigentlich die Anmeldungen  
108. vermutet hatten und eben auch zum Beispiel nicht Männer, also junge Männer  
109. z.B. //mhmmhm//, die ja so ne ganz äh spezielle prekäre Altersgruppe ist ja,  
110. V.: L  
111. Ja, ja  
112. C3: was Suizidalität anbelangt, auch die melden sich eben nicht mit dem Medium.  
113. Das hat uns also a bisschen frustriert, ja.  
114. V.: Und wo würden Sie auf Grundlage Ihrer gemachten Erfahrungen die  
115. Perspektiven für dieses Medium Internet sehen, wenn sie welche sehen. Sehen  
116. Sie welche?  
117. C3: Also wir haben unsere äh äh Erwartungen, haben wir äh nicht unbedingt  
118. herabgeschraubt, aber auf jeden Fall haben wir jetzt äh neue Erkenntnisse und  
119. gehen da mit anderen Erwartungen ran und äh sagen das wir diese sehr  
120. anonyme Art des äh Internetkontakt eingrenzen wollen //ja//. Ich denk das wir  
121. auch zunehmend konfrontativer werden und dann möglicherweise diese äh  
122. Schleifen dann nicht mehr so mitfahren //mhm// und dann aber eben bestimmte  
123. Leute frustrieren, aber das ist denk ich so fast die Normalität, die ich bei der  
124. Telefonseelsorge zum Beispiel auch erlebt hab, ja, //jaja//, weil das  
125. Aufkommen, die Häufigkeit dann nicht mehr so leistbar ist mit dem geringen  
126. Ergebnis, sagen wir mal so.  
127. V.: Mhm, mhm und denken Sie, dass Sie personell dann auch Kapazitäten erhöhen  
128. müssten, um das besser (?) gewährleisten zu können, das Internet auch  
129. nutzbarer  
130. C3: L  
131. das denk ich schon  
132. V.: zu machen.  
133. C3: Das denke ich schon, wenn man dem wirklich richtig fundiert fachlich  
134. abgesichert Rechnung tragen will, müsste man personell was tun und da haben  
135. wir andere personellen Engpässe, die wir vorher regeln wollten. //ja// Also das  
136. sind andere Prioritäten bei uns, ist leider so, das muss man sehen. //ja//  
137. V.: Gut Herr C3, das war es schon von meiner Seite aus und ich bedanke mich  
138. recht herzlich für ihre Mithilfe.  
139. C3: Ich hab noch eine Frage an Sie //ja gerne//, also, die mich interessiert, die ja  
140. jetzt gerade auch ziemlich im Gespräch ist, also diese diese Suizidforen im  
141. Internet, die ja immer wieder im Gespräch sind, die ja auch im Spiegel  
142. verhandelt worden sind, die im Fernsehen zum Teil auch Thema waren. Was  
143. sind denn Ihre Erkenntnisse in dieser Richtung. Sie haben sich ja sicher auch  
144. damit beschäftigt, wo sie doch Internet Fachfrau eigentlich sind.  
145. V.: Ja ähm, ich hab mich mit den Foren, also ich weiß um die Foren, ich habe sie  
146. mir angeschaut, ich kenne auch die Chat-Rooms, ich habe mich damit selber  
147. nicht auseinandersetzt, weil es ähm keinen empirischen Ansatzpunkt gab. Ich

148. habe keinen aufgetan um darin wirklich empirisch drin forschen zu können,  
 149. weil da ist dann eben ähnliches Problem, man weiß nicht ob das, was sich dort  
 150. abspielt, welchem Hintergrund entspringt und wie ernst ich das nehmen kann  
 151. und das zu verifizieren ist nahezu unmöglich. Ich habe vom Ansatz her  
 152. Beratungseinrichtungen angeschrieben, sowohl im Internet aktive, als auch  
 153. nicht aktive und ähm darüber erstelle ich den Vergleich, wie , wo werden die  
 154. Schwierigkeiten gesehen und was können die, leider nur sehr wenigen  
 155. Einrichtungen berichten von ihren gemachten Erfahrungen, was vielleicht dann  
 156. auch für die hilfreich ist, die vor dieser Entscheidung stehen, wenden wir uns  
 157. diesem neuen Medium zu ja oder nein. Und da gibt es sehr sehr  
 158. unterschiedliche Erfahrungen. Und was die Foren anbelangt, weiß ich aus  
 159. persönlichen Gesprächen mit äh Beratungseinrichtungen, dass einige, aber  
 160. wirklich nur sehr wenige der Betroffenen, die dort um Hilfe nachsuchten, auch  
 161. von, ja davon berichten, das sie da auch mal geguckt haben. Also das ist auch  
 162. ähm, gerade für Jugendliche äußerst interessant, weil so melancholische  
 163. Stimmungen, Ablösungsprozesse und Neugierde und und und sind sicherlich  
 164. Faktoren das Verhalten dahingehend zu beeinflussen, da die Nase rein zu  
 165. stecken, aber die tatsächlich von einer ganz tiefen Ausweglosigkeit bewegt  
 166. sind, konnten zumindest, wie gesagt es sind ganz wenige Fälle von denen ich  
 167. weiß, dann berichten, wie sehr sie das in die Tiefe gezogen hat und äh wie sehr  
 168. gerade sie angezweifelt haben ob all das, was dort, so ich sag mal munter  
 169. geschrieben oder ausgetauscht wurde, tatsächlich der Wahrheit entspricht und  
 170. sie für sich, sich selber in einem ganz wahren Problem empfunden haben und  
 171. da war dann eben nicht für sie das der richtige Raum.  
 172. C3: Ja kann ich nachvollziehen. Das stützt auch meine Vermutung. Das da viel,  
 173. also ich würd' mal sagen viel Schaumschlägerei an der Tagesordnung ist //ja//  
 174. und eigentlich vielleicht das ein Ventil sein kann für manche,  
 175. Darstellungsventil, aber die wenigen Fälle, die man ja weiß, wo es dann zu  
 176. gemeinschaftlichen Suiziden kam oder einzeln, die ja wirklich ganz wenige  
 177. sind und das ist das was die Öffentlichkeit alarmiert und da denk ich muß man  
 178. wirklich noch mal ein bisserl mehr harte Facts glaub zwischen die Finger  
 179. kriegen um da dagegenhalten zu können.

#### Zeichenerklärung auf Grundlage der Richtlinien der Transkription nach Bohnsack (2000)

L                    Beginn einer Überlappung bzw. direkter Anschluss beim Sprecherwechsel  
 (?)                    stark steigende Intonation  
 //mhm,ja//        Hörersignal des Interviewers, wenn das „mhm“ oder „ja“ u.a. nicht  
                          überlappend ist



#### Anlage 8 Transkription des explorativen Interviews geführt mit der Institution D

4. exploratives Interview geführt am 17.09. 2001 mit Herrn D4 von der Institution D  
(Suizidprophylaxe und Krisenbegleitung) Gesprächsdauer ca. 16 Minuten

1. V.: Ob Sie mir noch mal sagen mögen wie lange Ihre Einrichtung existiert?
2. D4: Ähem, die Einrichtung selber, den Verein, der diese Einrichtung trägt, den gibt
3. es seit '87.
4. V.: Seit '87
5. D4: Ja, das ist der Verein für Suizidprophylaxe und Krisenbegleitung M.
6. e.V.//mhm/, der wiederum ist Träger der Krisenhilfe und die Krisenhilfe gibt
7. es seit 1990.
8. V.: Seit 1990,
8. D4: L
9. da hat die eigentlich ihre Arbeit aufgenommen
10. V.: ja und ins Internet sind sie gegangen vor..?
11. D4: Oh, wie lange ist das denn her, hach das muss, das kann ich gar nicht so genau
12. sagen, das muss etwa 2 ½ Jahre her sein, würd ich sagen, 2 bis 2 ½ Jahre.
13. V.: 2 ½ Jahren und können Sie sich erinnern, was die Beweggründe waren, warum
14. haben Sie diesen Schritt ins Internet vollzogen?
15. D4: Ja, uns ging es vor allen Dingen drum das Medium ähm für unsere
16. Öffentlichkeitsarbeit zu nutzen //mhm//, also auf das Angebot aufmerksam zu
17. machen und zu informieren, ja also im Sinne von Primärprävention wirksam zu
18. sein, dann aber auch ähm äh einfach Menschen aufmerksam zu machen, das es
19. so etwas gibt wie Kriseninterventionseinrichtungen //ja, ja//, Hilfsangebote für
20. Menschen in suizidalen Krisen.
21. V.: Ähm und es ist nicht so, dass sie, oder es ist so, dass Sie äh aber auch Mail-äh
22. Austausch haben mit.
23. D4: Sehr wenig //sehr wenig// wir verweisen, also wenn, äh wir machen die
24. Erstbeantwortung sozusagen der eingehenden Mails, verweisen dann aber auf
25. die Telefonseelsorge im wesentlichen, ja.
26. V.: Verstehe, das heißt sie haben also Telefonseelsorgen dann ganz allgemein und
27. keine speziellen mit denen sie äh so auch schon zusammenarbeiten.
28. D4: Ja wir arbeiten hier eng mit der Telefonseelsorge M. //mhm// zusammen,
29. wir sind als Verein auch aus der Telefonseelsorge entstanden //ja,ja// ähm und
30. verweisen dann auf äh die, den Link äh zur Telefonseelsorge //mhm// und das
31. äh wird ja zentral äh dann verteilt //ja// an verschiedenen Einrichtungen //ja//
32. unter anderem die Stadt M. arbeitet in diesem Projekt auch mit.
33. V.: Mhm mhm und äh würden Sie mir kurz äh von den Erfahrungen berichten, die
34. Sie jetzt mit dem Internet gemacht haben, im Hinblick auf die Betroffenen.
35. D4: Ja also wir ähm werden relativ selten, sag ich mal, genutzt als
36. Erstansprechpartner ähm was äh Mail-Anfragen betrifft. Ich würd mal sagen
37. etwa monatlich 5 Anfragen gehen bei uns ein, also das ist ein durchaus
38. geringer Umfang, würd mal so schätzen ähm und die Anfragen die sind ähm da
39. sehr unterschiedlich, zum Teil geht es ausschließlich darum zu erfahren, ob es
40. in einer bestimmten Region Deutschlands eine ähnliche Einrichtung wie die
41. Krisenhilfe gibt //mhm//, dann vermitteln wir äh, wenn wir von einer
42. jeweiligen Einrichtung wissen //ja//, ja, also nennen einfach die Adresse bzw.
43. vermitteln äh an die Seite oder machen aufmerksam auf die Seite der Deutsche
44. Gesellschaft für Suizidprävention //mhm//, die ja da eine Einrichtungsliste

45. führt. //Ja,ja// Ja also das ist ähm ein Ansatz einer Anfragengruppe, sag ich mal  
 46. //mhm//. Ähm zum Teil geht es aber auch inhaltlich eben so um die Darstellung  
 47. einer persönlich kritischen Lebenssituation und wir bemühen uns dann um ähm  
 48. eine erste Antwort //ja//, so schnell wie möglich und dann aber wie gesagt, wie  
 49. ich gerade schon sagte äh geht es um den Verweis äh zu einer anderen  
 50. Beratungsmöglichkeit über das Internet, also Telefonseelsorge.  
 51. V.: Also differenzieren Sie dann bei den weiteren Angeboten, die Sie den  
 52. Betroffenen machen schon ähm im Hinblick auf, ist es besser ähm einen  
 53. Internetkontakt anzubieten oder ist telefonseelsorgerisch ja eh nie Face-to-face  
 54. trotzdem glücklicher, wenn da ein äh eine verbale Kommunikation stattfinden  
 55. kann oder verweisen Sie im Einzelfall schon auch noch eher ähm auf eine  
 56. Face-to -Face Situation.  
 57. D4: Ja. das ist abhängig eben von der Anfrage nich //ja//, äh deutlich machen wir  
 58. eigentlich die ganze Palette von Hilfsmöglichkeiten //ja,ja// ja, so dass sich die  
 59. Betroffenen selbst dann auswählen können, welchen Weg sie gehen wollen  
 60. //verstehe// für sich, ja ja.  
 61. V.: Und im Hinblick auf das Internet, wo würden sie persönlich als äh mit ihrem  
 62. Wissen und den Erfahrungen innerhalb ihrer Einrichtung die Perspektiven des  
 63. Internets speziell sehen für suizidale oder suizidgefährdete Menschen.  
 64. D4: Puh also ich, ich denke, dass ähm es für den Erstkontakt für eine bestimmte äh  
 65. Personengruppe äh sicherlich genutzt wird //ja//, also das oder das es eben so  
 66. ein Zugang ist, den wir auch entsprechend beantworten sollten //mm//. Ja also,  
 67. das es ich denke letztendlich ist es sinnvoll, dass wir Möglichkeiten haben, also  
 68. ich schließe auch die Telefonseelsorge mit ein, natürlich, dass wir da die  
 69. Möglichkeit haben, recht zeitnah zu reagieren. Äh ich würde allerdings so von  
 70. meinem äh Beratungsansatz her äh in der Beratung auch äh darauf hinarbeiten,  
 71. dass jemand sich in einen persönlichen Beratungskontakt begibt //ja, ja//. Also  
 72. Zielsetzung wäre dann schon ähm äh Mut zu machen, in eine Beziehung zu  
 73. gehen//mhm//, weil ähm ja ich den Eindruck aus meiner Arbeit bisher  
 74. gewonnen habe, äh dass das äh etwas ist, was letztendlich dann wirklich auch  
 75. äh eine Basis eine tragfähige Basis darstellen kann um die kritische  
 76. Lebenssituation durchzuschreiten //mhm// ja.  
 77. V.: Spielen bei ihrer Einschätzung ähm auch ethische Probleme, im Hinblick auf  
 78. Vertraulichkeit, Verbindlichkeit oder auch Datenschutz äh für dieses Medium  
 79. Internet vielleicht eine Rolle.  
 80. D4: Mhm, nein, also ich denke, derjenige der anfragt bei uns, ähm geht letztendlich  
 81. dann auch das Risiko ein, dass äh seine Information möglicherweise, wo auch  
 82. immer abgelegt //ja//, von wem auch immer, dann irgendwie eingesehen  
 83. werden kann //ja//. Ähm äh also, da mach ich mir jetzt speziell da weniger  
 84. Gedanken drüber, da ich denke, das ist ein Weg den ein Betroffener gewählt  
 85. hat, ja und äh es gibt für uns dann nur die Möglichkeit über diesen Weg dann  
 86. auch Kontakt zu halten oder wiederum herzustellen //ja, ja// von unserer Seite  
 87. aus, also insofern äh würd ich da äh keine Bedenken, oder Bedenken zwar  
 88. insofern, als das mir natürlich die Problematik bewusst ist, aber ich das Risiko  
 89. ähm größer finde äh , dann eine Information unbearbeitet äh, unbeantwortet zu  
 90. lassen //ja//, das Risiko erscheint mir zu groß zu sein.  
 91. V.: Mhm, könnten Sie bejahen, dass die Erstanfrage, wie auch immer sie sich  
 92. gestalten mag, einen Appell äh darstellt, der eine Reaktion, wie auch immer, ja  
 93. verlangt.  
 94. D4: Ja, in jedem Fall //ja//, also bei uns, das gilt sicher für alle äh  
 95. Kriseninterventionseinrichtungen, auch für die Telefonseelsorge //mhm//, uns

96. geht es darum dann schon (?) möglichst schnell zu reagieren //ja,ja//, ja, also  
 97. möglichst schnell äh zu signalisieren, es ist angekommen ja, es wird  
 98. ernstgenommen, äh wir machen uns Gedanken, was hilfreich sein könnte in der  
 99. jeweiligen Situation //mhm//. Manchmal sind das umfangreichere äh  
 100. Schilderungen äm, ebenso der problematischen Lebenssituation, manchmal  
 101. halt äh nur ganz kurz und knapp, „ich brauche Hilfe“ ja.  
 102. V.: Ja, dann bedanke ich mich recht herzlich für die Auskunft //ja//, die Sie mir  
 103. gegeben haben.

#### Zeichenerklärung auf Grundlage der Richtlinien der Transkription nach Bohnsack (2000)

- L            Beginn einer Überlappung bzw. direkter Anschluss beim Sprecherwechsel  
 (?)            stark steigende Intonation  
 //mhm,ja//    Hörersignal des Interviewers, wenn das „mhm“ oder „ja“ u.a. nicht überlappend ist

## Anlage 9 Transkription des explorativen Interviews geführt mit der Institution E

5. exploratives Interview geführt am 19.09. mit Herrn E5 von der Institution E  
(Selbsthilfeprojekt für suizidale/suizidgefährdete Kinder und Jugendliche) Gesprächsdauer ca.  
16 Minuten

1. V.: Guten Morgen Herr E5, hier spricht Vera Mall, ist es für Sie jetzt recht?
2. E5: Jajaja, das war ja ein Irrtum, ich war der Meinung also, dass handelt sich um
3. einen dieser Anrufe, die wir immer mal wieder kriegen, äh wo's um äh
4. verschiedene Dinge geht, also die von Geldanlagen bis, ja bis Erhebungen,
5. statistischer Art //mhm//
6. V.: Also, ich habe mich über Ihr Mail sehr gefreut und bin dankbar //ja//, dass Sie
7. sich die Mühe machen.
8. E5: I hab nämlich keine Telefonnummer gehabt, Sie haben mir a Fax Nummer
9. gegeben und ich da hab i dann zum Mail gegriffen.
10. V.: Ja, ich dachte es ist unproblematischer, denn ich bin da ganz frei, wenn Sie mir
11. etwas vorgeschlagen hätten //aha//, dann hätte ich es möglich gemacht.
12. E5: Aha, aha, ja.
13. V.: Und telefonisch ist es halt immer schwieriger mit der Absprache, weil ich nicht
14. immer am Netz sitze. Darf ich beginnen
15. E5: L
16. Ja, bitte.
17. V.: mit meinen Fragen?
18. Ähm, also ich frage im Hinblick auf das Projekt-X //ja//, dass Sie da ins Leben
19. gerufen haben und meine Frage, meine Erste zielt dahin //ja//, warum ,warum
20. die Wendung ans Internet für ähmdie suizidalen, suizidgefährdeten
21. Jugendlichen.
22. E5: Ähm, des kam aus der Gruppe selbst, ähm weil sich Frau M. damit äh im
23. Internet schon beschäftigt ham und äh wir wollten dann also in einer
24. Homepage zeigen, dass es uns gibt und was wir eben hier an Möglichkeiten,
25. lokalen Möglichkeiten haben //ja// und zu tun in der Lage sind.
26. V.: Ja, und die Gruppe selbst, das ist die betreute Selbsthilfegruppe?
27. E5: Ja //ja//, Selbsthilfegruppe, ich mein, das ist im Rahmen unserer Stiftung eben
28. die Jugendgruppe, die äh von Mitarbeiterinnen von uns betreut wird, äh die
29. geschult sind und wo momentan also auch Jugendliche sich wöchentlich
30. treffen.
31. V.: Ja ja, und ähm können Sie mir kurz sagen welche Erfahrungen Sie ähm im
32. Internet mit den Jugendlichen gemacht haben, wie ist die Resonanz, wie ist das
33. Feedback?
34. E5: Ähm, es war bei der Erstellung der der eigenen Homepage ähm ist es fast zu
35. einem kleinen Eklat gekommen, weil die Beiden, die hier diese Internetarbeit
36. aufbauten ähm mit Links gearbeitet haben, ähm die auf suizidales Verhalten im
37. Internet hinwiesen //mhmmhm//, was wir nicht so gut gefunden haben, //jaja//
38. so dass wir veranlasst haben, also diese Links wieder herauszunehmen, äh was
39. bei dem Einen also zu einer fast beleidigten Verhaltensweise führte, aber wir
40. haben Ihnen klar zu machen versucht, dass das hier eben um, um Leben geht.
41. //ja// Ähm es war äh damals gerade diese Geschichte mit den beiden
42. Jugendlichen, äh da is a Österreicherin nach Norwegen gefahren //ja, ja// und
43. haben sich da dann gemeinsam das Leben genommen haben.
44. V.: Mhm mhm und ähm gab es im Hinblick auf die Arbeit mit dem Internet ähm ja
- Gesichtspunkte, die da so eine gewisse Hemmschwelle darstellten, wie da

45. wären ethische Probleme, die Vertraulichkeit, Datenschutz, Verbindlichkeit in  
46. dieser Kommunikation, die stattfinden kann?
47. E5: Äh, wir haben uns dann äh daraufhin geeinigt, dass unsere Kapazitäten also  
48. über das Internet zu betreuen einfach net vorhanden sind, so dass wir es  
49. eigentlich dann bei der Homepage allein äh bewenden ließen.
50. V.: Das heißt es gibt keinen direkten E-Mail, //na gibt's net// Kontaktmöglichkeit,  
51. das besteht nicht /nein, nein//, aber aus ihren Erfahrungen gibt es über die  
52. Homepage dann die Verbindung auch zu der betreuten Selbsthilfegruppe, also  
53. das darüber durchaus auch...
54. E5: Ja und sagen wir den Hinweis also äh also auf unsere Homepage von der  
55. Stiftung, in der so ziemlich viel Material drinnen ist, das wir im Laufe der  
56. Jahre hier gesammelt haben, das wir auch verwenden zum Beispiel bei unseren  
57. Schuleinsätzen und so //ja//, die eben dann viel umfangreicher ist.
58. V.: Ja und welche Perspektiven sehen Sie für das Medium Internet im Hinblick auf  
59. diese Betroffenengruppe? Denken Sie an Ausweitung, oder?
60. E5: Naja ich, für unsere Institution //mhm// sehe ich hier die Limitierung durch das  
61. Defizit der vorhandenen personellen Kapazitäten //ja,ja//, weil Sie müssten  
62. ja dann praktisch äh immer äh a paar Leute haben, die, so ähnlich wie in der  
63. Telefonseelsorge //ja//, so rund um die Uhr arbeiten //ja// und des des ham wir  
64. nit.
65. V.: Ja, ja da sind dann Grenzen gesetzt.
66. E5: Aber ich seh das Internet ist ja ein Medium, dass ma auch Jugendliche hier  
67. quasi in ein Chat Forum einsteigen könnten und auf diese Weise also äh äh  
68. versuchen, ihre Probleme zu erkennen oder in den Griff zu kriegen, oder das  
69. man auf Sie äh über dieses Medium Einfluss äh nehmen kann.
70. V.: Ja, das es einen Raum gibt in dem sie das auch zum Ausdruck bringen können.
71. E5: Ja ja, sie bleiben in ihrer quasi Anonymität //ja, ja//, ähm aber des is dann a  
72. Arbeit wie in der Telefonseelsorge //ja//, wo ja auch äh der Anrufer sich in der  
73. Anonymität versteckt //ja// oder zurückbehält, ähm während unsere Aufgabe  
74. sehen wir in einer persönlichen Betreuung //ja//, also das man hier mit den  
75. Leuten ins Gespräch kommt, das man sie besser kennen lernt, dass eben mit  
76. ihnen gemeinsam was unternimmt und des man hier ähem ihre Befürchtungen,  
77. manche haben ja auch weiß ich Angstattacken und die Angst vor einer  
78. Behandlung oder oder einer Therapie, dass man ihnen hier das eben hilft //ja,  
79. ja//. Da sehen wir unsere Aufgabe .
80. V.: Ja Herr E5 ich bedanke mich ganz herzlich //bitte// ja und ich denke Sie  
81. hören von mir, ich hatte Ihnen das ja auch zugesagt und ihre Frau hatte ja auch  
82. noch einmal darum gebeten.
83. E5: Ich kann Ihnen noch was sagen, was jetzt sehr äh nett war. Im Sommer äh hat  
84. ein Mitbegründer unsere Stiftung, der ein Segelboot hat mit unseren  
85. Jugendlichen einen Törn gemacht in der Adria //ähm// und äh also da war sehr  
86. viel therapeutischer Gewinn drin'//ja, //, wie das innerhalb von naja wenigen  
87. Tagen dann doch zu einem Erfolg gestaltet hat, mancher hat sogar vor dem  
88. Betreten der Planken Angst.
89. V.: Ach, wie schön ja, ja.
90. E5: Also das, i mein, da sieht man, das der Weg, den wir mit der persönlichen  
91. Betreuung hier äh anbieten und forcieren wollen, also das der uns doch schon  
92. sehr wichtig ist.
93. V.: Würden Sie abschließend sagen, dass das Internet, da es ja nicht Face-to-face  
94. arbeitet, niemals arbeiten kann, zumindest vorläufig nicht //ja, ja//, dass das

95. Internet das nicht leisten kann.
96. E5: Naja, ähm ich ich hab sehr gute Kontakte zu unserer Telefonseelsorge in Graz,
97. ähm die haben seitdem sie diese kostenfreie Anrufnummer 142 haben //ja//, das
98. Problem, das sie sehr viele, wie will ich es sagen, ja so Witzanrufe bekommen
99. //ja, ja//, wo sie einfach geäppelt werden //ja, ja// und äh ich könnte mir
100. vorstellen, dass das im Internet natürlich ähnlich äh möglich ist //ist bestimmt
101. möglich//, während wenn ich Face-to-face hab//ja//, dann kann ich ganz anders
102. mit dem Menschen umgehen und auf ihn eingehen //ja//. Es bleibt meines
103. Erachtens in der Anonymität immer die Schwierigkeit, äh wie ernst ist das
104. //ja//, nit. Es gibt ja schon Neurotiker, die einfach sich hier aufteilen, indem sie
105. sich in äh eine andere Rolle begeben, um die Welt zum anhalten.
106. V. Ja, das ist sicher wahr. Herr E5 haben Sie vielen Dank und...

#### Zeichenerklärung auf Grundlage der Richtlinien der Transkription nach Bohnsack (2000)

- L Beginn einer Überlappung bzw. direkter Anschluss beim Sprecherwechsel
- //mhm,ja// Hörersignal des Interviewers, wenn das „mhm“ oder „ja“ u.a. nicht überlappend ist

#### Anlage 10 Transkription des explorativen Interviews geführt mit der Institution F

6. exploratives Interview geführt am 27.09.2001 mit Frau F6, von der Institution F (Projekt „Krisenberatung im Internet“) Gesprächsdauer ca. 21 Minuten

1. V.: Ja, hier spricht noch einmal Vera Mall, Doktorandin von der TU-Berlin, //ja  
2. Frau Mall, ja// Frau F6 also ich hatte ja angefragt ob ich mit Ihnen äh noch  
3. einmal ein Interview führen könnte //mhm//, nach der Studie an der Sie  
4. teilgenommen haben, ja wann wäre Ihnen das recht.  
5. F6: Wie lange dauert das denn?  
6. V.: 10-15 Minuten maximal.  
7. F6: Tja, dann machen wir das am besten jetzt gleich.  
8. V.: Ja, gerne.  
9. F6: Wenn ich Sie jetzt schon dran hab oder Sie mich bzw.//@ja@  
10. V.: Ja, ja gut äh.  
11. F6: Sagen Sie mir noch mal kurz, was was untersuchen Sie genau.  
12. V.: Ähm, ob und inwieweit das Internet als Kommunikationsforum für suizidale  
13. bzw. suizidgefährdete Adoleszente interessant ist.  
14. F6: Ah ja, da kann ich mich dran erinnern, ja an diesen Fragebogen //genau//, ich  
15. war natürlich von meiner Seite aus, konnt ich Ihnen da nit so sehr viel  
16. Schlüssiges dazu bieten //mhm//, das weiß ich noch, weil wir hatten ja diese  
17. Internetkrisenberatung ganz offen konzipiert im Netz stehen //ja// und waren  
18. eigentlich jetzt mit dieser (?) speziellen //mhm// Problemgruppe gar nicht  
19. konfrontiert.  
20. V.: Aber ich nehme an, dass Sie auch ähm, zumindest entnahm ich das Ihrem  
21. Fragebogen, durchaus auch ähm suizidale Anfragen hatten. //mhm// Also  
22. Anfragen von Suizidalen  
23. F6: Ja, ja das hatten wir //ja,ja//.  
24. V.: Ich habe auch im Internet äh von ihrer Einrichtung, oder von ihrem eigentlich  
25. Forschungsprojekt ja, mir noch ein paar Seiten auch rausgesucht und da  
26. entnehme ich, dass der Forschungsansatz zweierlei war, einmal ob es  
27. überhaupt geeignet das Internet für Beratung in Krisensituationen //genau// u.  
28. zum anderen, äh ob die Kommunikationsform, die computervermittelte nicht  
29. vielleicht in solchen Situationen ähm Vorteile bietet //genau//. Gab es darüber  
30. hinaus noch mehr was vielleicht als Grund ...ähm.  
31. L  
32. F6: Ja es gab natürlich da drunter liegend  
33. noch bestimmte Hypothesen, also, des eine haben Sie grad glaub ich schon ein  
34. etwas antangiert. Uns geht es eben auch um die Niedrigschwelligkeit von dem  
35. Hilfeangebot, da besonders in Krisen ja die zeitliche Akutheit ein wichtiger  
36. Gesichtspunkt ist //mhm//. Äh, des andere war, das wir gucken wollten, welche  
37. Adressaten erreichen wir denn damit und unsere Hypothese war, das wir auch  
38. solche Adressaten mit dem Angebot erreichen, die sich jetzt in ner Krise nicht  
39. an traditionelle, klassische Dienstleistungen wenden würden //ja//, also sprich  
40. Männer und vor allem jüngeren Alters //ja,ja//. Das war so ein Gesichtspunkt.  
41. Diese Hypothese hat sich nur hälftig bestätigt. Es haben in der Tat  
42. überproportional viele Männer unser Hilfeangebot in Anspruch genommen  
43. //mhm//, aber nicht jüngeren Alters. Des war überhaupt für uns ähm, na ja gut  
44. ähm es gibt ne Erklärung dafür, aber zunäschgt mal war es erstaunlich, dass es  
45. nicht äh überproportional viele Menschen jüngeren Alters waren //ja//, die

46. dieses Angebot genutzt haben, sondern so das Gros lag durchaus im Bereich,  
 47. sag ich mal zwischen so, Ende 20 bis Anfang 50 //ja, ja//. Dass es die  
 48. Jugendlichen od. jüngeren Menschen nicht so erreicht hat, lag an der Form der  
 49. Werbung. Denn es ja so übers Netz son Hilfeangebot zu finden ist ja schwierig  
 50. //ja//, weil bestimmte äh äh Suchbegriffe, die sind ja dann schon besetzt //mhm,  
 51. mhm// von anderen Angeboten und unser Angebot hat eben besonders dann  
 52. einen starken Zulauf erfahren in dem Moment wo, weil es ja innovativ war  
 53. damals, des in der Presse und in den Medien dann drüber berichtet wurde und  
 54. ich denke, eben diese Medien die haben eben vor allem Leute angesprochen,  
 55. die mehr dieser älteren mittleren bis älteren //ja, ja// Altersgruppe zuzurechnen  
 56. waren. Das hätte sicher anders ausgesehen, wenn des jetzt in  
 57. Jugendmagazinen wie Bravo oder was weiß ich //ja// oder in  
 58. Fernsehsendungen, die Jugendliche sich anschauen, wenn es da transportiert  
 59. worden wäre.
60. V.: Aber es blieb nicht regional beschränkt?
61. F6: Nein, überhaupt nicht //ja//. Also soweit man das aus den E- Mail Adressen  
 62. dann auch, oder aus dem, was die Leute geschrieben haben erkennen konnte,  
 63. war das also bundesweit //mhm//.
64. V.: Ach ja , das ist ja dann auch schon ein Zeichen dafür, das andere Zugänge äh  
 65. wohl auch genutzt wurden, also nicht nur die Medien, äh von denen ich  
 66. annehme, dass sie regional verbreitet wurden.
67. F6: Nein, die waren überregional //überregional//, es ging dann auch an die  
 68. Pressestelle //ah ja, ja// und dann kam das in verschiedenen Zeitungen in der  
 69. BRD, das kam dann in //mhm// Frauenzeitschriften //ja, ja//, die ja auch  
 70. überregional sind.
71. V.: Ich habe mich natürlich mit Ihrem Projekt auseinandergesetzt //ja// und ich  
 72. habe vom Konzept her ne Ähnlichkeit zu dem Ansatz der Telefonseelsorge  
 73. ähem da raus gelesen, dass Sie innerhalb von 24 Stunden ein Feedback ähm  
 74. gegeben haben //genau// und wie gestaltete sich dann darüber hinaus der  
 75. kommunikative Prozess. Gab es ihn und wie ja wie haben Sie es geleistet,  
 76. wenn es ihn gab.
77. F6: Wir haben das ja ganz offen gestaltet. Wir haben den Leuten gesagt innerhalb  
 78. von 24 Stunden bekommen Sie ne Meldung zurück //ja//. Als wir dann so viele  
 79. Anfragen hatten zu einer bestimmten Zeit, mussten wir diesen Zeitraum leider  
 80. auf 48 Stunden //mhm// erhöhen, weil wir einfach nicht nachkamen //ja//, wir  
 81. waren dann auf einmal überschwemmt mit Anfragen. Des schien aber für die  
 82. meisten kein Problem zu sein, das haben wir auch nachgefragt //mhm//. Des  
 83. zweite, was Sie sagen mit diesem, wie der Kommunikationsprozess sich  
 84. entwickelt, da waren wir uns ja am Anfang auch nicht sicher ob wir jetzt, was  
 85. weiß ich, in so einen Beratungsprozess einsteigen werden, sprich die Leute  
 86. dann ein ½ Jahr immer wieder beraten – und da haben wir erstaunlicherweise  
 87. gefunden, dass von all den 160 Fällen, die wir beraten und auch ausgewertet  
 88. haben //mhm//, waren es vielleicht, wenn es hoch kommt 10 Personen, die  
 89. mehrmals Kontakt mit uns aufgenommen haben, sprich, die noch einmal  
 90. Rückfragen //mhm, mhm// hatten oder die nach 2 Wochen noch mal wieder ne  
 91. Beratung von uns wollten //ja//. Für die allermeisten war des punktuell //mhm,  
 92. mhm//, des sie jetzt akut ne Krisenberatung wollten und sich dann aber auch  
 93. nicht mehr gemeldet haben.
94. V.: War inhaltlich äh also in den möglichen Anfragen eher dann vielleicht die  
 95. Stoßrichtung ähm Information gefragt?
96. F6: Überhaupt nicht //überhaupt nicht// ähäh, des war vielleicht ich schätz des mal



97. ganz grob vielleicht auch in maximal 10 Prozent der Fällen, als die Leute  
98. sagten können Sie mir da irgend jemanden nennen in meiner Umgebung, wo  
99. wir dann eben auch mehr aufs allgemeine verwiesen. Die Leute haben wirklich  
100. um psychosoziale Beratung für die Krise nachgefragt.

101. V.: Und zwar situativ und dann nicht von Ihnen dann die Informationsgabe,  
102. zumindest nicht in überwiegenden äh Maße, sich hinzuwenden an bestimmte  
103. äh Zentren?

104. F6: Mnmn, die wolln, das wir uns wirklich mit ihren Problemen auseinandersetzen  
105. und ihnen da dazu ein Feedback geben, wie kann ich aus dieser Situation  
106. rauskommen.

107. V.: Und gab es äh nach der Gabe eines Feedbacks noch einmal ein Feedback von  
108. der anderen Seite, Dank oder äh das hat mir geholfen, also irgend etwas in  
109. diese Richtung einfach als Statement oder brach das dann mit ihrem Feedback  
110. in den überwiegenden Fällen ab?

111. F6: Also, in den meisten Fällen brach es dann in der Tat ab, aber es gab natürlich  
112. einzelne, die uns dann //ja, ja// zurückgeschrieben haben „des war jetzt schön“,  
113. oder „das hat mir geholfen, was sie mir da gesagt haben“ //ja ja//, aber des war  
114. eigentlich eher die Ausnahme. Wir hatten ja allerdings diesen Fragebogen  
115. //Mmh, ja// mitgeschickt, wo die Leute uns äh eben ähm diese Beratung  
116. evaluieren sollten, daraus konnten wir dann eben am meisten was rausziehen  
117. und da gab es dann eben manchmal, es gab da auch nen Platz drin, wo die  
118. Leute noch so ne offene Frage//ja// beantworten konnten, da hat man dann  
119. manchmal auch noch so was//ja// mitgekriegt.

120. V.: Ich bin mir im Moment nicht äh darüber im klaren, ob das Forschungsprojekt  
121. für Sie derzeit schon ähm abgeschlossen ist, aber losgelöst davon, wo würden  
122. Sie nach dem Stand ihrer Kenntnis heute die Perspektiven sehen für das  
123. Medium Internet in Bezug auf Krisenberatung.

124. F6: Also ich denk, ehrlich gesagt, das es, ich mein es installiert sich ja jetzt auch in  
125. anderen //mhm// Bezügen, also zum Beispiel die Erziehungsberatungsstellen  
126. haben ja jetzt auch so ein Angebot //ja// und von anderen Trägern gibt des ja  
127. zunehmend auch. Ich denk, dass es bereits jetzt, mittlerweile aus der  
128. Hilfelandschaft in diesem Bereich nicht mehr wegzudenken ist //mhm//, weil  
129. ich wirklich glaub, das hat sich durch mein Projekt bestätigt und denk mal, das  
130. des andere auch so finden werden, dass es eben ein niedrigschwelliger Zugang  
131. ist //mhm//, der eigentlich sich durch nichts sonst, was es bisher gibt äh, zu  
132. toppen ist //ja//. Gut, die Telefonseelsorge gibt's, aber ich glaub //mhm//, dass  
133. es für viele Leute trotzdem noch ne viel größere Hemmschwelle ist //mhm//,  
134. weil ich auch vermute, das die Telefonseelsorge nur einen bestimmten  
135. Adressatenkreis anspricht //mhm//und dabei bei vielen äh Gruppen, auch  
136. irgendwelche Hemmschwellen bestehen //mhm, mhm//, sich dahin zu wenden.  
137. Eben gerade dieses Klientel, das wir auch fanden, Männer, Männer, die dann  
138. eben auch äh sehr stark mit Beziehungsproblemen, mit Partnerkrisen und so  
139. weiter, sich an uns gewendet haben, ich glaube des sind Leute, die aus  
140. traditionelleren //ja// Personenhilfsangeboten rausfallen oder da nicht erreicht  
141. werden und da isch die Telefonseelsorge //ja// auch keine Alternative //mhm,  
142. mhm//, denn die würden da nicht anrufen //mhm, ja, ja//. Aber eben dann nach  
143. der Arbeit oder während der Arbeitszeit äh am PC, da in der Firma seine Not  
144. //ja// mal hinschreiben und dann was zurückzukriegen //ja//, ich glaub das ist  
145. wirklich eine Alternative //mhm, mhm//. Ich tät es auf keinen Fall, als ein äh  
146. entweder oder //ja, ja//, des ist ganz klar, aber eben als zusätzliche  
147. Dienstleistung, denk ich das es bereits jetzt ähm äh ja sich selber rechtfertigt.

148. V.: Und äh wie würden sie denken müsste sich äh dann, um da hilfreich äh zu sein  
 149. ähm , ein Konzept entwickeln, würde es reichen nach ihren Erfahrungswerten  
 150. innerhalb von 24 Stunden und dann ist meistens auch schon ein Auffangen  
 151. der akuten Krisensituation, oder sind ihre Vorstellungen äh eher dahin, dass es  
 152. rund um die Uhr, so wie die TS es telefonisch ja leistet eine Betreuung oder  
 153. Beratungsmöglichkeit angeboten werden sollte.
154. F6: Ich glaube das kommt ganz darauf an, da muss man differenzieren. Es wird ja  
 155. auch zunehmend verschiedene Angebote geben //mhm//, die auch, sag ich mal,  
 156. mehr differenzieren nach Adressatengruppen //ja ja//, die sie ansprechen. Es ist  
 157. ein großer Unterschied, ob ich jetzt zum Beispiel ein Angebot ins Netz stelle,  
 158. das sich speziell an suizidgefährdete Menschen wendet /natürlich, ja//, da würd  
 159. ich meinen, dass man da natürlich mit 24 Stunden, ist da nichts mehr getan  
 160. //ja//, da müsste man gucken, dass man das äh anders gestalten kann. Ähm, ein  
 161. anderes Projekt könnte vielleicht sein, oder was es ja gibt, so wie Kids-Hotline  
 162. //mhm, mhm// oder so, da denk da kommt man dem Zeitrahmen von 24  
 163. Stunden schon aus //ja// und auch die meisten Leute, die uns geschrieben  
 164. haben, haben gesagt das ist kein Problem gewesen, weil des haben wir auch  
 165. nachgefragt //mhm, mhm//, wie war das für sie //ja// zeitlich die Präsenz, aber  
 166. ich glaub da muss man einfach differenzieren und ich glaub je mehr das in  
 167. Richtung Suizidgefährdung geht, denk ich schon das es da schneller gehen  
 168. muss. //ja, ja//
169. V.: Gut Frau F6 ich bedanke mich ganz
170. F6: L
171. ja nichts zu danken, ich hoffe ich
172. konnte Ihnen da ein wenig helfen und irgend wann wird man da ja vielleicht im
173. Netz oder auch sonst wo ihre Ergebnisse auch lesen können
174. V.: herzlich für Ihre Mitarbeit, ja davon geh ich jetzt noch aus //ja//.

### Zeichenerklärung auf Grundlage der Richtlinien der Transkription nach Bohnsack (2000)

- L Beginn einer Überlappung bzw. direkter Anschluss beim Sprecherwechsel
- (?) stark steigende Intonation
- //mhm,ja// Hörersignal des Interviewers, wenn das „mhm“ oder „ja“ u.a. nicht überlappend ist